

II. Buchbesprechungen

1. Gesamtdarstellungen

NEIL MACGREGOR: *Leben mit den Göttern*. München: C.H. Beck 2018. Aus dem Englischen von ANDREAS WIRTHENSOHN und ANNABEL ZETTEL. 542 S. m. zahlr. farb. Abb. ISBN 978-3-406-72541-8. Geb. € 39,95.

Mit diesem knapp 550 Seiten starken Werk liegt nun das zweite Buch von Neil MacGregor vor, in dem er Geschichte mit und von Dingen schreibt (vgl. Neil MACGREGOR, *Eine Geschichte der Welt in 100 Objekten*, München: C. H. Beck, 2011).

»Leben mit den Göttern« handelt von religiösen Glaubensgrundsätzen sowie den Menschen, die diesen anhängen, wie der englische Untertitel andeutet, den man für die deutsche Übersetzung gestrichen hat (engl. *Living with the Gods. On Beliefs and People*). Vor allem geht aber es um Rituale und die Dinge, die Menschen für ihren Vollzug verwenden, sowie die Orte, an denen Glaube praktiziert wird. Im Fokus der Betrachtung stehen erneut museale Objekte aus dem British Museum, dessen Direktor MacGregor bis 2015 war. Der Vorteil dieser objektzentrierten Herangehensweise besteht darin, nicht nur die »großen« Religionen, sondern auch kleine Glaubensgemeinschaften in die Analyse zu integrieren sowie Phänomene zu untersuchen, die nicht im engeren Sinne religiös konnotiert sind. Dabei schaut MacGregor auf einen Zeitraum von 40.000 Jahren, von den Anfängen der Überlieferung menschlicher Artefakte bis in die heutige Zeit. Das Buch ist keine klassische Geschichte der Religionen, sondern will erklären, wie Glaube Gemeinschaften formen, aber auch spalten kann. Dem Autor geht es um nichts weniger als die Frage, »was gemeinsame religiöse Überzeugungen im öffentlichen Leben einer Gemeinschaft oder einer Nation bedeuten können, wie sie das Verhältnis zwischen dem Einzelnen und dem Staat prägen und wie sie einen entscheidenden Beitrag dazu leisten, wer wir sind.« (S. 8) Dem Buch liegt die Annahme zugrunde, dass jede Gesellschaft über ein bestimmtes Glaubensnarrativ verfügt, das Identität verleiht und Sinn stiftet. Nur für eine relativ kurze Zeit in der Geschichte sei es, im Zuge der Säkularisierung, scheinbar zu einem Rückzug des Religiösen aus dem öffentlichen Leben gekommen. Dass der Glaube heute mehr denn je auf der politischen Tagesordnung steht, sei vor diesem Hintergrund eher als Rückkehr zum »Normalfall« menschlichen Verhaltens zu verstehen.

Das Buch gliedert sich nach der Einleitung in sechs Teile, angefangen bei den Gemeinschaften und ihren Ritualen (I), der Bedeutung von Leben und Tod (II), über die Schauplätze des Glaubens (III) und die Macht der Bilder (IV), bis hin zu den Folgen polytheistischer und monotheistischer Religionen für Gesellschaften (V) sowie dem Verhältnis zwischen religiösen Lehren und weltlicher Herrschaft (VI). Besonders beeindruckend ist es, wie spielerisch leicht MacGregor Bilder, Objekte und Texte, die auf den ersten Blick wenig miteinander zu tun haben, durch ein historisches Narrativ miteinander zu verknüpfen weiß. In Kapitel 5 »Ernte und Ehrerweis« beleuchtet er etwa das menschliche Verhältnis zur Natur, und zwar am Beispiel einer spätmittelalterlichen Miniatur der Arche Noah, eines aus Robbendarm gefertigten Anoraks aus Alaska sowie einer Getreidemumie des Osiris aus dem alten Ägypten (um 700–300 v. u. Z.). In der jüdisch-christlichen Überlieferung erscheint das Herrschen über die Umwelt sowie deren Nutzung – teils bis zur Ausbeutung mit desaströsen Auswirkungen in unserer heutigen Welt – als gottgegeben und damit natürlich. Dagegen verweisen der Parka aus Robbendarm und die Kornmumie

auf ein wechselseitiges, dialogisches Verhältnis zwischen Mensch und Umwelt, das sich nicht durch Herrschaft, sondern vielmehr durch Kooperation auszeichne.

Ein so global angelegtes Buch läuft fast zwangsläufig Gefahr, in Beliebigkeit und Oberflächlichkeit auszuarten, denn es erscheint kaum möglich, eine derart umfassende Sicht auf die weltweiten Kulturen seit Anbeginn der Überlieferung zu erzählen. Neil MacGregor gelingt dieses Kunststück dennoch, indem er Expert*innen aus aller Welt zu Rate zieht, die das nötige fachliche Wissen bereitstellen, um die Objekte zu kontextualisieren. Diese ungewöhnliche, erfrischende Perspektive auf die Geschichte von Glaubensgrundsätzen empfiehlt sich als Lektüre sowohl für Spezialist*innen als auch für Lai*innen auf dem Gebiet der Religionsgeschichte. Dies liegt vor allem an dem klaren Stil und dem Verzicht auf einen theoretischen Überbau. Auch in ästhetischer Hinsicht ist das Buch mehr als gelungen, angefangen bei der Umschlaggestaltung über die Qualität des Papiers bis hin zu den überwiegend farbigen Abbildungen.

Anne Mariss

ROB BODDICE: Die Geschichte der Gefühle. Von der Antike bis heute. Darmstadt: Wbg Theiss 2020. 272 S. ISBN 978-3-8062-4011-5. Geb. € 25,00.

Rob Boddices Publikation »Die Geschichte der Gefühle«, eine Übersetzung der 2019 erschienenen englischen Originalausgabe »A History of Feelings«, reiht sich in den Kanon emotionshistorischer Studien ein, die das vergangene Jahrzehnt zahlreich hervorgebracht hat; sie nehmen Emotionen nicht nur als Folge, sondern auch als maßgebliche und treibende Kräfte historischer Entwicklungen ernst. Die Lücke, die Boddice innerhalb dieser Bandbreite an Arbeiten zu (er)schließen vermag, liegt vor allem in der epochen- und emotionsübergreifenden Konzeption des Buches. Es ist »Die Geschichte der Gefühle«, die einen (Über)Blick auf eine Reihe charakteristischer Gefühle von der Antike über die Jahrhunderte hinweg bis in die jüngste Gegenwart bietet. So bewegt sich die Studie zwischen Homer und Hildegard von Bingen, Descartes und der UNO ebenso wie zwischen Wut und Liebe, Ekel und Glück.

»Die Geschichte der Gefühle« – als Buch wie als geschichtswissenschaftliche Teildisziplin generell – kehrt einer universalistischen Sichtweise auf Emotionen den Rücken zu. Emotionen versteht Boddice als »kausale Faktoren« (S. 16), die mit Zeit und Raum korrespondieren und dabei »untrennbar mit menschlichen Aktivitäten aller Art« (S. 17) verbunden sind. So heißt es: »Wenn ich behaupte, dass Gefühle in der Vergangenheit *anders* waren, als sie es in der Gegenwart sind und dass wir sie nur durch die Schichten zeitgebundener kultureller ›Drehbücher‹ hindurch verstehen können, so müssen wir darin eine Historisierung des Menschen selbst sehen.« (S. 12) Emotionen sind demnach biokulturelle Erscheinungen, die die Welt formen, dessen Produkt und Ausdruck sie zugleich sind. In Anlehnung an den amerikanischen Historiker William Reddy geht es Boddice im Versuch, sich der Erzeugung und Wirkung von Gefühlen in der Vergangenheit zu nähern, vor allem darum, die Bedingungen offenzulegen, in denen die »Drehbücher« einerseits entstehen und die sie andererseits statuieren.

Boddice arbeitet sich vom klassischen Altertum (Kap. 1) über die Antike und das frühe Christentum (Kap. 2), Mittelalter und Frühe Neuzeit (Kap. 3), Aufklärung (Kap. 4) und Industrialisierung (Kap. 5) bis in das 20. Jahrhundert vor. Entlang diverser Quellengenres, die Traktate und Selbstzeugnisse, aber auch Bilder umfassen, zeigt er, wie Gefühle für unterschiedliche Stoßrichtungen – darunter Philosophie und Theologie, Medizin und Wirtschaft – zum Diskussionsgegenstand wurden, wie sie Handlungsmacht hervorriefen oder in (körperlichen) Praktiken bewältigt wurden. Wenn auch bei dem grobmaschigen Format und der damit einhergehenden punktuellen personen- und ideenzentrierten Darstellung wenig Platz für konkrete sozialgeschichtliche Zusammenhänge bleibt, ordnet Boddice die

Quellen doch äußerst umsichtig und detailliert ein; er lässt seine Leser*innen an seinen Gedankengängen teilhaben, sodass die Schrift stellenweise wie eine Schulung in Quellenanalyse und Geschichtsschreibung anmutet. Dies erscheint gerade in Anbetracht der politischen Dimension, die Boddice Gefühlen zuschreibt, einleuchtend, denn es mag nicht nur für Historiker*innen eine Möglichkeit oder Notwendigkeit sein, vergangenen Gefühlen auf die Spur zu kommen; auch das gegenwärtige menschliche Gefühls(er)leben wird von »emotionalen Regimen« (s. Reddy) navigiert, die es zu entschlüsseln gilt, um ein Bewusstsein für die sich stetig verschiebenden Grenzen von Macht und Freiheit zu schaffen.

Die Selektion der Gefühle, der weitestgehend europäische Fokus sowie die vorgeschlagene Periodisierung möchte Boddice als Auftakt – als *eine* mögliche Darstellung verstanden wissen, die sich durchaus ergänzen ließe. Wenn seine Studie einmal mehr die Universalität von Gefühlen widerlegt, so belegt sie zugleich ihre variable und komplexe Erscheinung und die multiplen Perspektiven, derer es beim Versuch sie einzufangen bedarf: Im Spannungsverhältnis von Individuum und Kollektiv, Mensch und Tier einschließend, erzählt Boddices Geschichte unter anderem von der Präsenz der Gefühle in ihrer vermeintlichen Abwesenheit, ihrem sich stetig wandelnden semantischen Gewand oder der mit ihnen zerfallenden Dichotomie von (Ir)Rationalität. Dabei rückt er das »Erleben« (Epilog) von Gefühlen und Geschichte in ein kompliziertes Licht, das zwar einen langen Zeitraum abbildet, dessen Lektüre allerdings durch seine Konzeption keinen langen Atem braucht. So regt diese Geschichte durchaus an, einen reflektierten Blick auf Gefühle und darauf, wie sie gedeutet werden und wie bedeutend sie sind, zu werfen.

Julia Lieth

SIBYLLE LEWITSCHAROFF, NAJEM WALI: Abraham trifft Ibrâîm. Streifzüge durch Bibel und Koran. Berlin: Suhrkamp 2018. 309 S. ISBN 978-3-518-42791-0. Geb. € 24,00.

Christen und Muslime über ihre gemeinsamen religiösen Leitgestalten ins Gespräch zu bringen, von denen Bibel und Koran erzählen, ist ein reizvolles Projekt. Denn die Geschichten dieser Gestalten werden in den heiligen Schriften je aus unterschiedlichen Interessen ausgewählt, erzählt, und gedeutet. Sie bebildern gewissermaßen das innere Selbstverständnis und die Selbstwahrnehmung der Religionen. So kann im Unterschiedlichen gleichzeitig das Gemeinsame entdeckt werden. Auf diese Weise wächst im Dialog nicht nur das Verständnis für die Religion der anderen, sondern auch die Herausforderung, über die eigene Religion kritisch nachzudenken.

Die Autoren haben sich neun religiösen Leitgestalten zugewandt, die sie je aus biblischer und koranischer Sicht besprechen: Eva/Hawwâ, Abraham/Ibrahim, Moses/Mûsa, Lot/Lût, Hiob/Ayyûb, Jona/Yûnus, König Salomo/Sulaimân, Maria/Maryam, der Teufel/Schaitân (Iblîs). Damit könnte das Buch ein willkommener Beitrag zum christlich-muslimischen Dialog sein. Dass es diesem Anspruch nicht genügt, liegt nicht daran, dass die Autoren keine Fachtheologen sind. Vielmehr verfolgen sie ganz unterschiedliche Interessen.

Najem Wali setzt sich einfühlsam mit den Texten des Koran auseinander. Dies am gegebenen Ort durchaus kritisch und mit einem leisen Anflug von Humor, aber stets auf Augenhöhe mit den muslimischen Leserinnen und Lesern. Ihnen wird an manchen Stellen zweifellos ein Perspektivenwechsel zugemutet – so etwa, wenn Wali ihnen nahebringt, dass jene Leitgestalten und die Art und Weise, wie der Koran sie vorstellt, nicht einfach eins zu eins als historische Personen verstanden werden können. Wali bemüht sich also, seiner muslimischen Klientel Wege zu zeigen, wie sie ihren Islam auf weltoffene und sympathische Weise neu verstehen und leben können.

Sibylle Lewitscharoff hat sich für ein anderes (religionskritisches?) Anliegen entschieden. Sie setzt voraus, dass hierzulande die biblischen Figuren eher bekannt sind, und nimmt sich heraus, ihre Interpretationen – ohne Rücksicht auf die muslimischen Leserinnen-

nen und Leser, die vielleicht doch gerne gewusst hätten, wie Christen ihre koranischen Leitgestalten verstehen – mit wohl humorig gemeinten Geschichtlein zu »umzirken«. Gerade das Kapitel über Abraham beginnt mit einer weitschweifigen Persiflage über eine Vision des Philosophen und religiösen Schriftstellers Sören Kierkegaard (1813–1855). Wohlbermerkt: Das nach der alttestamentlichen Abrahamserzählung von Gott Abraham befohlene, dann aber verhinderte Sohnesopfer, das die Autorin in ihrem Abraham-Kapitel in die Mitte rückt, ist in der Tat bis heute ein exegetisches Problem. Doch die Art und Weise wie sie mit dem Abrahamsthema umgeht – und diese Kritik betrifft keineswegs nur dieses Kapitel – halte ich, gelinde gesagt, für unangemessen. Muslime müssen fast den Eindruck erhalten, das Christentum sei insgesamt doch eine recht seltsame Religion. Aber auch Christen können sich in dieser Darstellung kaum wiederfinden. Was die Autorin damit eigentlich bezweckt, erschließt sich mir nicht. Eine besondere Liebe zum Christentum kann ich jedenfalls nicht erkennen. Wenn man weiß, dass Muslime nichts so ärgert, als wenn man über Religion abschätzig spricht, dann sollte man dieses Buch nicht für den Dialog einsetzen, denn der wäre zu Ende, noch bevor er begonnen hat.

Schade für das Bemühen Najem Walis. Er hätte es verdient, dass seine Beiträge separat veröffentlicht worden wären.

Urs Baumann

BERND SCHNEIDMÜLLER, STEFAN WEINFURTER, MICHAEL MATHEUS, ALFRIED WIECZOREK (HRSG.): Die Päpste. Band 1: Amt und Herrschaft in Antike, Mittelalter und Renaissance. Regensburg: Schnell & Steiner 2017. 504 S., 78 farb. Illustrationen, 17 s/w Illustrationen. ISBN 978-3-7954-3087-0. Geb. € 39,95.

MICHAEL MATHEUS, BERND SCHNEIDMÜLLER, STEFAN WEINFURTER, ALFRIED WIECZOREK (HRSG.): Die Päpste. Band 2: Die Päpste der Renaissance. Politik, Kunst und Musik. Regensburg: Schnell & Steiner 2017. 424 S., 49 farb. Illustrationen, 20 s/w Illustrationen, ISBN: 978-3-7954-3088-7. Geb. € 29,95.

NORBERT ZIMMERMANN, TANJA MICHALSKY, ALFRIED WIECZOREK, STEFAN WEINFURTER (HRSG.): Die Päpste. Band 3: Die Päpste und Rom zwischen Spätantike und Mittelalter. Formen päpstlicher Machtentfaltung. Regensburg: Schnell & Steiner 2017. 320 S. 64 farb. Illustrationen, 24 s/w Illustrationen. ISBN: 978-3-7954-3089-4. Geb. € 29,95.

VOLKER LEPPIN, CHRISTOPH STROHM, HUBERT WOLF, ALFRIED WIECZOREK, STEFAN WEINFURTER (HRSG.): Die Päpste. Band 4: Die Päpste und ihr Amt zwischen Einheit und Vielfalt der Kirche. Theologische Fragen in historischer Perspektive. Regensburg: Schnell & Steiner 2017. 304 S., 10 s/w Illustrationen, 21 farb. Illustrationen. ISBN: 978-3-7954-3090-0. Geb. € 29,95.

Von Mai bis November 2017 zeigte das Mannheimer Reiss-Engelhorn-Museum in einer hochkarätigen Ausstellung Exponate zum Papsttum und zur Einheit der lateinischen Welt. Begleitet wurde dieses Projekt durch insgesamt vier internationale Tagungen, deren Tagungsbände nun ebenfalls gesammelt vorliegen. Sie beschäftigen sich diachron mit den Themen Amt und Herrschaft (Band 1), der Renaissance (Band 2), Formen päpstlicher Machtentfaltung (Band 3) sowie theologischen Fragen in historischer Perspektive (Band 4). Ein solches *Opus magnum* von nahezu 2.000 Seiten in seiner ganzen Vielfalt besprechen zu wollen, würde den Rahmen einer Rezension sprengen; so seien im folgenden lediglich Leitlinien und Schwerpunkte hervorgehoben, die weder einen Anspruch auf Vollständigkeit erheben, noch die Arbeiten derjenigen herabsetzen wollen, die namentlich nicht erwähnt werden.

Die ausführliche Einleitung zum ersten Band von Bernd Schneidmüller zeigt dessen große Linien an (Die Schlüssel des Himmelreiches. Über die Päpste in der lateinischen

Welt und die Wege der Menschen zu Gott), nämlich die »unerwartete[n] Kombinationen und Entfaltungen in langen Linien« im Hinblick auf Päpste und Papsttum, auf Person und Amt als »Kristallisationspunkte für die Einheit der lateinischen Welt« (S. 33) bis zum Ende des 15. Jahrhunderts. Konsequenter beginnt der Band mit der Anwesenheit der Apostel Petrus und Paulus in Rom und ihren *tropaia*, deren Entwicklung Hugo Brandenburg (Die literarischen Quellen und die archäologischen Zeugnisse für den Aufenthalt, den Märtyrertod und die Bestattung des Apostels Petrus in Rom) in einer erneuten Auseinandersetzung mit den Argumenten Otto Zwierleins gegen eine Anwesenheit der beiden Apostel Petrus und Paulus nach Schriftquellen und archäologischen Funden darstellt und mit anderen Apostel-*tropaia*, etwa der des Philippus in Hierapolis vergleicht. Sible de Blaauw setzt diesen Ansatz fort und beschreibt die Herausbildung einer päpstlichen Grablegetradition bis zu Gregor dem Großen (Die Gräber der frühen Päpste). Es ist während des 3. Jahrhunderts vor allem die Via Appia, die ein christliches Zentrum mit einer konzentrierten, einfach gehaltenen Papst-Grablege darstellt; erst im Laufe des 4. Jahrhunderts werden ihre Gräber »im Zuge des wachsenden Märtyrerkultes« durch Papst Damasus umgestaltet. Als Grund einer solchen Konzentration favorisiert de Blaauw nicht die These Borgoltes von einer gezielten Hierarchiebildung gegenüber den Laien, sondern mit Brandenburg schlicht die fehlenden finanziellen Mittel der römischen Hierarchen; eine Ausnahme bildet hier das separate *cubiculum* des Cornelius. Insofern kontrastiert de Blaauw die gezielte Kampagne des Baus eines *tropaion* aus dem Artikel Brandenburg ganz im Sinne der Absicht des Bandes mit der Zufälligkeit der Vermögensverhältnisse der frühen Päpste, die eine eigene Tradition der Grablege entstehen lässt, die noch im folgenden Jahrhundert einen konservativen Reflex in der Kultur der Grablege auslösten und erst mit dem 5. Jahrhundert durch die Bestattung *ad sanctos* abgelöst wird: Die Bestattung in der Petrusbasilika fasst letztlich alle vorhergehenden Aspekte von kollektiver Grablege, Tradition und Sukzession zusammen. Einen gewissen Kontrast bilden die ikonographischen Untersuchungen Carola Jäggis (Ein Fischer wird Papst. Zur Genese des Petrus-Bildes in der frühchristlichen Kunst), die für die ersten drei Jahrhunderte keine besondere Verehrung des Apostels durch die stadtrömischen Oberschicht-Christen feststellen kann; zu allgemein und »harmlos« (S. 113) sei die erhaltene Ikonographie. Erst mit einem der frühesten Bauten eines römischen Bischofs, nämlich S. Maria Maggiore, findet die Petrusikonographie eine völlig neue Dimension im Dienst des Papstes als Bischof des (neuen) Gottesvolkes. Der Fragen nach der Legitimität bzw. Strategien der Legitimierung/Emanzipation der römischen Bischöfe widmet sich u. a. der auf einer präzisen Analyse von Inschriften beruhende Beitrag von Sebastian Scholz (Primat und päpstliche Politik in den römischen Inschriften von der Spätantike bis ins hohe Mittelalter). Hartmut Leppin (Der Patriarch im Westen und der Kaiser des Ostens – einige Bemerkungen zur Dialektik von Schwäche und Stärke) untersucht die Sicht des byzantinischen Ostens im 4./5. Jahrhundert auf den Papst im Spannungsfeld kirchlicher und politischer Organisation und nimmt dabei einige Korrekturen an allzu schematischen Lehrbuchdarstellungen vor; Florian Hartmann (Die Cathedra Petri zwischen östlichem und westlichem Imperium. Legitimationsformen und Widerstände der Emanzipation im 8. Jahrhundert) legt den Zeitpunkt einer Lösung des Papstes vom byzantinischen Kaiser auf den Pontifikat Hadrians II., statt, wie ebenfalls mit guten Gründen gezeigt werden könnte, auf die Pontifikate Stephans II. und Pauls I. Viola Skiba (Papsttum, Reform und Predigt zu Beginn des 13. Jahrhunderts), beschreibt die Aufbrüche in Predigt und Seelsorge, innerhalb derer das Lateranum IV zu sehen ist, die Verbindung von Wort und Tat in den Werken von Alain de Lille und Petrus Cantor und dem Einfluss der Pariser Schule auf Innozenz III. und seinen Umkreis; diesem Einfluss seien auch die neuen Ordensgründungen zuzuschreiben, welche die eigentlichen Konzilsbestimmungen konterkarierten, da die Päpste Innozenz III. und Honorius III. auch den Anspruch besaßen, universale Seelsorger der Gläubigen zu

sein. Eine andere Sicht auf Konzilien ist das Thema Jürgen Dendorfers (Die Kardinäle als die wahren Häupter der Kirche?): Er beschreibt den Aufstieg der Kardinäle und die Internationalisierung des Kardinalkollegiums im Kontext des Konziliarismus und der Kirchenreform im 15. Jahrhundert. Die veränderte Rolle der Kardinäle dieser Epoche lässt sie zunehmend als Individuen hervortreten, so dass Dendorfer die Erstellung wissenschaftlicher Biographien dieser Kardinäle anmahnt. Der Band endet mit einem Überblick Weinfurters über die mühseligen Aufgaben des Papsttums im lateinischen Westen von der Spätantike bis zur Renaissance bezüglich der Erhaltung der Orthodoxie und der Friedenssicherung (Stefan Weinfurter, Wahrheit, Friede und Barmherzigkeit: Gedanken zur Mühsal der Päpste).

Die kontroversen Wertungen der mittelalterlichen Papstgeschichte in der internationalen Forschung führten in der Konzeption der Tagungen zu einem eigenen Band über die Renaissance (Bd. 2), der sich vornimmt, überwiegend die jüngere Forschung zu wichtigen Themenfeldern zu präsentieren, wie Michael Matheus in seinem Vorwort (S. 13–23) ankündigt. Zu diesen Feldern gehören die territorial- und familienpolitischen Aktivitäten der Papstfürsten wie natürlich auch die Anforderungen an sie als römische Bischöfe und Oberhäupter der lateinischen Kirche in einer Zeit, in welcher der Geltungsbereich dieser Kirche schrumpfte. Der komplexen Situation stellten sich die Päpste oftmals mehr reagierend denn aus eigenem Antrieb; diese und ähnliche Fragen galt es den Herausgebern in ihrer langfristigen Entwicklung zwischen Wandel, Kontinuitäten und Transformationen darzustellen. Hierbei mussten auch die verschiedenen Narrative der konfessionellen wie der humanistischen Geschichtsschreibung (Birgit Studt, Michael Matheus) zum Thema werden. So weisen explizit Arnold Nesselrath, aber auch Andreas Rehberg in ihrem Beitrag zum päpstlichen Ablasswesen nur allzu deutlich daraufhin, wie stark »stereotypisierte Sehgewohnheiten« (S. 151) bis heute in der Forschung eine gewichtige Rolle spielen. Auffällig ist (wieder einmal), wie stark die Kontinuitäten innerhalb des Papsttums waren. So weist Klaus Herbers gleich zu Beginn darauf hin, wie die Entdeckung der »neuen Welt« das Papsttum vor neue Herausforderungen stellte, die mit Rückgriffen auf bereits bestehende Traditionen gerechtfertigt wurden (Konstantinische Schenkung, Kreuzzugsgedanke, Mission). Vergleichbare Tendenzen von Kontinuität und Innovationspotential zeigen sich für den Einsatz der Künste: Arnold Nesselrath exemplifiziert dies für die Ausmalung im Vatikan um 1500; Johannes Böll untersucht die päpstlichen Grabdenkmäler und spricht dabei in Bezug auf das Grabmal Innozenz' VIII. sogar von einem »Neuanfang«, der zugleich eine »doppelte Rückwendung zur Vergangenheit« sei (S. 92). Zu den wohl hervorstechendsten Merkmalen dieser Epoche gehört jedoch das Wachstum und die Internationalisierung Roms, der sich Anna Esposito und Anna Modigliani (in deren Beitrag eine falsche Kopfzeile stehengeblieben ist) widmen. Einen kleineren Fremdkörper in diesem Zusammenhang stellen der Beitrag von Kardinal Kurt Koch zur ökumenischen Perspektive des Papsttums dar, wie auch die angehängten Kurzthesen (»Round Table«) von Volker Leppin, Christoph Strohm und Günther Wassilowsky, die mehr dokumentarischen Zwecken geschuldet zu sein scheinen und deutlich mehr Beachtung verdient hätten denn als bloßer Anhang.

Der dritte Band kommt zwar ohne ein eigenes Vorwort aus, beschäftigt sich aber laut Titel ebenfalls zeitübergreifend mit »Formen päpstlicher Machtentfaltung« zwischen Spätantike und Mittelalter. Hierbei kommen neben Prozessionen (Vladimir Ivanovici) und anderen liturgischen Akten wie der Öffnung der Heiligen Pforte (Antonella Ballardini weist hier auf den Pfortenritus am Oratorium Johannes' VII. hin) auch der Zusammenhang von Musik und Liturgie in den Blick (Galliano Ciliberti; vgl. den Beitrag von Adalbert Roth im zweiten Band). Auch die Anknüpfungen an Papst Silvester (Manuela Gianandrea), in dem das »neue Papsttum« des 11. Jahrhunderts ein »höchst eindrucksvolles und wirkungsvolles mediales Abbild« (S. 71) fand, gehören unbedingt in diesen Komplex. Innovationspotential weist der Beitrag von Erik Thunø auf, der die Monumentalinschriften in Apsismosaiken

bis ins frühe Mittelalter untersucht und auf ihre bildliche Qualität hinweist; hier hätte sich gerne eine Fortführung dieser Betrachtungen bleibend sichtbarer Monumente über das frühe Mittelalter hinaus anschließen dürfen. Gleiches vermisst man auch für die folgenden, zeitlich eng begrenzten Beiträge des Bandes, mögen diese auch jeweils für sich genommen höchst informativ sein; herauszuheben wäre etwa der Aufsatz von Alessandro Taddei über einen Teil des immer noch nicht angemessen erforschten *palatium Lateranense*, oder auch der archäologisch zentrierte Aufsatz von Lucrezia Spera zu Papsttum und Rom im 8. Jahrhundert, in welchem sie die Organisationsfähigkeit der päpstlichen Verwaltung für komplexe Bauprojekte in jener Zeit dokumentiert. So spannend die Einzelaufsätze für sich zu lesen sind, es fehlen diesem Band (abgesehen von den Beiträgen Ivanovicis und Gianandreas) dann letztlich doch die zeitübergreifenden Aspekte, wie komplex oder kompliziert diese auch immer zu schreiben gewesen wären; hier mindestens Perspektiven aufzuzeigen, etwa bezüglich der Nutzung und Umgestaltung von Räumen (vgl. Ivanovici) hätte allerdings auch Aufgabe einer solchen Tagung sein können.

Theologische Aspekte des Papsttums in historischer Perspektive sind das Thema des letzten Bandes, der mit zwölf Beiträgen die Zeitspanne zwischen Mittelalter und Gegenwart abzudecken sucht, dazu noch Einblicke in das Wesen des päpstlichen Amtes, die orthodoxe und protestantische Sicht auf das Amt und die Zukunft wagen möchte. Peter Walter († 2019) spannt den weiten Bogen von der neutestamentlichen Petrusfigur über *Pastor aeternus* bis hin zu Papst Franziskus, der den »römischen Zentralismus« infrage stellt; Günther Wassilowsky stellt einen solchen Diskurs unter die Fragestellung von Innovation und Tradition und bespricht das Innovationspotential unter dem Siegel der »Kontinuitätsfiktion«. Auch der Beitrag von Klaus Unterburger zur Rolle des Papsttums in der Religiosität der Frühen Neuzeit gehört in diesen Komplex, setzt sich das Papsttum doch nicht nur in rechtlicher Hinsicht innerhalb der Ortskirchen fest, sondern bspw. auch über die Vergabe der Leiber von Katakombenheiligen. Das weite Feld päpstlicher Beziehungen wird exemplarisch durch Bernd Schneidmüller (Päpste und Herrscher dieser Welt im Spätmittelalter), Michael Matheus (Das Renaissancepapsttum im Kontext struktureller Entwicklungen), Volker Leppin und Thomas Prügl (Papst und Konzil). Die aktuellen Problemstellungen zwischen dem Papsttum und der Orthodoxie (Karl Pinggéra), den Gemeinschaften der Reformation (Christoph Strohm) und der »Moderne« (Hubert Wolf) bilden einen weiteren Block des Bandes; Mariano Delgado fasst diesen in einen Ausblick auf Papsttum und »Menschheitsfamilie«, wobei auch er, ähnlich wie Walter, die scheinbar innovative Rolle Papst Franziskus' in z. T. recht scharfer Abgrenzung zu seinen Vorgängern hervorhebt. Gerade in Bezug auf die Person Franziskus könnte der Ansatz Wassilowskys durchaus einige dieser scheinbaren Frontstellungen aufweichen, wie bspw. Jörg Ernesti in einem kurzen Beitrag in der FAZ gezeigt hat.

Angesichts der zahlreichen Themen, Aspekte und in ihrer Materie seit Jahren ausgewiesener Autoren wird sich sowohl für den thematisch vorgebildeten Leser etwas finden, wie auch der Neueinsteiger in die Materie der Papstgeschichte sofort mit deren Facettenreichtum produktiv konfrontiert wird. Die Bände kommen in einer ansprechenden Aufmachung daher, die Qualität der Abbildungen ist gut, jeder Band weist am Ende ein »Namensregister« auf, das zugleich auch einige Orte und Sachen umfasst. Angesichts der Fülle und überwiegend auch der Qualität der Bände und ihrer Beiträge mag jede Kritik beckmesserisch klingen, doch fällt u. a. auf, dass einige etablierte Autoren, die sich in aktuellen Diskussionen zu Wort gemeldet haben, nicht in den Bänden präsent sind (Stefan Heid, Harald Müller, Britta Müller-Schauenburg u. a.). Des Weiteren wäre es natürlich utopisch, eine alle Themenfelder einreichende Einleitung oder Zusammenfassung erwarten zu wollen, für die einzelnen Bände ist ein solches Fehlen hingegen wohl zu bemängeln, wobei mit der Round Table-Idee des zweiten Bandes ein solcher Ansatz durchaus gegeben gewesen wäre. Insgesamt ist mit den vier Bänden jedoch erneut ein informatives

und anregendes Werk über die Päpste gelungen; ein Abebben dieses Trends scheint zum Glück noch in weiterer Ferne zu liegen.

Andreas Matena

ANDREAS HOLZEM, WOLFGANG ZIMMERMANN (HRSG.): Geschichte der Diözese Rottenburg-Stuttgart (2 Bde.). Band 1: Christentum im Südwesten bis 1800. Das 19. Jahrhundert; Band 2: Das 20. Jahrhundert. Ostfildern: Jan Thorbecke 2019. Band 1: 723 S. Band 2: 773 S. mit zahlreichen Abb. ISBN 978-3-7995-0571-0. Geb. € 69,00.

Die Welle neuer Diözesangeschichten, die seit den 1990er-Jahren zu beobachten ist, reißt nicht ab. Die hier zu besprechende und im Auftrag des Geschichtsvereins der Diözese Rottenburg-Stuttgart von ausgewiesenen, im Untersuchungsraum verankerten Experten verfasste »Geschichte der Diözese Rottenburg-Stuttgart« ist das jüngste Produkt dieser Entwicklung. Sie hat – wie auch die Herausgeber in ihrer luziden Einleitung erläutern – sicher etwas mit Prozessen der Selbstreflexion und Selbstvergewisserung zu tun, die in einer von vielen Suchbewegungen und Unsicherheiten gekennzeichneten Gegenwart im Blick auf die Herkunft Orientierung verschaffen wollen. Diözesangeschichtsschreibung zeigt sich so als Teil einer Identitätssuche und Identitätskonstruktion, als Hilfsmittel und vielleicht sogar als Therapeutikum, dessen Wirksamkeit allerdings nicht feststeht und dessen mögliche Nebenwirkungen nicht bei Arzt und Apotheker zu erfragen sind. Eine solche Selbstvergewisserung ist vor dem Hintergrund des 2021 anstehenden Jubiläums der Bistumsgründung vor 200 Jahren sicher angebracht und sehr willkommen. Hält man das in jeder Hinsicht schwergewichtige und opulent ausgestattete Werk in Händen – Tipp: vorheriges Krafttraining ist anzuraten oder man nutzt die Bände als Hantelersatz –, freut man sich mit den Kollegen und Kolleginnen, die an diesem Werk mitgewirkt haben, darüber, dass sich die Diözese in Verbindung mit dem bekanntlich sehr rührigen Geschichtsverein zu einer solchen langjährigen Unternehmung entschieden und sie finanziert hat.

Das Werk von sieben Hauptautoren (Claus Arnold, Dominik Burkard, Gebhard Fürst, Andreas Holzem, Abraham P. Kustermann, Hubert Wolf, Wolfgang Zimmermann) gliedert sich in 14 Kapitel, wobei der erste Band in acht Kapiteln die Geschichte bis zum Ende des 19. Jahrhunderts behandelt, der zweite Band wendet sich dem 20. Jahrhundert schwerpunktmäßig zu. Als Verfasser von gleich sieben Kapiteln und Mitverfasser eines weiteren großen Beitrags steuert Andreas Holzem zweifellos am meisten zu dieser Diözesangeschichte bei. Sie trägt auch konzeptionell eindeutig seine Handschrift, was schon die erwähnte Einleitung belegt, die sich gleichsam als Kurzformel vieler Aufsätze Holzems und seines Verständnisses von Kirchengeschichtsschreibung/Kulturgeschichte des Christentums lesen lässt. Hervorzuheben ist auch die Tatsache, dass der Bischof der Diözese selbst nicht nur das erwartbare Geleitwort beisteuert, sondern den fulminanten Schlussakkord in Gestalt eines rund 60 S. umfassenden Beitrags setzt, der eine »Reflexion über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft« bietet. Zu den großen Beiträgen treten zahlreiche – im Inhaltsverzeichnis nicht ausgewiesene – Exkurse hinzu, die von den Autoren der Hauptbeiträge stammen oder von namentlich genannten weiteren Mitarbeitern/-innen verfasst wurden. Als exemplarische Vertiefungen, die besonders in Bd. 1 nicht selten von einer Bildquelle ausgehen, bereichern sie die Bände ungemein. Wenn damit aber zentrale Themen wie die frühneuzeitlichen Hexenverfolgungen im Südwesten (Bd. 1, S. 232f.: Jürgen M. Schmidt) oder Armut, Armenfürsorge und Soziale Frage im 19. Jahrhundert (Bd. 1, S. 570f.; Holger Arning) auf einer Doppelseite abgehandelt werden, offenbart sich allerdings auch die Grenze dieser eleganten Konstruktion. Bei allem Bemühen um Prägnanz muss ein solcher Exkurs einfach zu kurz greifen.

Eigens als Charakteristikum des Werks zu erwähnen ist auch die überaus reiche Bilderbildung in hervorragender Qualität. Dabei kommt den Bildern nicht nur die Rolle als

ansprechende Illustration zu, sondern die Bilder werden mithilfe häufig sehr ausführlicher Bildunterschriften regelrecht kommentiert und erhalten so überwiegend direkten Quellenwert (manche Bildunterschriften versäumen über die reiche Kommentierung allerdings präzise Angaben zur Abbildung selbst; vgl. z.B. Bd. 2 gleich das erste Bild sowie ebd., S. 3 u. 521). Mitunter erschlägt die Fülle der Abbildungen förmlich, und sicher wäre auch nicht jedes Foto sachlich zwingend notwendig gewesen (z.B. ein Bild der ersten Seite des Staatsvertrags von 1822; Bd. 1, S. 487). Bedauerlicherweise ist das ausführliche Abbildungsverzeichnis für den Nutzer des Werks wenig hilfreich, da es nach Provenienzorten sortiert ist. Wer wissen will, woher eine konkrete Abbildung stammt, darf sich daher auf ein echtes Suchspiel ›freuen‹. Schließlich soll nicht unterschlagen werden, dass sich diese beiden Bände auch durch viele Farbkarten und farbige Diagramme auszeichnen (im Schuber in Bd. 2 auch eine großformatige, informative Diözesankarte), die hohen Informationswert besitzen und viele Aspekte prägnant visualisieren. Sie erhalten in den Ausführungen im Text jedoch nicht regelmäßig die wünschenswerte kommentierende Beachtung, auch weil sie ggf. umfassendere Inhalte abbilden als das, was am Präsentationsort zur Sprache kommt (vgl. z.B. das großartige Diagramm zur Entwicklung kirchlicher Berufe 1817–2010; Bd. 2, S. 579; hier geht es im Text ›nur‹ um die neuen pastoralen Berufe ab den 1970er-Jahren).

Diese Angaben zum Werk machen bereits indirekt darauf aufmerksam, dass es den Spagat wagt zwischen wissenschaftlichem Standardwerk und einer Darstellung, die sich an eine breite Öffentlichkeit wendet. Diesem Spagat ist der Verzicht auf ausführliche Fußnoten geschuldet, die dem wissenschaftlich ausgerichteten Leser sicher nützlich gewesen wären, die aber die bewusst leicht anmutende Optik (Layout mit zwei Spalten statt durchgängigem Fließtext) zweifellos gestört hätten. Als Kompromiss haben sich die Verantwortlichen für sehr knapp gehaltene Endnoten am Kapitelsende entschieden, was für den wissenschaftlich interessierten Leser unbequem ist, dem ›normalen‹ Lesepublikum aber sicher völlig genügt. Die benutzte Literatur wird in einem nach den Kapiteln sortierten Literaturverzeichnis am Ende des zweiten Bandes aufgelistet.

Die Ausführungen beginnen mit der Christianisierung des Raumes des heutigen Bistums durch die heiligen Kolumban und Gallus, die sich am Bodensee niederließen und den christlichen Glauben verkündeten. Der Leser wird durch die Geschichte des Frühen Christentums bis in das Mittelalter geführt. Besonders eindrucksvoll wird in diesem Zusammenhang die Christianisierung Alemanniens durch die Erkenntnisse der modernen Mittelalterarchäologie untermalt (Bd. 1, S. 7–12).

Die Darstellung des Hochmittelalters von Wolfgang Zimmermann (Bd. 1, S. 21–43) bietet einen guten Überblick über die wichtigsten kirchenpolitischen Entwicklungen (Investiturstreit und Kreuzzüge) auf der einen und die innerkirchlichen Reformbewegungen auf der anderen Seite. Ohne an Tiefenschärfe zu verlieren, wird auf leserfreundliche Art die gesamtkirchliche Entwicklung wie auch die der Region überblickartig dargeboten.

Holzem entführt den Leser in die Zeit vor dem Ausbruch der Reformation und erreicht durch seine theologie- und frömmigkeitsgeschichtlichen Ausführungen das von ihm definierte Ziel: »Schritt für Schritt [...] die Lebensbedingungen des 14. und 15. Jahrhunderts zu rekonstruieren, um dann nach den Folgen für das religiöse Leben zu fragen.« (Bd. 1, S. 44f.) Maßgebend für den Südwesten wurde zunächst die Habsburgerdynastie, so der Autor. Dieses Territorium blieb aber ein politischer Flickenteppich. Als epochale Wende konstatiert er die sich etablierende Landesherrschaft des Hauses Württemberg, welches sich zunächst Kirchenreform und später Reformation auf die Fahne schrieb (vgl. Bd. 1, S. 66). Vor diesem Hintergrund gelingt es Holzem, die unterschiedlichen Verläufe der Reformation bzw. Konfessionalisierung bis hin zum Glaubenskampf im Dreißigjährigen Krieg zu profilieren (Bd. 1, S. 143–233).

Anschließend skizziert er die barocke Konfessionskultur des Katholizismus bis zur Aufklärung, wobei er auf besonders gelungene Weise die Entstehung der regionalen Wall-

fahrts- und Prozessionslandschaft dieser Epoche nachzeichnet, die selbst ein Ortsfremder sofort »überschauen« kann. Ebenso vermag er dem Leser vor Augen zu führen, welche Veränderungen die Aufklärung sowie die josephinische Reform hinsichtlich des katholischen Lebens und der Glaubenspraxis mit sich brachten. Erleichtert wird dies zusätzlich durch zwei Übersichtskarten (Bd. 1, S. 381–384). Eine Würdigung erfährt das umfassende Reformprogramm des Konstanzer Generalvikars Ignaz von Wessenberg, der sich der »katholischen Aufklärung« verschrieben hatte (Bd. 1, S. 397–409).

Hubert Wolf stellt nach Holzems Beitrag zu der im Südwesten des Reiches durchaus traumatisch verlaufenden Säkularisation die postnapoleonischen Veränderungen der Herrschaftsverhältnisse und Bistumsgrenzen dar, wobei er anschaulich das »Württembergische Modell zur Regelung des Verhältnisses von Kirche und Staat 1803« erläutert, nach dem die Kirche »kein selbstständiger Partner des Staates, sondern, im Sinne von evangelisch geprägtem Summepiskopat und Absolutismus, (untergeordneter) Teil desselben [bliebe]« (Bd. 1, S. 465f.). Nach den gescheiterten Verhandlungen Württembergs mit dem Heiligen Stuhl bildete der geplante Bischofssitz Ellwangen samt Priesterseminar und katholischer Landesuniversität durch den evangelischen König Friedrich I. am 28.09.1812 den skurrilsten Höhepunkt dieser Ära. Wolf vermag es einerseits sachlich genau, andererseits mit humorvollen (schwäbischen) rhetorischen Fragen auf die Spannung zwischen kirchlicher Bistumsgründung (1821) und Ausfertigung der Württembergischen Stiftungsurkunde des katholischen Landesbistums (1828) hinzuweisen (Bd. 1, S. 495).

Nachdem der Leser den (Sonder-)Weg des Bistums Rottenburg in das Kaiserreich verfolgen konnte, beleuchtet Claus Arnold unter verschiedenen Gesichtspunkten die Zeit bis zum I. Weltkrieg. Hierbei fokussiert er die lokale Sonderrolle während des Kulturkampfes: Man war in Württemberg bereits seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts umfängliche staatliche Kontrollmaßnahmen gewohnt, die anders als in Preußen nach 1848 auch in wesentlichen Teilen fortbestanden, weshalb es in der Kulturkampfddekade wenig (neues) Konfliktpotential (wie in Preußen) gab. »Eine ›Kirchenfreiheit‹, die nie gewährt worden war, konnte auch nicht wieder weggenommen werden« (Bd. 1, S. 615), urteilt Arnold treffend. Nach der Jahrhundertwende wurde die Diözese unter Bischof Keppler ein »normales« ultramontanes Bistum. Angesichts der heftigen Debatte um die Existenz oder Nichtexistenz eines katholischen Antisemitismus im Kaiserreich ist es ein Verdienst Arnolds, auch dieses schwierige Thema nicht übergangen zu haben.

Den zweiten Band eröffnet Holzem im Anschluss an seine früheren einschlägigen Darstellungen mit einer Analyse des Kriegsgeschehens, der theologischen Kriegsdeutungsmuster und u. a. der Strukturen der Feldseelsorge unter besonderer Berücksichtigung Württembergs. Den Katholizismus Württembergs während der Weimarer Republik stellt wiederum Holzem vor. Neben grundlegenden Ausführungen zur (Kirchen)Politik schenkt er insbesondere den pastoralen Aufbrüchen (Jugend- und Männerpastoral; Liturgische Bewegung) ausführlich Beachtung, was sehr zu begrüßen ist. Anschließend wird der Leser von Dominik Burkard auf über 200 Seiten durch das düstere Kapitel des Nationalsozialismus geführt. Die Darstellung berührt alle gängigen Aspekte detailliert und informativ und ersetzt gewissermaßen eine Monografie zu diesem Spezialthema. Dass Burkard den Rottenburger Bischof Joannes Baptista Sproll besonders würdigt, hat mit seiner schon längeren Beschäftigung mit dieser im deutschen Episkopat weithin singulären Gestalt zu tun, der schon im Mai 1934 von »Christenverfolgung« sprach (Bd. 2, S. 164) und sich in der oberrheinischen Kirchenprovinz merklich vom Handeln seines Metropoliten abhob. Die detaillierten Ausführungen über die verschiedenen Aktionen, Gruppen und Ebenen des Widerstands hätte man noch durch einleitende Überlegungen zur Definition, was katholischer Widerstand sei, bereichern können. In diesem Zusammenhang hätte in Auseinandersetzung mit Olaf Blaschke auch die Möglichkeit bestanden, danach zu fragen, ob es Formen der Kollaboration gab. Diese kritische Würdigung vermisst man in dem ansonsten äußerst eindrucksvollen Kapitel.

Mit der Rolle der Kirche in der direkten Nachkriegszeit einschließlich der nachkriegszeitlichen »Schulddebatte« macht Holzem in Kap. 12 vertraut. Seine Darstellung ist sehr differenziert und vermeidet bewusst grobe Schuldzuweisungen und Vorwürfe. Darüber hinaus stellt er die tragenden Konzepte für die angestrebte Rechristianisierung der Gesellschaft und etliche pastorale Initiativen dieser Epoche zwischen Kriegsende (1945) und dem Beginn des II. Vatikanums (1962) in Württemberg prägnant vor. Besonders eindrücklich gerät die Beschreibung der äußerst schwierigen Männerpastoral (u. a. in den Kriegsgefangenenlagern). Den Verlauf und die Rezeptionsgeschichte des II. Vatikanischen Konzils behandelt Abraham Peter Kustermann in einem kenntnisreichen, mit betont kritischer Meinung und teils zugespitzter Feder formulierten Kapitel (so ist etwa von einem »monströsen kirchlichen Zentralismus« die Rede; Bd. 2, S. 611), das auch einen Blick auf die Auswirkungen der »Würzburger Synode« (1971–1975) und auf die »Rottenburger Synode« (1985/86) wirft. Die Veränderungen in der Zeit zwischen 1970 und 2003 zeigt er in vielen Facetten auf und kann so die Reformen, aber auch Konflikte und damit verbundene Enttäuschungen im Bistum klar profilieren. Kustermann bleibt in seinen Ausführungen wesentlich auf die binnenkirchlichen Entwicklungen ausgerichtet, bezieht die gesellschaftliche Transformation (Stichwort 68er-Bewegung) als Bedingungsfaktor jedoch grundsätzlich ein. Entschieden wehrt er ein Verständnis der Umbrüche als konzilsbedingte Krise ab (Bd. 2, S. 573). Das letzte umfangreiche Kapitel füllt der aktuelle Bischof der Diözese Rottenburg-Stuttgart mit seinen erwähnten Betrachtungen zur diözesanen Kirchengeschichte und deren Implikationen für die gegenwärtigen und zukünftigen Haltungen und Handlungen des Bistums. Zu Beginn liefert er den hermeneutischen Schlüssel, mit dem er dem Leser seine Sicht auf die Geschichte aufschließt: Sie sei die »diaphane« Gottesgegenwart, »immanent und transzendent zugleich, in uns und vor uns« (S. 633).

Eine noch detailliertere Besprechung der einzelnen Beiträge ist hier nicht möglich. Sie passen jeweils sehr gut zu den Forschungsschwerpunkten ihrer Autoren und tragen deutlich deren Handschrift. Sie weisen dementsprechend nicht nur im Stil, sondern auch in der Schwerpunktsetzung und der Strukturierung des Materials spürbare Unterschiede auf und stehen auch insofern für sich, als eine konsequente Verzahnung der Beiträge durch Querverweise anscheinend nicht angestrebt wurde. Nicht ganz glücklich kann man im Blick auf das Gesamtwerk mit der insgesamt doch recht nachrangigen Beachtung der karitativ-diakonischen Dimension von Kirche sein, die Kustermann für seinen Beitrag selbst als »vielleicht unverzeihlich« (Bd. 2, S. 624) eingesteht. Diese kritische Anmerkung, die mit Verweis auf die Caritasgeschichte von Anton Laubacher nicht einfach abgewiesen werden kann, verdankt sich nicht nur dem zugegebenermaßen vorhandenen besonderen Interesse der Rezensenten an diesem Komplex. Sie will auch in Erinnerung rufen, dass bis in die jüngste Vergangenheit karitative Einrichtungen und ihre Hilfeleistungen für unzählige Menschen von wesentlicher alltäglicher Bedeutung waren – und es teils noch immer sind. Gebhard Fürst hebt das als Bischof einer Diözese, die den hl. Martin als Patron erwählt hat, in seinem Schlussbeitrag unter dem aktuellen Schlagwort »diakonische Kirche« im Anschluss an die neuere Ekklesiologie und Pastoraltheologie mit Recht eigens hervor. Vor dem Hintergrund der Konfessionsverhältnisse im Untersuchungsraum ist absolut verständlich, dass immer wieder von Spannungen zwischen Protestanten und Katholiken, zwischen protestantischer Herrschaft und katholischer Minderheit oder auch vom »Kampf gegen die Mischehen« (Bd. 1, S. 618; mit einem Exkurs dazu S. 619 von Maria E. Gründig) die Rede ist. Umso erstaunter nimmt man wahr, dass sich in Bd. 2 kein eigenes Kapitel oder Unterkapitel speziell auch mit der Frage der Ökumene beschäftigt – ausgenommen im Beitrag Kustermann für die Zeit nach dem II. Vatikanum. Sollte es vorher keine ökumenischen Initiativen und auch in der Ökumene tätige Katholiken gegeben haben?

Ganz knapp sei an dieser Stelle der Versuch einer Einordnung und Gesamtwürdigung gewagt. In einer Sammelrezension zu mehreren neueren Diözesengeschichten hat Christoph Kösters vor etlichen Jahren die unterschiedliche Konzeption von Bistumsgeschichten und die Entwicklung der Diözesengeschichtsschreibung reflektiert (Historisches Jahrbuch 123, 2003, 373–388). Zwar trifft nicht ganz zu, dass es so viele Arten von Bistumsgeschichten gibt wie Bistümer, aber sie weisen eben doch vielfach ein eigenständiges Profil auf, sieht man einmal von dem chronologischen Ordnungsprinzip ab. Das gilt auch für die hier zu besprechende. Gemeinsam ist den neueren Bistumsgeschichten, dass sie den Schritt von einer Bischofsgeschichte hin zu einer Bistumsgeschichte vollzogen haben. Gelungener Vorreiter war in dieser Hinsicht ausgerechnet die dreibändige Diözesengeschichte Rottenburg-Stuttgarts von August Hagen (ab 1956). Die neue Diözesengeschichte schließt hier nahtlos an den Vorgänger an. Anders als Hagens Werk und etliche andere Diözesengeschichten der neueren Zeit (z. B. Köln; Trier) verzichtet sie allerdings auf eine durchgängige Systematik nach Art eines Handbuchs, die es ermöglichen würde, bestimmte Themenfelder über die gesamte Untersuchungszeit systematisch nachzuvollziehen – ein Bemühen um Systematisierung ist jedoch in Arnolds Beitrag gut zu erkennen. Konkret: Kapitel etwa zu Gottesdienst/Liturgie, Frömmigkeit und Seelsorge, Caritas oder Schule, Kunst und Kirchenbau, zum Diözesanklerus und den Orden, zur Verwaltung und den Strukturen der Diözese, zum Verhältnis Christen – Juden sind nicht vorhanden. Um kein Missverständnis aufkommen zu lassen: Es ist nicht so, als ob diese Aspekte einfach fehlten, aber sie sind nicht gebündelt an jeweils einem Ort für die einzelnen größeren Perioden der Diözesengeschichte zusammengeführt, sondern sie sind integraler Teil der großen durchweg spannend und facettenreich dargebotenen Epochenerzählung. Nicht alle genannten Aspekte werden aber in dieser Weise in allen einzelnen Beiträgen aufgegriffen, so dass sich nicht in jedem Fall ein historischer Längsschnitt rekonstruieren lässt. Ein Leser, der zu einem konkreten Themenbereich rasch die benötigten Informationen sucht, wird diese also nicht sogleich finden, zumal dem Werk bedauerlicherweise ein Sachregister fehlt, das hier wertvolle Hilfe bieten würde. Zudem verlieren Phänomene wie die exorbitante Entwicklung der Orden seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, besonders der Frauenorden, durch diese ›verstreute‹ Darstellung an Eindrücklichkeit. Einer Systematik haftet auf der anderen Seite gewiss etwas Korsettartiges an, sie kann Zusammenhängendes zu sehr trennen und zwingt unter Umständen zu Wiederholungen bei der Einordnung in die übergeordneten Gegebenheiten. Das wiederum vermeidet die neue Rottenburger Diözesengeschichte. Jede Darstellungsform hat eben auch ihren Preis.

Positiv zu würdigen ist, dass wissenschaftliche Kontroversen und das Ringen um Theoriekonzepte – seien es z. B. Konfessionalisierung, Barock oder auch katholisches Milieu – im Blick bleiben, auch wenn die Autoren wegen des Bemühens um Breitenwirksamkeit und Verständlichkeit auf weit ausgreifende Theoriedebatten verzichten. Insofern kann das Werk als gelungenes Beispiel von Wissenschaftskommunikation gelten. – Ohne jeglichen Zweifel kann man abschließend bilanzierend festhalten, dass die Diözese Rottenburg-Stuttgart mit dem vorliegenden Werk nun über eine faszinierende, höchsten Standards entsprechende und äußerst lesenswerte Diözesengeschichte verfügt. Durch das weite Ausgreifen des ersten Bandes bis in das Frühmittelalter ist sie sogar mehr als eine Diözesengeschichte. Sie ist in der Tat für die sog. Vormoderne partiell eine Geschichte des Christentums im Südwesten des Alten Reiches, wenn sie auch eine dringend benötigte Geschichte des riesigen Bistums Konstanz nicht ersetzt. Kösters attestierte 2003 der Diözesengeschichtsschreibung noch einen gewissen methodischen und konzeptionellen Rückstand. Dieser hat sich im weiteren Verlauf ebenso wie eine zu starke binnenkirchliche Perspektive nochmals relativiert oder aufgelöst. Dafür kann diese Rottenburger Diözesengeschichte als Beleg gelten.

Bernhard Schneider / Frederik Simon

MICHAEL BORGOLTE: Weltgeschichte als Stiftungsgeschichte. Von 3000 v.u.Z. bis 1500 u.Z. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2017, 728 S. m. Abb. ISBN 978-3-534-26962-4. Geb. € 79,95.

Der Berliner Mediävist Michael Borgolte befasst sich seit Jahrzehnten mit dem Phänomen der Stiftungen. Von den zahlreichen Publikationen sind neben den zehn Bänden der Reihe »Stiftungsgeschichten« die dreibändige »Enzyklopädie des Stiftungswesen in mittelalterlichen Gesellschaften« zu nennen. Den krönenden Abschluss bildet eine umfangreiche Synthese, die mittelalterliche Stiftungsgeschichte der Entwicklung im alten Ägypten, im Islam, in Indien und China gegenüberstellt, und das in einem Zeitrahmen, der von 3000 v. Chr. bis zum Jahre 1500 reicht. Der gemeinsame Nenner besteht darin, dass ein Stifter sein Vermögen zu Lebzeiten einer Institution überträgt, um das Allgemeinwohl, aber auch seinen Nachruhm und sein Seelenheil zu fördern. Die Initiatoren waren in der Regel Herrscher, die Palette des Stiftungsgutes reichte von Klöstern, Kirchen und Tempeln über Armen- und Krankenhäuser und Schulen bis hin zu Brunnen und Brücken. Moderne Stifter, wie etwa der Kunstsammler Peter Ludwig, nutzen bevorzugt den Namen der von ihnen errichteten Museen, um ihren Nachruhm zu sichern.

Das Buch ist in zwei Hauptkapitel gegliedert, von denen sich das erste mit den religiösen Grundlagen und der herrscherlichen Praxis befasst. Der zweite, etwas kürzere Teil untersucht gesellschaftliche Entfaltung und philanthropische Motivationen. Auch wenn die interkulturellen und interreligiösen Vergleiche höchst aufschlussreich sind, wird sich der Leser dieser Zeitschrift vor allem für das Kapitel »Die Zeit der starken Stifter« (S. 414–497) interessieren, das die Schenkungen der Kaiser und Könige des Mittelalters behandelt. Die Lektüre ist dabei außerordentlich mühsam, denn auf 84 Druckseiten findet sich keine einzige Zwischenüberschrift, und die erste Absatzmarke kommt auf Seite 416. Es folgt ein materialreicher Überblick über die Schenkungen der Kaiser und Könige, von denen Otto I. und vor allem der hl. Kaiser Heinrich II. besondere Aufmerksamkeit verlangen. Nach den Sachsen werden die Salier, Speyer und der Kaiserdom behandelt. Es folgen die Stauer, die Luxemburger und die Habsburger. Unter ihnen ragen natürlich Kaiser Karl IV. und Kaiser Maximilian I. besonders hervor. Leider besitzt das Kapitel keine einzige Abbildung. Bei der Lektüre entsteht ein gewisses Unbehagen, da sich der Autor so sehr auf Kaiser und Könige konzentriert hat. Bezeichnend für die mittelalterlichen Stiftungen ist es jedoch, dass im hohen Mittelalter auch die Bischöfe und Fürsten eine ganz bedeutende Rolle gespielt haben und im späten Mittelalter dann zunehmend auch die Ministerialen, Patrizier und Bürger. Wir haben also bei den mittelalterlichen Stiftungen nicht nur eine Rolle in der Herrschaftspolitik, sondern auch eine zunehmende »Demokratisierung«, wie sich gerade aus der Quellengattung der Nekrologe erschließen lässt. Gerne hätte man hier auch mehr über die Gegenseite erfahren, die Menschen, die von der Stiftung profitierten und deren Leben durch sie verändert wurde. Leider stammen die meisten Quellen von den Initiatoren und geben deren Sicht der Dinge wieder.

Eine umfangreiche Bibliographie sowie ein recht knapp gehaltenes Register schließen den Band ab. Es ist dem Autor zu danken, dass er seine vielfältigen Forschungen zu einer Synthese gebündelt hat. Es ist großartig, dass dies auch im interreligiösen Bereich geschieht, aber es lässt sich leider nicht vermeiden, dass der Bereich der mittelalterlichen Kirchengeschichte in sehr komprimierter, um nicht zu sagen holzschnittartig verkürzter Form präsentiert wird.

Wolfgang Schmid

JÜRGEN BÄRSCH, BENEDIKT KRANEMANN (HG.): Geschichte der Liturgie in den Kirchen des Westens. Rituelle Entwicklungen, theologische Konzepte und kulturelle Kontexte. Bd. 1: Von der Antike bis zur Neuzeit/Bd. 2: Moderne und Gegenwart. Münster: Aschendorff 2018. 667 S. (Bd. 1) und 604 S. (Bd. 2); ISBN 978-3-13186-2 (Bd. 1) und 978-3-402-13187-9 (Bd. 2). Geb. je € 62,00.

Dass ein rituelles Handlungsgeschehen wie die Feier der Liturgie nicht ausschließlich auf der Basis präskriptiver Quellen rekonstruiert und verstanden werden kann, ist in der historischen Forschung eine Selbstverständlichkeit. Auch die Liturgiewissenschaft hat in den letzten Jahrzehnten viele neue Erkenntnisse zur tatsächlichen Performance des Gottesdienstes in Geschichte und Gegenwart gewonnen: von den rituellen Handlungen und musikalischen Formen über die Gestaltung des Kirchenraums und seiner Ausstattung bis hin zur Goldschmiede- und Textilkunst, Malerei und Bildhauerei. Deskriptive Quellen liefern zudem ein umfassenderes Verständnis der kulturellen und religiösen Prägungen der Menschen und deren Einfluss auf die Durchführung des Gottesdienstes. Hinzu kommen neue Erkenntnisse zu den politischen, mentalitäts- und sozialgeschichtlichen Entwicklungen des Christentums, die sich nicht unwesentlich auf die Gestalt des Gottesdienstes ausgewirkt haben. – Mit dem vorliegenden Handbuch liegt erstmals eine umfassende Gesamtdarstellung der Geschichte der Liturgie vor, die konsequent in allen Zeiträumen – so wie es die Quellenlage ermöglicht – diesem vielfältigen und höchst komplexen Prozess Rechnung trägt. Damit erfüllt der Band in vorbildlicher Weise ein lang gehegtes Desiderat, Liturgiegeschichte stärker aus den jeweiligen kulturgeschichtlichen Kontexten und aus der »Sicht der Leute« zu betreiben, weniger auf der Basis einer vermeintlich verobjektivierten, normativen Idealgestalt liturgischer Texte und Ordnungen. Dass dabei eine Beschränkung auf die Liturgie der Kirchen des Westens erfolgt (mit Ausnahme der Frühen Kirche), versteht sich von selbst, zu komplex wäre eine Berücksichtigung der kulturell weit verzweigten und differenten Kirchen des Ostens.

Das Handbuch ist in zwei Bände aufgeteilt: Band 1 umfasst die Zeiträume Antike, Mittelalter und Neuzeit, Band 2 Moderne und Gegenwart. Die Herausgeber haben bewusst und zu Recht keine weitere Differenzierung und Charakterisierung von »Epochen« vorgenommen, um einer unzulässigen Abstrahierung von kontemporär vielfältigen Entwicklungen vorzubeugen. Besonders jene Einzelbeiträge, die in bisherigen Gesamtdarstellungen zur Liturgiegeschichte kaum oder gar nicht betrachtet wurden, etwa zur Liturgie im Hoch- und Spätmittelalter oder in der Zeit von Barock und katholischer Konfessionalisierung, bereiten den heutigen Wissensstand höchst illustrativ und informativ auf. Sie tragen dazu bei, das simplifizierende und ahistorische Bild einer »organischen Liturgieentwicklung« mit konstanten Entwicklungslinien und unveränderlichen Gesetzmäßigkeiten zu überwinden.

Ziel des Buches ist es zudem, die Vielfalt des Gottesdienstes in der jeweiligen Zeit darzustellen. Deshalb setzen die meisten Beiträge bei der Messfeier und den anderen Sakramenten an, stellen sodann aber auch die Tagzeitenliturgie oder das Breviergebet, die Feste und Feiern des Kirchenjahres, die vielfältigen Benediktionen, Prozessionen, Andachten und weiteren Formen religiöser Praxis dar. Selbstverständlich ist eine konfessionsübergreifende Ausrichtung, die die lutherische, reformierte, anglikanische und altkatholische Liturgie einschließt. Hauptsächlich wird auf den deutschen Sprachraum fokussiert; Beiträge zur katholischen Liturgie in Frankreich und Brasilien stehen exemplarisch für eine weltkirchliche Perspektive.

Übersichtliche Gliederungen, umfangreiche Literaturlisten am Ende der Beiträge sowie ein Glossar über die liturgiewissenschaftlichen Fachbegriffe erleichtern die Lektüre und ermöglichen die wissenschaftliche Weiterarbeit. Dass angesichts der genannten Zielsetzung grafische Darstellungen, künstlerische Zeugnisse und weitere Abbildungen

fehlen, ist bedauerlich, wenn auch aufgrund der Fülle des Materials verständlich. Es steht außer Frage, dass den Herausgebern und Autorinnen und Autoren mit dieser Liturgiegeschichte ein »epochaler« Wurf gelungen ist.

Stephan Wable

2. Quellen und Hilfsmittel

TERTULLIAN: *Adversus Valentinianos. De Carne Christi. Gegen die Valentinianer. Über den Leib Christi.* Lateinisch-Deutsch. Eingeleitet, übersetzt und kommentiert von VOLKER LUKAS (Fontes Christiani, Bd. 84). Freiburg – Basel – Wien: Herder 2019. 304 S. Geb. ISBN 978-3-451-32942-5. Geb. € 45,00.

Seit K.A.H. Kellers Übersetzung in der Bibliothek der Kirchenväter von 1882 hat es keine deutsche Version der in diesem Fontes Christiani-Band zusammengestellten polemischen Werke Tertullians mehr gegeben. Während Keller noch auf sozusagen vorkritischen Editionen des Tertulliantextes beruhte, kann Volker Lukas, der für diesen Band verantwortlich zeichnet, auf die kritischen Ausgaben beider Werke von A. Kroymann zurückgreifen, die jeweils den Beginn der »modernen Textkritik« für diese darstellen, wie Lukas zurecht bemerkt (S. 34 und S. 155). Als unmittelbare Basis liegt beiden Texten der hier vorzustellenden Ausgaben jeweils der in der Reihe *Sources Chrétiennes* edierte kritische Text von J.-C. Fredouille (SCh 280), Paris 1980 für *Adversus Valentinianos* und der von J.P. Mahé (SCh 216), Paris 1975 für *De carne Christi* zugrunde, der aber jeweils nicht kritiklos übernommen wird, wobei Lukas auf seine von seinen Referenzausgaben abweichenden Textentscheidungen in den Anmerkungen hinweist und sie kurz begründet.

Diese Textentscheidungen werden aber leider nicht unbedingt transparent gemacht, da in den vielen Anmerkungen zwar die gewählte Lesart oder auch die übernommene oder selbst vorgenommene Konjektur benannt wird, allerdings die alternativen Lesarten dem Benutzer nicht mitgeteilt werden. So folgt Lukas in Adv. Val. 1,3 (40,14) z. B. den Zeugen P und M in der Variante *tot*, informiert uns aber nicht darüber, dass die alternative Lesung an dieser Stelle *tota* lautet. In De carne 1,2 (158,16) wird die von T bezeugte Lesart *redderent* bevorzugt, aber nicht mitgeteilt, dass die alternative Variante *responderent* lautet.

Einige Konjekturen, die zwar einen besseren Text zu erzeugen scheinen, sind m. E. nicht wirklich nötig: Gleich zu Anfang der antivalentinianischen Kampfschrift folgt Lukas mit A. Kroymann der ingeniosen Konjektur von Scaliger, der statt *custodiae officium conscientiae officium est* (das Amt der Geheimhaltung ist Gewissenspflicht) die Lesung *custodiae officium conscientiae offucium* (die Pflicht zur Behütung ihrer Geheimnisse ist die Täuschung des Gewissens) vorgeschlagen hat, weil sie dem Text einen Sinn verleihe. Allerdings scheint mir der überlieferte Text durchaus sinnvoll und Tertullian würdig zu sein: Gerade die Doppelung des Wortes *officium* verbunden mit einer Bedeutungsverschiebung kann als stilistisches Mittel angesehen werden. Ein solcher Text ergibt m. E. mehr Sinn als der von Lukas bevorzugte konjizierte: Wie soll man es verstehen, dass die Pflicht zur Geheimhaltung in der Gewissenstäuschung besteht? Sie mag dazu dienen, aber ist nicht mit ihr gleichzusetzen.

Itaque prosiluit et ipsa lumen eius inquirere, das alle Handschriften bieten, mag zwar nicht so elegant klingen wie *Itaque prosiluit, ut ipsa lumen eius inquireret* (Adv. Val. 14,3, S. 76, Z. 16), ist aber dennoch sinnvoll und sollte daher nicht hinweg konjiziert werden. Dass die Aussage »Und so machte sie sich auf, auch selbst sein Licht zu suchen« keinen rechten Sinn ergibt, kann ich nicht finden.

In De carne Christi 21,3 dagegen wäre m. E. eine Konjektur sinnvoll gewesen, die von Lukas aber weder vorgenommen noch mitgeteilt wird: Die Einfügung von *<ut quid in utero>*, die von Riley vorgeschlagen worden ist, macht den Text erst verstehbar.

Beide Werke werden vom Herausgeber und Übersetzer in jeweils instruktiven Einleitungen vorgestellt und theologie- und werkgeschichtlich eingeordnet. Diese Einführungen sind solide und zudem gut lesbar. Zum Valentinianismus sind leider wichtige Standardwerke nicht herangezogen worden: Es fehlen u. a. Ismo DUNDERBERG, *Beyond Gnosticism, Myth, Lifestyle and Society in the School of Valentinus*, Columbia 2008; Holger STRUTWOLF, *Gnosis als System. Zur Rezeption der valentinianischen Gnosis bei Origenes*, Göttingen 1993; Einar THOMASSEN, *The Spiritual Seed. The Church of the ›Valentinians‹*, Leiden–Boston 2006.

Die Übersetzungen beider Werke sind gelungen und zielsprachenorientiert und daher gut lesbar. Manchmal allerdings wünschte man sich eine etwas »wörtlichere« Übersetzung, die die sprachliche Finesse des Tertulliantextes auch in der Übertragung hätte sichtbar machen können.

Ein erstaunlicher Lapsus liegt gleich zu Anfang von *De carne Christi* vor: Der in 1,1 (158,8–9) gebotene Satz *Igitur unde illi destruuunt carnis vota, inde nobis erunt praestenda* hat in der deutschen Übersetzung keine Entsprechung. Insgesamt hätte der Edition eine etwas gründlichere Lektorierung gutgetan.

Holger Strutwolf

HANS HUBERT ANTON (HRSG.): *Regesten der Bischöfe und Erzbischöfe von Trier I: I.3 Die Trierer Kirche und die Trierer Bischöfe in der ausgehenden Antike und am Beginn des Mittelalters. Bischöfe von der Wende des 4./5. Jahrhunderts bis zum Beginn des 7. Jahrhunderts* (Publikationen der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde, Band LXXX–II). Wien – Köln – Weimar: Böhlau 2019. 790 S. ISBN 978-3-412-51527-0. Geb. € 100,00.

Vier Jahre nach dem ersten Band der »Regesten der Bischöfe und Erzbischöfe von Trier« legt der Verfasser den zweiten Band ihrer Neubearbeitung vor, der aber in der chronologischen Abfolge der bearbeiteten Bischöfe den dritten Platz einnehmen wird. Der Band erfasst 18 Bischöfe und Metropolen von der Wende des 4. zum 5. Jahrhundert bis in das zweite Jahrzehnt des 7. Jahrhunderts. Das Wirken der Bischöfe des 5. Jahrhunderts war vom Erbe des Imperiums bestimmt, während die letzten dem Fränkischen Reich angehörten. Nach der Einleitung werden die einzelnen Pontifikate behandelt. An deren Beginn steht jeweils eine Synopse des Quellenbefundes, an die sich vier Blöcke anschließen. In Block A wird der Bischof in seiner Zeit behandelt, in Block B in späteren Zeugnissen, in Block C mit seinem Kult und zuletzt in Block D anhand der materiellen Überreste. Den Benutzer stört, dass der Band auf die üblichen Anmerkungen verzichtet und diese in Klammern in den Text setzt. Der Band beweist die Bedeutung der Trierer Kirche bis weit ins Mittelalter hinein. Der an erster Stelle behandelte Mauricius (um 400–vor 445) hat in seiner Amtszeit die drei- oder sogar viermalige Einnahme seiner Stadt (410, 413, 419/420, 428 oder 435) erlebt, hat aber in der Trierer Überlieferung mit Ausnahme der Bischofslisten keine Spuren hinterlassen, was sich vielleicht durch seine Namensgleichheit mit einem der thebäischen Märtyrer erklärt. Sein Nachfolger Leontius/Legontius wurde von Papst Leo I. 445 zum Ehrengener der gallischen Bischöfe bestellt. Er bleibt in Tätigkeit und Herkunft undeutlich, was durch den gleichnamigen Bischof von Metz gefördert wird. Bischof Severus hat in Britannien den Pelagianismus bekämpft und hat durch Mission den Einfluss Triers im Gebiet der unteren Mosel und des Mittelrheins gefestigt. Er ist um 450 verstorben. Ihm folgte der um 460 regierende Cyrillus, der nach seinem Namen aus dem Rhône-Raum oder einer griechisch-orientalischen Kolonie in Trier gestammt haben könnte. Nach einer Weiheinschrift hat er die Bischöfe Eucharius und Valerius in die von ihm erbaute Coemeterialkirche transferiert. Ihm folgte der in Trier wenig bekannte Jam(b)lychus und dann Emerus, von dem auch wenig bekannt ist. Sein Nachfolger Marus wird auf »um 490« im Amt angenommen; weitere Angaben zu ihm

fehlen. Auch der folgende Bischof Volusianus hat vermutlich im letzten Jahrzehnt des 5. Jahrhunderts kurz geamtet. Die Forschung hat ihn jüngst mit einflussreichen Kreisen der gallorömischen Senatorenaristokratie und einem gleichnamigen Bischof von Tours in Verbindung gebracht. Am Ende des 5. Jahrhunderts wird Bischof Miletus erwähnt, der nach seinem Namen aus dem Rhône-Raum oder aus einer griechischen Kolonie in Trier gestammt haben dürfte. Unter seinem Nachfolger Modestus am Ende des 5. Jahrhunderts könnte Trier dem Fränkischen Reich angegliedert worden sein. Der folgende Maximianus hat in den ersten Jahren des 6. Jahrhunderts amtiert. Nach einem Schreiben des Bischofs Avitus von Vienne scheint er um 506 nach Arles gereist zu sein, um dort ein Augenleiden behandeln zu lassen. Es wird vermutet, dass er auf dieser Reise verstorben ist. Sein Nachfolger Fibicius wird mit den Jahren um 506–511/525 eingegrenzt. Er hat dem aus Aquitanien nach Trier kommenden Priester Goar erlaubt, am Mittelrhein zu wirken. Der Einfluss von Trier hat demnach bis in diesen Raum gereicht. Es wird vermutet, dass Goar einer der Priester war, die König Theuderich I. zur Unterstützung der Trierer Kirche 516/518 aus Aquitanien gerufen hatte. Bischof Abrunculus hat vermutlich ebenfalls zu diesem Kreis gehört. Er hat die Diözese von nach 511 bis kurz vor 525/526 geleitet, doch dürfte der Zeitraum kurz gewesen sein. Auf Wunsch von König Theuderich I. wurde als sein Nachfolger Nicetius berufen, der zu einem der führenden gallischen Bischöfe seiner Zeit wurde. Neben engen Beziehungen zu den Merowingerkönigen hat er eine Stadt- und Regionalherrschaft spätantiken Typs in Trier ausgeübt. Die von ihm eingerichtete Klerikerschule scheint Geistliche zur Reorganisation der rheinischen Bistümer ausgebildet zu haben. Er starb 566. Trotz seines großen Bekanntheitsgrades sind von ihm nur zwei Briefe überliefert. Gregor von Tours hat seine Vita verfasst. Die Historizität des nach ihm in die Bischofsreihe aufgenommenen Rusticus ist umstritten. Während der Verbannung von Nicetius um 560 durch König Chlothar dürfte er amtiert haben. Eigentlicher Nachfolger von Nicetius wurde dessen Schüler Magnerich, der über zwei Jahrzehnte amtierte. Er war vielleicht der erste Bischof, der aus einer germanischen Familie stammte. Der Quellenwert seiner um 1000 verfassten Vita wird heute in der Forschung höher eingestuft als früher. Auch sein Nachfolger Gunderich (nach 586–vor 614) war germanischer Herkunft und stammte vielleicht aus dem burgundischen Raum. Die Überlieferung über ihn ist dürftig. Sein Nachfolger Sabaudus war 614 auf dem Pariser Konzil anwesend. Nach seinem Namen hat auch er aus Burgund gestammt. Damit könnte er von Königin Brunichilde eingesetzt worden sein. Der Band bietet einen beeindruckenden Überblick über die Geschichte Triers in den dunklen Jahrhunderten zwischen Spätantike und Frühmittelalter. Die Bedeutung Triers kommt deutlich zum Ausdruck. Der Band bietet die Möglichkeiten für einen interdisziplinären Zugriff auf die Frühgeschichte Triers. Die wertvolle Arbeit rückt Trier und sein Bistum auf den ihnen gebührenden Platz. Es bleibt zu hoffen, dass die weiteren Arbeiten an den Regesten rasch vorangeführt werden und dazu auf breiter Ebene gefördert werden.

Immo Eberl

MATTHIAS KAUFMANN, DANAË SIMMERMACHER (HRSG.): Luis de Molina. De iustitia et iure. Über Gerechtigkeit und Recht. Teil I und II. (Politische Philosophie und Rechtstheorie des Mittelalters und der Neuzeit, Reihe I: Texte, Band 10.1 und 10.2 – PPR I, 10.1 u. 2). Ins Deutsche übersetzt von MATTHIAS KAUFMANN, ALEXANDER LOOSE und DANAË SIMMERMACHER. Stuttgart-Bad Cannstatt: frommann-holzboog 2019. 853 S. ISBN 978-3-7728-2595-8. Geb. € 396,00.

Der spanische Jesuit, Theologe und Philosoph *Luis de Molina* (*1535 Cuenca, † 1600 Madrid), dessen Lehre von göttlicher Vorsehung und menschlicher Willensfreiheit in seinem Hauptwerk *Concordia* (Lissabon 1588) bei Befürwortern wie Kritikern enorme Wirkun-

gen und leidenschaftliche Debatten auslöste (Molinismus), ist sonst vor allem für seine Wirtschaftstheorie bekannt, die schon auf seine Zeitgenossen großen Einfluss ausübte, der bis zur Gegenwart anhält, weniger dagegen für sein – umfangreiches – politisches und rechtstheoretisches Werk. Seine »De iustitia et iure« erschien in sechs Bänden ab 1593 zunächst in Cuenca, die letzten Bände bis 1609 – posthum – in Antwerpen. Sie umfasst mehrere tausend Seiten (in einer Mainzer Ausgabe von 1659 sind es 3.386 eng bedruckte Spalten). Allein ein sehr wichtiger Teil (umfangmäßig nur etwa 6 %) dieser monumentalen Arbeit, der erste Traktat und die Disputationen 1 bis 40 des zweiten Traktats, liegen nun in einer aufwendigen wissenschaftlichen Neuedition vor mit lateinischem Originaltext (primär auf der Grundlage der Erstausgabe von 1593) und parallel gedruckter deutscher Übersetzung (durch die Herausgeber und vor allem Alexander Loose), ergänzt um eine Einleitung der Herausgeber zu dieser Ausgabe, zu de Molinas Leben und Werk, zu seiner »De iustitia et iure« sowie zur Wirkungsgeschichte seiner Theologie und Philosophie; editorische Anmerkungen (A. Loose) runden sie ab (S. XIX–LIII). Zur Erschließung der Texte ist ein umfangreicher Anhang beigelegt (S. 789–853) mit 955 Anmerkungen zur Präzisierung der von de Molina zitierten Stellen, mit (lateinischen) Textpassagen aus diesen sowie zur Erläuterung einzelner seiner Aussagen, mit einem Quellenverzeichnis (von Druckausgaben der zitierten Autoren und des *Corpus Iuris Canonici* sowie des *Corpus Iuris Civilis Iustiniani*) und mit ausführlichen Sach-, Personen- und Bibelstellenregistern.

De Molinas hier ausgewählte und edierte Ausführungen können nur in Umrissen vorgestellt werden. Sie wurden primär für Theologen (Beichtväter) geschrieben, die ihre Materien aufgrund ihres Denkens nach Methode und Geist begreifen sollten und insofern den Rechtsgelehrten bei Weitem überlegen seien (S. 3). Sie widmen sich – eingebettet in sein theologisches und darauf aufbauendes philosophisches Denken – ihrem Thema in enormer Ausführlichkeit. Die Beantwortung der Grundsatzfragen ist verknüpft mit nicht selten umständlichen, detailverliebten Ausführungen auch zu Bagatelproblemen. Gegenstand des Werks ist das göttliche und das menschliche Recht, letzteres untergliedert in das Recht der Völker, das bürgerliche und das kanonische Recht (S. 31), die alle nur als Zweige eines einheitlich gedachten Rechtskosmos gesehen werden, weil Gott universaler Herr über alle Dinge ist (S. 495), alle weltliche Macht unmittelbar von ihm als dem Urheber der Natur stammt (S. 429) und sich, wer Gerechtigkeit hervorbringen will, dem Gesetz und dem Willen Gottes anzugleichen hat (S. 13). Dabei erschließen sich Gesetz und Wille Gottes aus dem natürlichen Recht, das er den Seelen eingepägt hat (S. 29f., 33ff.), sowie über die Heilige Schrift, insbesondere die Evangelien und Apostelbriefe, für deren Verständnis die Lehre der katholischen Kirche ausschlaggebend ist – auch soweit dadurch das (weltliche) Recht betroffen ist. Häresie ist für ihn Verbrechen (bspw. S. 215, 219). Die hier edierten Texte widmen sich vor allem dem weltlichen Recht des *Corpus Iuris Civilis*, weniger dem kirchlichen des *Corpus Iuris Canonici*. Unterschieden wird (S. 395ff.) klar zwischen kirchlicher und weltlicher Macht (die jedoch auch von Gott stamme: S. 469ff.) und damit auch zwischen weltlichem und kirchlichem Recht (S. 31f.). Weil das Ziel kirchlicher Gewalt das geistliche Seelenheil sei – gegenüber zeitlichen Annehmlichkeiten und einem friedvollen Zusammenleben bei der weltlichen –, sei aufgrund der Bedeutung dieses übernatürlichen Ziels ein Vorrang der kirchlichen Macht anzunehmen (S. 399). Die Disputationen 32 bis 40 des zweiten Traktats behandeln ungemein ausführlich das Recht der Sklaverei und der Sklaven mittels Überlegungen und Unterscheidungen, die sich aus der Einbindung de Molinas in seine Zeit, die Kultur und die politischen Verhältnisse der iberischen Halbinsel erklären und dem heutigen Denken zwar fremd, als historische Quelle aber von Interesse sind.

Der Frage nach den Grundlagen der Rechtsordnung, nach Recht und Gerechtigkeit, gingen bereits viele juristische, philosophische, auch theologische Denker nach, ohne eine überzeitliche, abschließende Lösung entwickeln zu können. Einen großangelegten, be-

merkwürdigen Versuch, sie aus dem – katholischen – Denken des konfessionellen Zeitalters heraus zu beantworten, macht die sorgfältige Neuedition de Molinas »*De iustitia et iure*« der (deutschsprachigen) Wissenschaft in wichtigen Teilen zugänglich. Bei aller Zeitbedingtheit und Verhaftetheit bildet sein Werk einen wichtigen Baustein für die Geschichte des Denkens über den Staat und sein Recht, das Verhältnis von geistlicher und weltlicher Macht – und damit von Kirche und Staat – und schärft so den Blick für historische Entwicklungslinien, für rechtliche Traditionen wie auch Errungenschaften. Damit ist »*De iustitia et iure*« nicht nur für die Politik-, Rechts- und Verfassungsgeschichte von hohem Interesse, sondern – und nicht zuletzt – auch für die Kirchengeschichte. Zu wünschen ist, dass diese Disziplinen die Gedanken de Molinas zur Kenntnis nehmen und in ihre Arbeit einfließen lassen. Diese Edition bietet eine wertvolle Hilfe hierfür.

Felix Hammer

HEINZ SCHEIBLE (BEARB.): Melanchthons Briefwechsel. Band 13: Personen L–N (Kritische und kommentierte Gesamtausgabe, im Auftrag der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, hrsg. von CHRISTINE MUNDHENK). Stuttgart-Bad Cannstatt: frommann-holzboog 2019. 582 S. ISBN 978-3-7728-2259-9. Geb. € 298,00.

MATTHIAS DALL’ASTA, HEIDI HEIN, CHRISTINE MUNDHENK (BEARB.): Melanchthons Briefwechsel. Band T 19: Texte 5344–5642 (November 1548–September 1549) (Kritische und kommentierte Gesamtausgabe, im Auftrag der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, hrsg. von CHRISTINE MUNDHENK). Stuttgart-Bad Cannstatt: frommann-holzboog 2019. 621 S. ISBN 978-3-7728-2661-0. Geb. € 298,00.

MATTHIAS DALL’ASTA, HEIDI HEIN, CHRISTINE MUNDHENK (BEARB.): Melanchthons Briefwechsel. Band T 20: Texte 5643–5969 (Oktober 1549–Dezember 1550) (Kritische und kommentierte Gesamtausgabe, im Auftrag der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, hrsg. von CHRISTINE MUNDHENK). Stuttgart-Bad Cannstatt: frommann-holzboog 2019. 494 S. ISBN 978-3-7728-2662-7. Geb. € 298,00.

Im Jahr 2019 erscheinen gleich drei Bände des Melanchthon-Briefwechsels (MBW) – eine enorme Leistung, die nur durch größte persönliche Anstrengung der Bearbeiter zu erklären ist. Bei den vorgelegten Büchern handelt es sich um zwei Textbände (MBW/T) und einen Band mit Biogrammen, der in der Reihe der Regesten zu stehen kommt.

Zunächst soll Band 13 der Regestenreihe mit den Biogrammen der Buchstaben L–N vorgestellt werden. Er setzt die beiden bereits erschienenen Bände fort. Seit dem Erscheinen des zweiten Bandes der Personen mit den Buchstaben F–K im Jahr 2005 warteten zahlreiche Reformationshistoriker darauf, weil diese Sammlung ein einmaliges Nachschlagewerk zu Personen rund um den Wittenberger Gelehrten darstellt. Heinz Scheible selbst stellte diese Biogramme, die auf umfangreichen und gründlichen Recherchen meist entlegener Literatur seit den 1960er-Jahren beruhen, zusammen. Sie bilden einen (selbstständigen) Teil des Kommentars des MBW.

Die übersichtlich gestalteten Biogramme sind so aufgebaut, dass nach dem Namen biographische Daten sowie Literaturhinweise zu der jeweiligen Person geboten werden. Danach folgen Verweise, ob die Person Empfänger oder Absender eines Briefes war. Oft gibt es auch nur Hinweise auf verschiedene Erwähnungen im MBW. Nach dem Erscheinen der beiden noch ausstehenden Bände dieser Reihe sollen laut »Vorwort des Bearbeiters« (S. 7f.) etwa 7.000 Biogramme vorliegen. Scheible erweist damit der nächsten Generation von Forscherinnen und Forschern einen großen Dienst. Besonders reizvoll für den Rezensenten ist die Durchsicht der bisher nicht identifizierten Personen, die unter dem Lemma NN subsummiert sind. Es ist selbstverständlich, dass bei Schreiben aus dem 16. Jahrhundert mancher Name im Dunkeln bleibt. Wenige Vorschläge sollen hier

doch gemacht werden: MBW 596 Geleitsmann zu Altenburg (Bernhard Walde); MBW 741 Schosser zu Neumark (vielleicht Georg von Gottfart); MBW 1408 Schosser zu Leisnig (Benedikt Staude); MBW 2948 einen Schosser zu Lausnitz gab es so nicht, der saß im benachbarten Eisenberg (Caspar Zorn); MBW 3903 Amtmann zu Schlieben (Wolf von Schönburg) und MBW 4262 Schosser zu Schweinitz (wohl Michael vom Ende).

MBW.T 19 bietet 306 Briefe und Gutachten, die im Zeitraum von November 1548 bis September 1549 entstanden. 48 Stücke waren bisher nicht oder nur unvollständig ediert. Da der Band die beginnenden Diskussionen um das Interim und den Anfang des adia-phoristischen Streits dokumentiert, standen die Bearbeiter bei einer Reihe von Quellen vor einer immensen quellenkritischen Herausforderung: Die »Leipziger Landtagsvorlage« (oft irrtümlich als »Leipziger Interim« bezeichnet) lag beispielsweise in 36 Abschriften und Drucken des 16. Jahrhunderts vor (MBW.T 5387). Ähnlich kompliziert war die Überlieferung bei anderen Stücken. – MBW.T 20 enthält 334 Quellen von Oktober 1549 bis Dezember 1550, von denen bisher 45 noch nie oder nur unvollständig ediert waren. Zuverlässig wurden Korrekturen an den bereits erschienenen Regesten vermerkt, die teilweise durch Hinweise der Leser des MBW verursacht wurden (z. B. 5679). Selbst Neufunde können nach wie vor präsentiert werden (5710a). Beide Bände des MBW.T können jeweils durch die inzwischen üblichen Indizes (Absender, Adressaten, Fremdstücke; Bibelstellen; Autoren und Werke bis ca. 1500; Autoren und Werke ab ca. 1500) erschlossen werden. Inhaltlich decken MBW.T 19 und 20 über zwei Jahre ab, so dass die Diskussionen der damals aktuellen Themen gut verfolgt werden können: Da darüber beraten werden musste, ob und wie das von Kaiser Karl V. angeordnete Interim in Kursachsen umzusetzen war, wurde auch die Meinung Melanchthons durch Kurfürst Moritz abgefragt. Dies verursachte ihm nicht nur zusätzliche Arbeit, sondern sorgte auch dafür, dass er bei einigen ehemaligen Schülern und Freunden Luthers in den Ruf geriet, die Wittenberger Reformation verraten zu haben. Melanchthon wurde deshalb in seinen Briefen nicht müde, die Lehrkontinuität an der Universität (z. B. 5348) oder die unveränderten Riten (z. B. 5609) zu erwähnen. Bis hinein in die zahlreichen Vorreden zu Büchern, wie der Wittenberger Lutherausgabe (5515, 5833, 5964), zieht sich der Hinweis, dass auf die Wittenberger Theologen Verlass sei, weil sie trotz aller Angriffe bei der *Confessio Augustana* (5778) oder der Lehre Luthers blieben. Viele Passagen tragen bekenntnishaften Charakter (vgl. die Überlegungen dazu in 5408).

Die schärfsten Angriffe stammen von Melanchthons Schüler Matthias Flacius Illyricus, der Ende März 1549 Wittenberg verließ (5487). Zunächst legte Flacius seinen Standpunkt in einem Brief dar (5556), auf den Melanchthon entsprechend antwortete (5643). Flacius schwieg zu Melanchthons Rechtfertigungsversuch natürlich nicht (5655). Bald jedoch wurde der Streit, in dessen Mittelpunkt die *Adiaphora* (vor allem das Tragen eines Chorrockes) standen, in entsprechenden Streitschriften ausgetragen. Melanchthon wirkte zunächst etwas ratlos, warum Flacius so handelte, und suchte den Grund in der nicht erfolgten Berufung des jungen Gelehrten auf die Nachfolge Crucigers (5612). Am Rande erfährt man, dass Flacius ein Buch nicht zurückgab (5715) und auch noch Post nach Wittenberg erhielt (5772), die Melanchthon nach Magdeburg weiterleitete. Dass sich Melanchthon auf Streit einließ, sorgte zugleich für Kritik: Selbst Calvin schaltete sich mit mahnenden Worten ein (5830). Die Briefe vermitteln nicht nur Einblicke in die Streitigkeiten, die die Magdeburger Theologen um Matthias Flacius mit den Wittenbergern führten (z. B. 5549: Nikolaus Gallus an seine Wittenberger Lehrer), sondern auch den beginnenden Osiandrischen Streit um die Rechtfertigungslehre, den Andreas Osiander in Königsberg auslöste (5524, 5542 u. ö.). In Hamburg wurde über die Höllenfahrt Christi gestritten (5844, 5860 u. ö.). Am Rande tauchen Nachrichten über die Fortsetzung und Beschickung des Trienter Konzils auf (5865). Angesichts dieser Situation im lutherischen Lager ist der Wunsch Kilian Goldsteins nach kirchlicher Einheit, vor allem in der Lehre, verständlich (5901).

Auch im Hinblick auf Melanchthons Privatleben sind die Bände MBW.T 19 und 20 wieder ergiebige Fundgruben: Relativ kurz hintereinander starben die Weggefährten Caspar Cruciger und Veit Dietrich im November 1548 und März 1549, deren Lebensleistung Melanchthon jeweils würdigte (5362, 5553). Doch auch Luther war nicht vergessen, dessen Geburtstages er gedachte (5936). Im Frühjahr 1550 ist Melanchthon mit der Hochzeit seiner beiden Kinder Philipp (im April) und Magdalena (im Juni) beschäftigt (5743, 5780 u. ö.). Rührend ist die Datierung des Briefes vom 19. Juni 1550 an Hieronymus Baumgartner am Geburtstag von Magdalena Melanchthon (5857). Schließlich ist er in Sorge, von ihm handschriftlich verfasste Briefe zu verschicken, weil diese gern entwendet werden (5485). Bedenkt man, dass sich viele Zeitgenossen um ein Autograph Luthers oder Melanchthons, beispielsweise in Form einer Bucheintragung bemühten (5503), erscheint Melanchthons Sorge nachvollziehbar. Einige Quittungen, die zum Teil erstmals ediert wurden, illustrieren die wirtschaftliche Situation Melanchthons (5360, 5686, 5773, 5950). Wiederholt unterstützte er die Witwe Katharina Luther in persönlichen Belangen (z. B. 5917).

Auch für die Bildungs- und Schulgeschichte stellen die beiden neuen Editionsbande wichtige Quellen zur Verfügung. In verschiedenen Empfehlungsschreiben berichtete Melanchthon über die Ausbildung von Studenten der Leucorea und sorgte so für die Verlängerung ihrer Stipendien. Er vermittelte Absolventen oder wegen des Interims vertriebene Geistliche als Pfarrer und Lehrer. Schließlich arbeitete er auch an einem Gutachten für die sächsischen Landeschulen mit (5614). In einer Vorrede zu einem Buch von Georg Lauterbeck pries er den Wert der Bildung, die gerade für das Christentum notwendig ist (5968). Den Wert der Musik als göttliche Schöpfung schärfte Melanchthon in der Vorrede zur »Psalmodia« des Lucas Lossius ein (5710).

Kurz und knapp wird die Wittenberger Haltung zu ehehinderlichen Verwandtschaftsgarden in einem Brief an einen Pfarrer dargelegt (5834). Eine Skizze verdeutlicht, dass das Brautpaar beruhigt in den Stand der Ehe treten kann. Fast wie eine Mahnung an unsere Zeit liest sich schließlich der Gedanke, dass man in der eigenen Not die vielen Gemeinden weltweit nicht vergessen darf (5791).

Mit großer Zuverlässigkeit berücksichtigen die Bearbeiter die Literatur vom 16. Jahrhundert bis zu den neuesten Erscheinungen. Die Edition der Stücke zeichnet sich durch eine saubere und gründliche Quellenkritik aus, die nur durch aufwendige Recherchen der handschriftlichen Überlieferung zu erreichen war. Nicht zuletzt dadurch ist der MBW ein unersetzliches Instrumentarium reformationsgeschichtlicher Forschung. Das baldige Erscheinen des nächsten Bandes kann mit Freude erwartet werden.

Stefan Michel

MANFRED EDER: Kirchengeschichte in Karikaturen. Von der Französischen Revolution bis zur Gegenwart. Ostfildern: Matthias Grünewald 2017. 456 S. Geb. ISBN 978-3-7867-3101-6. € 39,00.

Karikaturen sind seit jeher ein beliebtes Medium, sich ironisch mit einem mehr oder weniger komplexen Problem auseinanderzusetzen und damit gleichsam »des Pudels Kern« zu treffen. Der Osnabrücker Kirchenhistoriker Manfred Eder beleuchtet mit seiner »Kirchengeschichte in Karikaturen« viele Spannungsfelder von der Zeit der Französischen Revolution bis zur Gegenwart, ein gleichermaßen unterhaltsamer wie auch wissenschaftlich innovativer Ansatz. Insgesamt 37 Karikaturen, darunter Klassiker wie auch viele weniger bekannte, werden mittels einer klar umrissenen, überzeugenden Methodik analysiert: Nach einer kurzen Einführung in den historischen Gesamtzusammenhang folgt die konkrete Beschreibung der Bildquelle. Hier erklärt Eder stets auch präzise formuliert für das Verständnis notwendige Fachtermini. Im dritten Schritt interpretiert er schließlich die

Karikatur. Der Autor arbeitet hier mit gewohnter Gründlichkeit, die letztlich alle seine Publikationen auszeichnen.

Ihm gelingt beides: Die Themenkästen und Worterklärungen bieten wertvolle Hilfestellungen, die seine Publikation auch für den Unterricht in den Fächern Religion und Geschichte (durchaus in allen Schularten) einsetzbar machen, gleichzeitig sind seine Analysen aufgrund ihres Tiefganges aber auch für das wissenschaftliche Fachpublikum interessant und relevant. Positiv hervorzuheben ist überdies, dass Eder dabei auch keine »heißen Eisen« scheut. Besonders gelungen ist beispielsweise das Kapitel über Papst Pius XII. und seine Rolle im Kontext der NS-Geschichte. Aber auch kirchenkritische Karikaturen beispielsweise zum Zölibat bis hin zur Affäre um den Limburger Bischof Franz-Peter Tebartz-van Elst machen sein Buch zu einer abenteuerlichen Reise durch drei Jahrhunderte Kirchengeschichte.

Markus Eberhardt

REGINA HEYDER, GISELA MUSCHIOL (HRSG.): Katholikinnen und das Zweite Vatikanische Konzil. Petitionen, Berichte, Fotografien. Münster: Aschendorff 2018. 698 S. m. zahlr. Abb. ISBN 978-3-402-13138-1. Geb. € 29,80.

Der von Regina Heyder und Gisela Muschiol 2018 herausgegebene Band »Katholikinnen und das Zweite Vatikanische Konzil. Petitionen, Berichte, Fotografien« stellt eine umfangreiche Sammlung von (Quellen-)Beiträgen dar. Er gliedert sich neben einer allgemeinen inhaltlichen Einführung in drei Teile und ist dabei so konzipiert, dass jeder inhaltlichen Einheit der insgesamt 196 editorisch veröffentlichten Texte unterschiedlicher Art eine Einführung vorangeht. Anspruch der Herausgeberinnen ist es, »den Weg der Konzilsbeteiligung von Frauen« (S. 5) nachzuzeichnen und »zur Sichtbarkeit dieser Frauen« beizutragen (S. 28).

Dem ersten, von Elias H. Füllenbach, Regina Heyder, Gisela Muschiol und Michaela Sohn-Krohntaler erarbeiteten Teil, »Konzilseingaben«, geht eine inhaltliche Einführung von Regina Heyder voran, die unter dem Leittitel des »Anspruch[s] auf Partizipation« (S. 49) steht. Heyder stellt dabei die Konzilsankündigung als »Katalysator« heraus. Er habe dazu beigetragen, dass die in den Konzilseingaben unter den Frauen seit langer Zeit gehegte »Kritik und Wünsche« an einen konkreten Adressaten geäußert werden konnten (S. 57).

Heyder hebt dabei hervor, dass das Ziel dieser Frauen weniger der unmittelbare Einfluss auf die konziliaren und nachkonziliaren Texte gewesen sei, sondern vielmehr die Realisierung ihres anvisierten »Anspruch[s] auf Partizipation«. Es folgt schließlich nach jeweilig vorangegangener Einführung die Edition von Konzilseingaben verschiedener Verbände. Der Beitrag von Anneliese Lissner »Wünsche wie Senfkörner« (2002) blickt auf die gleichnamige Aktion katholischer Frauen und Mütter im Jahr 1961 zurück. Dieser sicher wichtige Beitrag ist aus der Retrospektive verfasst und wird daher im strengen Sinne einer Dokumentation von Quellentexten nicht gerecht.

Als »Konzilseingaben von Einzelpersonen« werden allgemeine Eingaben zu unterschiedlichen Themenbereichen von Josefa Theresia Münch wie eine Umfrage des Auditoren-Ehepaars José Alvarez Icaza Manero und Luz María Alvarez Icaza, die unter der Leitfrage »Was erwartet die Familie vom Konzil?« stand, angeführt. Die darauffolgende Einheit »Das Konzil im Konvent« beschränkt sich auf Eingaben aus dem Umfeld der Abtei St. Hildegard in Eibingen.

Der zweite, von Regina Heyder erarbeitete Teil »Berichte aus Rom« versucht die Rolle der »in letzter Minute« (S. 357), nämlich der ab der dritten *Sessio* des Konzils berufenen Laienauditorinnen (vgl. S. 373–375 eine namentliche Auflistung) – insbesondere der beiden aus Deutschland stammenden Auditorinnen Sr. Juliana Thomas ADJC und Gertud Ehrle – zu erschließen. Über die Laienauditorinnen hinaus stellt Heyder auch die nicht zu

unterschätzende Bedeutung der »Aktivitäten ›*extra Aulam*« (S. 371-372) wie ökumenische Perspektiven heraus. Insgesamt lässt sich mit den Worten Heyders die Entwicklung der Bedeutsamkeit von Frauen beim Konzil als Beispiel für »vielfältige und beschleunigte Transformationsprozesse« wie folgt beschreiben: »Sie hatten in den ersten beiden Sessiones die Exklusion von Konzilsmessen und aus der Gruppe der Auditoren erlebt, in der dritten und vierten Sitzungsperiode dann die Inklusion« (S. 372).

Der dritte, ebenfalls von Heyder erarbeitete Teil greift die »Konzilsrezeption vor Ort« auf. Mit den exemplarisch ausgewählten Themenfeldern inklusive Sprache, regionale und internationale Umsetzung des Konzils durch Frauenverbände und Frauengruppen, liturgische Dienste, Empfängnisverhütung und Diakonat von Frauen wurden bewusst Bereiche ausgewählt, »die an Konzilseingaben und Konzilsaktivitäten von Laienkatholikinnen anknüpfen und das von Ehrle angesprochene ›Weitergehen‹ realisieren« (S. 566f.).

Heyder macht Erfolge der Konzilsrezeption insbesondere im Bereich der liturgischen Dienste (Zulassung von Mädchen zum Altardienst; mögliche Beauftragung von Frauen auf Lektorinnen und Kommunionhelferinnen) und Sprache aus. Eine »überzeugende inklusive und geschlechtersensible Sprache« habe sich u. a. in Publikationen der Deutschen Bischofskonferenz etabliert (S. 569). Mehr noch als die sich auf den genannten Feldern konkretisierte Konzilsrezeption stellt Heyder »ein neues Selbstbewusstsein und einen neuen Habitus« (S. 570), die sich Katholikinnen im Laufe des Konzils angeeignet haben und so zu »eigenständige[n] Subjekte[n] in der Kirche« (S. 570) erwachsen sind, als Erfolg heraus und versteht diese als »*fundamentale Konzilsrezeption*« (S. 570). Wenngleich das sich entwickelte Selbstbewusstsein der Frauen als ein Faktor der Konzilsrezeption zweifelsfrei zu würdigen ist, so ist anzumerken, dass dieses jedoch immer von der in der Schöpfungsordnung begründeten Gleichwertigkeit von Mann und Frau her zu verstehen ist, die ausgerichtet ist auf die Erlösungsordnung, nämlich in Christus alle einer zu sein (vgl. Gal 3,28). Von hier aus gesehen sind Frauen und Männer gleichermaßen berufen, gemäß der je eigenen Stellung und Aufgabe (vgl. c. 208 CIC/1983) an der Heilssendung der Kirche mitzuwirken.

Der Band leistet zweifelsohne einen wichtigen Beitrag dazu, den Einfluss von Katholikinnen auf das Zweite Vatikanische Konzil und ihr Verdienst zugänglich zu machen. Die Einführungen und Kommentare zu den jeweiligen Editionen bieten dabei einen hilfreichen Leseschlüssel.

Anna Elisabeth Meiers

GEORG ECKERT, THORSTEN BEIGEL: *Historisch arbeiten*. Göttingen: utb (Vandenhoeck & Ruprecht) 2019. 262 S. ISBN 978-3-8252-5039-3. Kart. € 19,99.

Angesichts der großen Zahl bereits vorhandener Einführungswerke zum Geschichtsstudium stellt sich die Frage, durch welchen spezifischen Nutzen sich die neu erschienene Publikation von Georg Eckert und Thorsten Beigel hervorhebt. Bei der Lektüre stellt sich allerdings schnell heraus, dass es den Autoren gelungen ist, ein außerordentlich praxisnahes und damit für Studierende unbedingt empfehlenswertes Werkzeug für die Arbeit an Hausarbeiten, Essays, Referaten und Rezensionen an die Hand zu geben. Die Einführung eignet sich sowohl für Anfänger als auch für Fortgeschrittene; ebenso ist sie Lehrenden zu empfehlen als Grundlage für die Seminarplanung von Einführungsveranstaltungen oder Tutorien. So bietet die Einführung nicht nur eine leicht zugängliche und anschauliche Darstellung geschichtswissenschaftlicher Arbeitstechniken, sondern enthält auch 25 Recherche- und Analyseaufgaben zu Quellenbeispielen aus unterschiedlichen Epochen, deren Musterlösungen im Anhang aufgeführt sind.

Der Aufbau des Werks entspricht den Arbeitsphasen beim Verfassen wissenschaftlicher Texte. Der erste Teil widmet sich dem »Suchen & Finden«, den Techniken der Quellen-

und Literaturrecherche. Im zweiten Teil, »Lesen & Denken«, erläutern die Autoren den Umgang mit Quellen (Quellenkritik) und das Auswählen bzw. die Funktion von Forschungsliteratur. Sie gehen vertieft darauf ein, wie wissenschaftliche Fragestellungen unter Zuhilfenahme von »W-Fragen« entwickelt und Thesen formuliert werden können. Etwas ermüdend sind die zahlreichen Redundanzen im zweiten Teil. Viele der hier thematisierten Aspekte zur Recherche von Quellen und Literatur hätten besser im ersten Teil abgehandelt werden können. Im dritten Teil, »Reden & Schreiben«, geht es um Merkmale eines guten Schreib- und Vortragsstils. Hier thematisieren die Autoren die Bestandteile und Charakteristika von Hausarbeiten, Essays, Referaten und Rezensionen. Abgeschlossen wird dieser Teil mit einigen Erläuterungen zu den Formalia wissenschaftlicher Texte. Ausführlich behandelt werden diese erst im letzten Teil des Buches zur »Form des Historisch Arbeitens«. Hier finden Studierende eine hilfreiche Übersicht zur Gestaltung von Layouts wissenschaftlicher Arbeiten mit zahlreichen Illustrationen und Informationen zum richtigen Zitieren und Bibliographieren. Der Anhang enthält neben den Musterlösungen für die Vertiefungsaufgaben ein kurzes Merkblatt für das Schreiben geschichtswissenschaftlicher Texte sowie zehn »Checklisten«, die laut der Autoren dazu verwendet werden könnten, am Ende einer Arbeitsphase den eigenen Wissensstand zu reflektieren. Zugleich ließen sie sich auch »als eine Art Forschungs-Kompass« (S. 230) anwenden, mit dem man erkennen könne, welche Arbeits- oder Denkschritte durch Zuhilfenahme der entsprechenden Kapitel des Buches noch vertieft werden müssten. Erfreulich ist, dass die Listen auf der Homepage des Verlags zur mehrfachen Verwendung heruntergeladen werden können.

Positiv hervorzuheben ist vor allem das didaktische Vorgehen der Autoren. Es gelingt ihnen, die Beschreibung von Arbeits- und Denkschritten sehr eng an die ausgewählten Beispiele zu knüpfen, sodass man als Leser oder Leserin das Gefühl bekommt, die Autoren würden einen gewissermaßen an der Hand durch den komplexen Entstehungsprozess eines (musterhaften) geschichtswissenschaftlichen Textes führen. Dies ist z. B. in dem Kapitel »Der Weg zum Material: Ein Beispiel« der Fall, in dem die Autoren die Recherche für eine fiktive Hausarbeit zum Ersten Weltkrieg durchspielen (S. 47–55). Durch ihre Praxisnähe hebt sich die Einführung von vielen vergleichbaren ab. Lobenswert ist auch, dass die Autoren auf die Nutzung von online-Angeboten für die Quellen- und Literaturrecherche eingehen und dabei nicht nur auf Probleme und Gefahren eines unkritischen Umgangs mit diesen hinweisen, sondern auch klar deren Vorteile herausstellen. Die Autoren weisen immer wieder darauf hin, dass das Quellenmaterial stets den Ausgangspunkt historischen Arbeitens bilden müsse. Sie verfolgen so konsequent einen Ansatz, der die Entwicklung wissenschaftlicher Fragestellungen und Thesen eng an historische Quellen knüpft und liefern damit eine äußerst gelungene Handreichung für Seminararbeiten, in denen Quelleninterpretationen im Mittelpunkt stehen. Weniger ergiebig ist die Einführung indes im Hinblick auf das Verfassen von Forschungsüberblicken und die Anwendung wissenschaftlicher Theorien auf das Quellenmaterial. Die Herausforderung einer anwendungsorientierten Vermittlung didaktischer Erfahrungen haben Georg Eckert und Thorsten Beigel ohne Frage erfolgreich gemeistert. Den Erfahrungsschatz, den die Autoren als Dozenten in über 200 Lehrveranstaltungen sammeln konnten (S. 262), merkt man dem Werk deutlich an.

Irina Saladin

3. Antike

ANGELOS CHANIOTIS: Die Öffnung der Welt. Eine Globalgeschichte des Hellenismus. Darmstadt: Wbg Theiss 2019. 544 S. ISBN 978-3-8062-3993-5. Geb. € 35,00.

Eine Geschichte des Hellenismus zu verfassen, stellt eine Herausforderung ganz eigener Art dar: Die Ereignisgeschichte ist komplex und verworren, das Quellenmaterial

trümmerhaft und disparat. Dass seit Johann Gustav Droysen (1808–1884) nur Wenige die mühevollste Aufgabe einer Gesamtdarstellung auf sich genommen haben, mag darin seine Ursache haben. Mit Angelos Chaniotis hat indes nunmehr einer der besten Kenner der Epoche einen neuen Anlauf gewagt – und dies mit Erfolg. Seine Monographie, hervorgegangen aus Heidelberger Vorlesungen der Jahre 2001–2006 und zunächst in englischer Sprache erschienen (2018), legt die Messlatte für die Zukunft hoch. Bereits der Titel der deutschen Übersetzung verweist auf ein zentrales Leitmotiv des Buches, die Interpretation des Hellenismus als Epoche der »Konnektivität, Mobilität und Multikulturalität« (S. 445). Diese »Ökumenisierung« der griechischen Welt, in der Chaniotis eine antike Form der Globalisierung sieht (vgl. S. 444), war in seiner Deutung freilich nicht nur auf die Phase zwischen dem Tod Alexanders d. Gr. und der Schlacht bei Actium (323–331 v. Chr.) beschränkt, sondern erstreckte sich noch bis in die beiden ersten Jahrhunderte der römischen Kaiserzeit. Erst unter den Caesaren nämlich und dem von ihnen garantierten Frieden konnten sich zahlreiche Phänomene vollends entfalten, die zuvor bereits angelegt waren, nicht zuletzt eine lebendige Stadtkultur oder auch das Wirken mobiler Gelehrter. Es ist daher wichtig, nachdrücklich auf den konzeptionellen Angelpunkt des Buches hinzuweisen: Die Ausdehnung des »langen Hellenismus«, bis in die Zeit Hadrians († 138 n. Chr.) und damit auch in die *pax Romana* und die Phase der Neuformierung der griechischen Welt unter römischer Herrschaft hinein.

Chaniotis' Darstellung entfaltet sich in 16 Kapiteln, die zunächst den Rahmen der politischen Geschichte in chronologischen Schlaglichtern abschreiten, ab dem 7. Kapitel allmählich den Blick auf Rom als neuen Akteur richten – programmatisch eingeführt unter Rückgriff auf Polybios' Konzept der *symploke* (Verflechtung) – und sich ab Kapitel 11 zu einer römischen Geschichte aus der Perspektive des griechischen Ostens entwickeln; im letzten Drittel des Buches treten übergreifende Aspekte stärker in den Vordergrund: die Implementierung und Konsolidierung der römischen Herrschaft im Osten (mit Schwerpunkt auf dem Kaiserkult), ökonomische und soziale Entwicklungen, Euergetismus, Agone, Ephebie und Gymnasium, die sich wandelnde Rolle der Frau, Sklaverei sowie zuletzt: Religion. Indem er zentrale Aspekte des Hellenismus erst im römischen Kontext behandelt, verweist der Autor implizit noch einmal darauf, dass in seiner (überzeugenden) Sichtweise die ersten beiden Jahrhunderte der Kaiserzeit die Vollendung der hellenistischen Geschichte brachten. Chaniotis gelingt es im ersten Teil, einen souveränen Mittelweg zwischen verwirrender Detailfülle und notwendiger Reduktion auf Wesentliches zu finden, so dass der Leser sicher durch die komplizierte Ereignisgeschichte von Philipp II. bis zur Etablierung der römischen Herrschaft im Osten geleitet wird (die politische Geschichte der Kaiserzeit wird hingegen weitgehend ausgespart). Die Anbindung der historischen Entwicklungen an wichtige strukturelle Aspekte erleichtert dabei den Weg: So hält Chaniotis an verschiedenen Stellen inne, um grundlegende Charakteristika der Monarchie seit Alexander und ihre Wandlungen zu erläutern, etwa mit Blick auf die Bedeutungszunahme militärischer Erfolge gegenüber dynastischen Aspekten, welche aber wiederum permanente Konflikte auslösten und insbesondere die seleukidische und ptolemäische Geschichte weithin prägten. Das »kurze 3. Jahrhundert« hingegen wird aus der Perspektive einer »Allgegenwart des Krieges« (S. 71) ausgeleuchtet. Ein eigenes – ausführliches – Kapitel ist der komplexen Konstruktion der hellenistischen Monarchie gewidmet und erläutert insbesondere die besondere, wenngleich nicht leicht zu fassende Rolle des Herrscherkultes, vgl. S. 137: »Innerhalb ihrer Königreiche stützte der dynastische Kult den Monarchen ideologisch; der einheimischen Bevölkerung ermöglichte er, an einer Form der kultischen Verehrung teilzunehmen, die vertraute Elemente enthielt. Städte setzten den Herrscherkult aber auch als ein Instrument ein, um eine enge Beziehung zu einem Monarchen aufzubauen und ihrer Dankbarkeit für erhaltene Wohltaten wie auch ihrer Erwartung von zukünftigen direkten Ausdruck zu verleihen«. Auch die

Veränderungen der Poliswelt sowie die Struktur und Bedeutung der hellenistischen *koina* werden eingehend beleuchtet.

In der Frage der konzeptionellen Erfassung und Bewertung des Ausgreifens Roms hält der Verfasser sich auffallend zurück und verweist darauf, dass die Stadt am Tiber seit dem frühen 5. Jahrhundert kontinuierlich expandierte (S. 180); dennoch stellt der Frieden von Apameia (188 v. Chr.) für ihn eine Zäsur in der Geschichte des Ostens dar (S. 201f.), und spätestens für die Mitte des 2. Jahrhunderts sei ein signifikanter Politikwechsel zu konstatieren: »Die Ereignisse dieser Jahre lassen eine Veränderung der römischen Politik im Osten erkennen. Ohne triftigen Grund wurde ein Krieg erklärt; der besiegte Staat verlor seine Integrität; neue Staaten wurden gegründet, und ihre Institutionen wurden von den Römern vorgeschrieben; den Römern wurde Tribut gezahlt; Gebiete wechselten auf Grundlage einseitiger Entscheidungen des Senats den Besitzer; Könige wurden gedemütigt« (S. 211). Im 15. Kapitel mag man sich über die knappe Behandlung des Christentums und seines Aufstiegs wundern. Chaniotis bleibt hier indes lediglich dem eigenen Konzept treu, indem er das Christentum konsequent in den Kontext der hellenistischen Religionsgeschichte einordnet und vor allem auf Gemeinsamkeiten zu anderen Religionen und Kulturen verweist. Ohne es explizit auszusprechen, wird hier der Bogen zurück zu Droysen geschlagen.

Mit der »Öffnung der Welt« liegt eine souverän strukturierte, wohldurchdachte und gut lesbare Geschichte des Hellenismus vor, die den aktuellen Forschungsstand repräsentiert und insbesondere als Studienlektüre weite Verbreitung finden sollte.

Mischa Meier

MARTIN HENGEL, ANNA MARIA SCHWEMER: Die Urgemeinde und das Judenchristentum (Geschichte des frühen Christentums, Bd. 2). Tübingen: Mohr Siebeck 2019. 790 S. ISBN: 978-3-16-149474-1. Geb. € 134,00.

Dieser 2. Band der »Geschichte des frühen Christentums« basiert auf einem Manuskript (117 Seiten) aus dem Nachlass von Martin Hengel (1926–2009) und zahlreichen Vorarbeiten Hengels, die von Anna Maria Schwemer nun am sachgemäßen Ort wieder neu eingearbeitet wurden. Hinzu kommen eigenständige Abschnitte von Frau Schwemer, die den gesamten Band überarbeitet und fertiggestellt hat. Dennoch ist es ein Gemeinschaftswerk, »denn der Grundstock des Buches geht auf Martin Hengel und seine Sicht der Frühzeit des Christentums zurück« (S. XI). Während der 1. Band (»Jesus und das Judentum«) das Wirken Jesu bis zur Auferstehung im Kontext des Judentums behandelte, geht es nun um die Urgemeinde, die Anfänge der Heidenmission, den »Kampf« um die Heidenmission bis hin zum palästinischen Judenchristentum und seiner Ausstoßung aus dem Judentum. All dies umfasst einen Zeitraum von ca. 30–100 n. Chr. Die Urgemeinde in Jerusalem wird vor allem unter den Aspekten der Organisation (Gottesdienste mit intensiven Geisterfahrten, Güter- und Mahlgemeinschaften, Aufgaben in der Gemeinde) und der theologischen Formierung dargestellt (intensive Naherwartung, Entwicklung grundlegender christologischer und soteriologischer Vorstellungen: Menschensohn- und Davidsson-Vorstellung, Erlösung, Gericht). Die »Gütergemeinschaft« der Urgemeinde stuft Hengel/Schwemer als historisch ein; angesichts einer enthusiastischen Naherwartung werden Besitz und wirtschaftliche Produktion als völlig nebensächlich angesehen, was zu einer Verarmung der Gemeinde führte und von keiner anderen frühchristlichen Richtung weitergeführt wurde. Im 2. Hauptteil wird die griechisch sprachige Gemeinde der Hellenisten in Jerusalem dargestellt. Das Martyrium des Stephanus, die Vertreibung der Hellenisten ins Umland und die dann einsetzende Mission außerhalb Jerusalems (Philippus) stehen dabei im Mittelpunkt. Es schließt sich ein Abschnitt über den frühen Paulus an, d. h. seine Verfolgung der ersten Gemeinden als Pharisäer und seine

Berufung zum Völkerapostel bei Damaskus. Im 3. Hauptteil steht der ›Kampf‹ um die Heidenmission im Mittelpunkt. Intensiv wird die Cornelius-Erzählung Apg 10 erörtert, die nach Lukas den Übergang zur Heidenmission markiert; noch vor Paulus und Antiochia (vgl. Apg 11,19–26). Hengel/Schwemer nehmen hier – wie bei anderen Fragen auch – eine Mittelposition ein: Sie sehen deutlich die lukanische Linienführung und die Spannungen zu Paulus, betonen aber gleichzeitig, dass Apg 10 auf älteren Traditionen fußt und Petrus bei der Legitimierung der beschneidungsfreien Heidenmission in der Urgemeinde eine entscheidende Rolle spielte. Es folgt eine Darstellung der Entstehung und Bedeutung der antiochenischen Gemeinde und ihrer Mission. Hier initiierten die nach Antiochia vertriebenen Hellenisten den Übergang zur ›gezielten‹ Heidenmission. Bedeutsam für den weiteren Verlauf der Ereignisse wurde die Verfolgung in Jerusalem durch Agrippa I. (ca. 43 n. Chr.). Petrus floh aus Jerusalem und der gesetzestreue Herrenbruder Jakobus übernahm die Leitung der Urgemeinde, womit die späteren Konflikte vor allem mit Paulus vorprogrammiert waren. Die Erfolge der Christen in Antiochia führten dann zur 1. Missionsreise und zum Apostelkonzil. Davon berichten Lukas (Apg 15) und Paulus (Gal 2,1–10) bekanntlich in unterschiedlicher Weise; es werden andere Akzente gesetzt, »weil Lukas sie aus der Perspektive der Antiochener Gemeinde und der Jerusalemer Leitungsgruppe schildert. Damit wirft er zusätzliches Licht auf die Vorgänge, und so ergänzen sich beide Darstellungen« (S. 405). Das ›Aposteldekret‹, von dem Paulus nichts weiß, bezieht sich auf Gal 2,11–15, wird aber von Lukas mit dem Apostelkonzil verknüpft, »um dieses mit einem wirklich befriedigenden Beschluss zu beenden und nicht bei einer ›Scheinlösung‹ stehenzubleiben« (S. 407). Eine eher harmonisierende Sicht! Der abschließende Hauptteil widmet sich ausführlich dem palästinischen Judentum. Dies wurde schon früh von jüdischer Seite verfolgt, was auch der Herrenbruder Jakobus nicht abwenden konnte. Er ist der Autor des Jakobusbriefes und galt als besonders gesetzestreu, was jedoch sein Martyrium unter dem Hohepriester Hannas II. im Jahr 62 n. Chr. nicht verhinderte. Die Urgemeinde ging im jüdischen Krieg aber nicht unter, sondern ›wanderte‹ nach Pella aus. Hengel/Schwemer folgen hier einer nur bei Euseb überlieferten Nachricht und halten es auch für möglich, dass die Urgemeinde nach der Rückkehr nach Jerusalem einen Nachfolger für Jakobus wählte. Beides halte ich für sehr unwahrscheinlich, weil sonst mehr Quellen davon berichtet hätten. Zu Recht betonen die Verfasser aber, dass in der Frühzeit die politische Macht bei den Juden lag und das Judentum schon relativ früh aus dem Judentum herausgedrängt wurde, was vor allem die Polemik im Matthäus-, Lukas- und Johannesevangelium belegt.

Fazit: Hier liegt eine gründliche und gelungene Darstellung einer entscheidenden Epoche des frühen Christentums vor. Allerdings neigen Hengel/Schwemer mit ihrer Bevorzugung der Apostelgeschichte teilweise zu einer Harmonisierung; vor allem dort, wo Lukas und Paulus nicht übereinstimmen. Dadurch wird der Wert des Bandes mit seinen zahlreichen Einzelbeobachtungen und seiner wohlüberlegten generellen Linienführung aber nicht geschmälert.

Udo Schnelle

SÖREN SWOBODA: *Leben nach dem Tod. Josephus im Kontext antiker Geschichtsschreibung* (Stuttgarter Bibelstudien Bd. 245). Stuttgart: Katholisches Bibelwerk 2019. 166 S. ISBN 978-3-460-03454-9. Kart. € 28,00.

Sören Swoboda, ausgewiesener Josephus-Kenner (vgl. *Tod und Sterben im Krieg bei Josephus. Die Intentionen von Bellum und Antiquitates im Kontext griechisch-römischer Historiographie*, TSAJ 158, Tübingen 2014, 601 S.; Rez. Böttrich, in: *Gnomon* 89/3, 2017, S. 268–271), richtet in dieser Studie sein Augenmerk auf die »Eschatologie« im Werk des bedeutendsten jüdischen Historikers zur Entstehungszeit des Neuen Testaments. Damit

liefert er ein Kapitel nach, das bei der Veröffentlichung seiner Dissertation seinerzeit aus Raumgründen unberücksichtigt bleiben musste.

Mit einer Einführung (Kap. 1) bekräftigt Swoboda zunächst noch einmal seine These. Die Intention des Josephus lässt sich in *Bellum* und *Antiquitates* am besten unter dem Stichwort einer »apologetischen Geschichtsschreibung« erfassen: Trotz seiner vernichtenden Niederlage bleibt Israel ein edles Volk mit einer bewundernswerten Geschichte; zum Aufstand gedrängt von einer kleinen Minderheit muss es sich nun der Strafe Gottes beugen, die durch die Hand der Römer vollzogen wurde. Damit sollen vor allem die Sieger angesprochen werden. Unübersehbar sind die Bezüge zur griechischen und römischen Historiographie – besonders da, wo Josephus zu deren rhetorischen und stilistischen Mitteln greift. Im Blick auf das Thema »Leben nach dem Tod« verschiebt er den Schwerpunkt dann jedoch stärker von der Historiographie hin zur Theologie.

Ziel der Studie ist es, die Eschatologie des Josephus als einen eigenständigen Beitrag zu dem vitalen und offenen Diskurs um die Auferstehungshoffnung im 1. Jh. herauszuarbeiten. Es liegt auf der Hand, dass dabei vor allem die Schnittstellen zur biblischen Exegese von Interesse sind – denn Texte wie die Ostererzählungen der Evangelien oder 1 Kor 15 lassen sich nur im Kontext der religiösen Vorstellungswelt ihrer Zeit angemessen erfassen.

Methodisch behält Swoboda das einmal gewählte Schema bei. Auf die Einführung (Kap. 1) folgt ein Gang durch die griechische und lateinische Historiographie (Kap. 2) – mit Herodot, Thukydides, Xenophon, Polybios, mit Diodor, Dionysios von Halikarnassos, Arrian, Appian, Cassius Dio sowie mit Cäsar, Sallust, Livius, Velleius Paterculus, Curtius Rufus und Tacitus. In deren Schriften mischen sich Skepsis und Respekt gegenüber den Jenseitsvorstellungen namentlich fremder Völker. Bei einigen Autoren bleibt das Thema marginal; andere erweisen sich als eifrige Sammler entsprechender religiöser Überlieferungen, die sie jedoch eher ihren Erzählfiguren in den Mund legen, als selbst dafür einzustehen.

In einem eigenen Abschnitt wird die jüdische Historiographie vor Josephus in Gestalt der Makkabäerbücher in den Blick genommen (Kap. 3). Die beiden Textstellen aus 2 Makk, die hier untersucht werden, wären m. E. im Lichte ihrer Rezeptionsgeschichte noch deutlicher zu profilieren (S. 44–46). Das Sühnopfer, das Judas nach 2 Makk 12,39–45 für die Gefallenen vollzieht, musste in der Reformationszeit als Kardinalbeleg für oder gegen die Praxis der Totenmesse bzw. die Vorstellung vom Fegefeuer herhalten und hat dann später im »Apokryphenstreit« um die Mitte des 19. Jh.s die protestantische Kritik an den Apokryphen insgesamt maßgeblich befeuert. Zu kurz wird m. E. 2 Makk 7 abgehandelt, denn immerhin bietet diese Erzähleinheit neben Dan 12,1–3 die wichtigste Schlüsselstelle für den Durchbruch der Auferstehungshoffnung im frühen Judentum überhaupt, deren Bedeutung gar nicht hoch genug veranschlagt werden kann. Damit verbindet sich auf fundamentale Weise die Frage nach dem Martyrium, denn letztlich verleiht hier wie schon in Dan 12 der Gedanke, dass die Bekenner von Gott wieder ins Recht gesetzt werden, der Hoffnung auf ein neues Leben bei Gott erst ihre ganze Wucht und Brisanz. Was sich in der alttestamentlichen Theologie als Prozess einer tastenden, allmählich Gestalt annehmenden Erkenntnis darstellt, erklingt in Dan 12 und 2 Makk 7 erstmals im vollen Akkord – den auch Josephus kaum überhört haben wird. In beiden Fällen wäre deshalb der Vergleichspunkt in 2 Makk noch scharfkantiger herauszuarbeiten.

Den Hauptteil (Kap. 4) bildet ein Textdurchgang durch *Bellum* und *Antiquitates*. Die ausgewählten Passagen stellen dabei ganz unterschiedliche Situationen vor: Bell II 151.153 behandelt auf grundsätzliche Weise die Lehre der Essener; Bell I 650–653 thematisiert den Todesmut jüdischer Aktivisten; Bell III 361–382 widerrät dem Suizid mit Blick auf die Zukunft der Seelen, während genau umgekehrt Bell VII 341–356 in der Rede des Eleasar unter Verweis auf die Unsterblichkeit der Seele zum Massensuizid aufruft; Bell VI 33–53 nimmt die römische Perspektive vor der Erstürmung Jerusalems ein; Ap II 217–218 schließlich handelt vom Lohn der Gesetzestreue, die auch die Todesbereit-

schaft einschließt. An dieser letzten Stelle spricht Josephus seine eigene Anschauung wohl auch am deutlichsten aus.

Der Exkurs »Zur Eschatologie des Josephus« liefert ein Zwischenfazit. Zunächst sichtet er die bisherige Forschung, die sich vor allem um die Alternativen Auferstehungsglaube oder Unsterblichkeitslehre dreht. Daraufhin fasst Swoboda das Ergebnis seiner Untersuchungen in 16 Punkten zusammen: 1. Josephus bedient sich disparater Vorstellungen, und das offenbar nicht nur aus pragmatischen Gründen; 2. er ermangelt einer einheitlichen Begrifflichkeit; 3. er glaubt unzweifelhaft an die Existenz einer Seele; 4. Leib und Seele trennen sich im Tod; 5. es gibt ein (wie auch immer geartetes) postmortales Weiterleben; 6. der Leib besteht aus vergänglichem Stoff; 7. die Seelen werden nach dem Tod entlohnt oder bestraft; 8. Zwischenzustände nach dem Tod sind nicht im Blick; 9. es gibt Heils- und Straforte; 10. für die guten Seelen nimmt Josephus eine Art Seelenwanderung an; 11. er akzeptiert die Vorstellung von Geistern der Verstorbenen; 12. die Formulierung einer leiblichen Auferstehungshoffnung scheint er zu umgehen – weder vertritt er sie, noch widerspricht er ihr; 13. unklar bleibt die Relation zwischen nationaler und kosmischer Eschatologie; 14. er interpretiert die jüdische Messiasprophetie um auf Vespasian; 15. das Ende der Welt hat die Gestalt eines Feuergerichts; 16. schließlich muss man sich klar machen, dass Josephus als Historiker schreibt und nicht als Systematiker, weshalb man seiner Eschatologie auch nicht zu viel an Stringenz abverlangen sollte.

Was unter dem Titel »Textpragmatischer Vergleich« (Kap. 5) zur Sprache kommt, fügt die Beobachtungen zum Thema »Leben nach dem Tod« noch einmal in den Rahmen der Dissertation ein. Weitere Aspekte treten hinzu, die an der Auferstehungshoffnung gewonnen werden können: die Eschatologie der Juden lässt sich als Ausdruck ihres Glaubens verstehen, der die maßgebliche Motivation für Standhaftigkeit und Todesbereitschaft darstellt und sich als Quelle von Tugend erweist.

Den Ertrag dieser Studie für die Josephusforschung wie für die Bibelwissenschaften bündeln dann die beiden letzten Kapitel 6 und 7. Ein Leben nach dem Tode gibt es für Josephus nicht nur bei fremden Völkern wahrzunehmen, sondern vor allem bei dem eigenen Volk. Deshalb schreibt er darüber auch nicht mit der Distanz des Beobachters, sondern mit der Empathie des Apologeten und der Kenntnis des Insiders. Zugleich versucht er, mit dem Thema eine Brücke zwischen Judentum und Völkerwelt zu bauen: Alle diejenigen, die im Sinne Gottes handeln, besitzen sowohl den Mut als auch die Tugend, »im Angesicht des Todes Jenseitiges zu bedenken« (S. 126). Der abschließende Ausblick auf das Neue Testament, namentlich aber auf das lukanische Doppelwerk, bleibt weithin im Formalen und Strukturellen stecken. Hier könnte es lohnen, noch einmal das Buch von Outi LEHTIPUU, *The Afterlife Imagery in Luke's Story of the Rich Man and Lazarus*, Leiden – Boston 2007, zu Rate zu ziehen, denn gerade die Episode in Lk 16,19–31 bietet sich als Testfall für Jenseitsvorstellungen im Kontext erzählender Texte an.

Der Blick auf Josephus hilft, die frühchristliche Hoffnung einer leiblichen Auferstehung schärfer zu erfassen. Vor allem lässt es erkennen, welches paränetische Potential darin enthalten ist. Diesen Horizont weiter ausgeleuchtet zu haben, ist das Verdienst der Arbeit von Sören Swoboda.

Christfried Böttrich

HANS GEORG THÜMMEL: *Ikonomie der christlichen Kunst*, Bd. 1: Alte Kirche. Paderborn: Schöningh (Brill) 2019. XXIII, 323 S. m. zahlr. Abb. ISBN 978-3-506-79237-2. Geb. € 128,00.

Dieser von einem emeritierten Kirchenhistoriker und christlichen Archäologen verfasste erste Band einer mehrbändigen »Ikonomie der christlichen Kunst« beschäftigt sich mit der ältesten Epoche von den Anfängen christlicher Bild Darstellungen im 3. Jh.

bis zum Zerfall des römisch-byzantinischen Reiches im 8. Jh. Wie der Autor bereits im Vorwort betont, handelt es sich hierbei um eine »lexikonartige Darstellung« (XI), die den Befund beschreibend darstellt statt ihn zu analysieren und zu vergleichen. Insofern wird von einer Diskussion von Deutungsversuchen abgesehen. Außer von S. Maria Maggiore in Rom (S. 236–248) werden andere frühchristliche Kirchen, etwa in Ravenna, nur kurz und sporadisch besprochen. Für akademische Zwecke bedauernd ist das Fehlen von Anmerkungen und Bibliographie. Am Anfang der jeweiligen Kapitel finden sich lediglich Angaben zu meist älterer Sekundärliteratur der 1920er- bis 1990er-Jahre. Die neuere Forschung der letzten zwei Jahrzehnte und die außerhalb Deutschlands veröffentlichten Bücher und Aufsätze zum Thema (z. B. die wichtigen Veröffentlichungen von Jaś Elsner und Robin Margaret Jensen) sind hier nicht berücksichtigt worden. Insofern sind Ansatz und Darstellung veraltet und tragen wenig zu aktuellen Diskussionen bei.

Die beiden Hauptteile des Bandes sind der Grabeskunst und Kirchendekoration gewidmet, wobei Kunst auf Gebrauchsgegenständen kurz am Ende behandelt wird. Die Besprechung verläuft chronologisch, vom Beginn der christlichen Kunst im privaten Bereich der Bestattung, über ihre Blüte in den Kirchendekorationen des 5. und 6. Jahrhunderts, bis zur frühmittelalterlichen Buchmalerei und Heiligenbildern. Nachdem einführende Kapitel den zeitgeschichtlichen Hintergrund zusammenfassen, werden die künstlerischen Darstellungen rein phänomenologisch präsentiert. Bereits am Anfang ist die heute so nicht mehr vertretene Tendenz, zwischen Christlichem und Paganem zu trennen, erkennbar. Einerseits werden die pagane Umwelt und griechische Philosophie unter den »Bedingungen und Möglichkeiten der Entstehung einer christlichen Bildkunst« besprochen. Andererseits wird zwischen Heidentum und Christentum eine klare Trennungslinie gezogen, die dazu führt, die Übernahme mythologischer Elemente als bloße Dekoration oder nebensächliches Detail zu verstehen. Christentum und Heidentum begegneten sich in der Spätantike angeblich auf verschiedenen Ebenen: »Antike Mythologie und christliche Heilsgeschichte konnten wegen ihres unterschiedlichen Charakters nebeneinander bestehen« (S. 37). Dass die Christen der ersten Jahrhunderte Heiden waren, die auf ihren Sarkophagen pagane Vorstellungen mit christlichen verbanden, und dass selbst Konstantin mythologische Gedanken und Motive in den Kaiserkult aufnahm, wird hier nicht genügend deutlich gemacht und besprochen. Wie Robin Jensen betont hat, setzten heidnische Christen in ihrer Grabkunst pagane Darstellungen und Motive wie selbstverständlich fort: »*Christians, after all, adapted many symbols present in the surrounding culture as their own, and through them communicated similar if slightly modified religious messages*« (Understanding Early Christian Art, Abingdon – New York 2000, S. 55). Derartige Adaptionen sind nur durch einen vergleichenden Ansatz, der christliche Kunst in ihrem weiteren künstlerischen und gesellschaftlichen Umfeld untersucht, zu verstehen. Die Behauptung, »Heidnisches und Christliches lagen auf verschiedenen Ebenen. So konnte auch Heidnisches in die imperiale Symbolik Konstantins eingehen, ohne sich mit Christlichem zu stoßen« (S. 203), ist bereits durch die in der neueren Forschung betriebenen Untersuchungen motivgeschichtlicher und ideenhistorischer Zusammenhänge gründlich widerlegt worden.

Ganz ähnlich wird auch die Bedeutung der zeitgenössischen jüdischen Kunst in wenigen Sätzen heruntergespielt. Thümmel bemerkt lediglich, dass »eine Ableitung christlicher Bildkunst von jüdischer unwahrscheinlich« ist (S. 39), weist aber nicht auf die vielschichtigen Wechselbeziehungen zwischen der etwa zeitgleich auftretenden jüdischen und christlichen Kunst der Spätantike hin. Selbst in der sporadischen Erwähnung des Befundes von Dura Europos werden Kirchen- und Synagogenmalereien nicht zusammen besprochen. Die scheinbare Unkenntnis der wichtigsten Forschungsliteratur zur jüdischen Kunst der Antike (z. B. Rachel HACHLILLI, Ancient Jewish Art and Archaeology in the Land of Israel, Leiden 1988; Ancient Jewish Art and Archaeology in the Diaspora, Leiden 1998; EADEM, Ancient Mosaic Pavements: Themes, Issues, and Trends, Leiden

2009; Lee I. LEVINE, *Visual Judaism in Late Antiquity. Historical Contexts of Jewish Art*, New Haven 2012; *Jewish Art in its Late Antique Context*, hrsg. v. Uzi LEIBNER u. Catherine HEZSER, Tübingen 2016) mag zu diesem vorschnellen Urteil beigetragen haben. So ist, Thümmel zufolge, die figürliche Darstellung von Tieren und Menschen auf synagogalen Mosaikfußböden bedeutungslos und gehört zu einem »neutralen oder sinnentleerten Repertoire« (S. 40), das lediglich dekorative Funktion hatte. Die »ganz wenige[n] Darstellungen« von biblischen Motiven werden als »Ausnahme« abgetan (ebd.).

Es wird hier also der Eindruck vermittelt, als ob sich die christliche Kunst der Spätantike in einem luftleeren Raum entwickelte, der vom jüdischen und paganen Kontext nicht weiter tangiert wurde. Die Tatsache, dass sich das Christentum aus jüdischen (biblischen) und paganen (mythologischen) Traditionen heraus entwickelte und diese Traditionen in komplexen Neugestaltungen und Kombinationen fortsetzte, ist aber für ein angemessenes Verständnis christlicher Kunst unabdingbar. Dies gilt sowohl für die Grabeskunst als auch für Kirchendekorationen. Mit Reliefs verzierte Sarkophage und Katakomben mit Wandmalereien wurden in der Spätantike sowohl von wohlhabenden Juden als auch von reichen Christen zur Bestattung ihrer Angehörigen verwendet. Diese Bevölkerungskreise waren seit vielen Generationen mit den Bräuchen ihrer paganen römischen Umwelt vertraut. Sie entwickelten teilweise ähnliche Adaptionen biblischer und mythologischer Motive in zeitlich und örtlich begrenzten Bereichen (z. B. in Rom und Dura Europos), die eine gegenseitige Kenntnis und Auseinandersetzung nicht nur nahelegen sondern zum notwendigen Verstehenshorizont machen (Catherine HEZSER, *Bild und Kontext. Jüdische und christliche Ikonographie der Spätantike*, Tübingen 2018).

Der Autor weist ganz richtig darauf hin, dass der antike Betrachter nur das im Bild erkennt, was er bereits kennt, d. h., dass der individuelle Vorstellungshorizont ausschlaggebend für die jeweilige Interpretation des Dargestellten ist. Da wenige Christen mit den biblischen Texten vertraut gewesen sein werden, sondern biblische Gestalten und Geschichten nur vom Hörensagen kannten, kann frühchristliche Kunst nicht als Illustration oder pädagogische Hinführung zu biblischen Texten verstanden werden: »Die Versuche in Reihen biblischer Szenen in der Kirchendekoration Perikopenreihen wiederfinden zu wollen, sind nicht überzeugend, und ihr Sinn wäre auch kaum einzusehen« (XIX). Ein Studium der zeitgenössischen Literatur kann lediglich den möglichen »Assoziationsbereich« (XVII) ermitteln, in dem eine Darstellung verstanden werden kann. Dabei muss berücksichtigt werden, dass die theologischen und exegetischen Texte von Repräsentanten der literarischen Elite stammten, deren Bildung und Ansichten nicht notwendigerweise denen der Laien entsprachen. Angesichts der am Anfang der Untersuchung betonten Pluralität von Bedeutungshorizonten sind spätere vereinheitlichende Erklärungsansätze überraschend. So geht der Autor bei der Behandlung der Grabeskunst davon aus, »dass Vorstellungen, Hoffnungen und Befürchtungen in Bezug auf den Tod bei den Christen einer Kultur gleich waren« (S. 86) und behauptet, »dass an einem Ort eine Szene gewöhnlich nur eine Bedeutung hat« (S. 79). Wie Jaś Elsner in Bezug auf römische Kunst betont hat, muss die Subjektivität des Betrachters immer berücksichtigt werden. Die Bedeutung eines Kunstwerks ist nicht nur von einem Betrachter zum anderen verschieden, sondern kann sich auch bei ein und derselben Betrachterin ändern, wenn sie eine Darstellung zu unterschiedlichen Zeiten und in verschiedenen Gemütszuständen sieht (*Roman Eyes: Visuality & Subjectivity in Art & Text*, Princeton 2007, xvi).

Thümmel weist richtig auf den Unterschied zwischen Bibeltext und Bild hin und bezweifelt die pädagogische Bedeutung bildlicher Darstellungen: »Der noetische Informationswert des Bildes ist gering. Wer die biblische Geschichte [...] nicht schon kennt, wird sie schwerlich aus den Bildern herauslesen können« (XVI). Die Bildung und Vorkenntnis des Betrachtenden ist also entscheidend für das Verständnis eines Kunstwerks. Nur sehr wenige Christen der Spätantike werden Bibeltexte und theologische Traktate selbst gelesen haben. Sie waren von Lesungen und Predigten her mit einigen Geschichten mehr oder

weniger vertraut. Das galt auch für die Künstler, die die Kunstwerke anfertigten. Aus den geläufigen Erzählungen wurde eine »zufällige Auswahl« getroffen. Anachronismen und Verbindungen von Gestalten aus verschiedenen Zeitepochen kommen häufig vor. Ebenso wurde »Abergläubisches« aufgenommen, das von Theologen nicht gebilligt worden sein muss, da es »weit unter der Ebene der Kirchenväter« und »unter dem, was sich literarisch niedergeschlagen hat« lag (S. 31). Die Differenzierung zwischen populären Vorstellungen und denen der literarischen Elite ist sicherlich richtig. Weniger berechtigt sind die vom Autor damit verbundenen Wertvorstellungen. Gedanken, die Theologen in ihren literarischen Werken ausdrücken, müssen den Auftraggebern, Künstlern, und Besuchern einer Grabstätte oder Kirche nicht bekannt gewesen sein: »Zunächst wird man kaum mehr schließen dürfen, als dass solcher Gedanke in dieser Zeit möglich war« (S. 78). Selbst Bischöfe waren »meist theologisch ungebildet« (S. 79).

So sollten die Apsisdarstellungen spätantiker Kirchen weder als Illustrationen biblischer Texte noch als theologische Konzepte verstanden werden. Es handelte sich vielmehr um »Werkstatttraditionen« (S. 80), die sich am Kontext und gegebenenfalls an liturgischen Gebräuchen orientierten. So gibt es in der Kirchendekoration wiederkehrende Schemata: die Darstellung der Herrlichkeit des herrschenden Christus mit Petrus (und Paulus) in der Apsis, manchmal mit Labarum als Siegeszeichen; biblische Gestalten oder Szenen und später auch Heiligenviten an den Langhauswänden. Liturgische Gebräuche, wie das Offertoriumsgebet *Supra quae* konnten in der Wanddekoration Wiederhall finden, wie die Darstellung Abels, Abrahams, und Melchisedeks am Opferaltar (Santa Maria Maggiore in Rom, 6. Jh.) zeigt (S. 229). In der Grabeskunst findet sich seit dem 3. Jh. das Motiv der »Privatapotheose«, die als »Verbürgerlichung von Vorstellungen der kaiserlichen Ideologie« zu verstehen ist (S. 94): Der portraitierte Verstorbene wird von himmlischen Wesen ins Jenseits getragen. Im Kontext der Bestattung rechnet Thümmel auch mit heidnisch-christlichen Gedankenvermischungen. Während derartige Vermischungen von Theologen abgelehnt worden sein mögen, »sind in der Praxis die Grenzen nicht so streng gezogen gewesen. Die heidnische Bildung wurde auch von den Christen weitergetragen, und es muss damit gerechnet werden, dass auch Christen heidnische Metaphern benutzten, deren mythologischer Gehalt zu konventionellen Formeln erstarrt war« (S. 94).

Im Osten des Reiches scheint es zunächst einen größeren Widerstand gegenüber Bildern gegeben zu haben. Figürliche Grabeskunst tritt erst seit dem 4. bis 5. Jh. auf und ist »weitaus geringer« (S. 159) als im Westen. Angeblich sind keine Kirchendekorationen aus Syrien und Nordafrika bekannt (S. 220). Die fragmentiert erhaltenen Wandmalereien der Kirche von Dura Europos werden als »Ausnahme« bezeichnet: »Vielleicht handelt es sich um die Anlage einer Täufersekte« (S. 221). Die spätere Entwicklung im Osten soll in einem gesonderten Band behandelt werden.

Das Buch vermittelt einen guten Überblick über den Bestand an christlicher Kunst in spätromisch-byzantinischer Zeit. Für detailliertere Darstellungen und neuere Interpretationsansätze muss der Leser eigene Recherchen in der Forschungsliteratur anstellen. Illustrationen sind nicht auf den Seiten, auf denen sie besprochen werden, zu finden, sondern gebündelt an verschiedenen Stellen des Bandes abgedruckt. Der wenig kontrastreiche Schwarz-Weiß-Druck hat dazu geführt, dass in einigen Abbildungen Details schwer zu erkennen sind. Das Sachregister am Ende des Bandes ist mit nur drei Seiten zu kurz, um hilfreich zu sein. Das Quellenregister besteht lediglich aus einer Liste der erwähnten Sarkophagen.

Catherine Hezser

ISLÈME SASSI: Paulinus und sein Nola. Werbung für ein spätantikes Pilgerzentrum (Schweizerische Beiträge zur Altertumswissenschaft, Band 48). Basel: Schwabe Verlag 2019. 403 S. ISBN 978-3-7965-4057-8. Geb. CHF 74,00.

Die Arbeit wurde im Herbstsemester 2018 als Dissertation an der Universität Zürich abgeschlossen. Paulinus von Nola wurde zwischen 353 und 355 in Aquitanien geboren und starb 431 in Nola. Als Mitglied der *gens Pontia*, einer der reichsten und am besten vernetzten Familien Aquitaniens mit Verbindungen nach Rom, Kampanien und Spanien, hat er eine standesgemäße Ausbildung in Bordeaux begonnen, wo er zeitweise Schüler des Ausonius war. Nach dem Ende seiner Ausbildung trat er in die kaiserliche Verwaltung ein und war 380–381 Statthalter in Kampanien. Nachdem er die christliche Askesebewegung kennengelernt hatte, gab er die Verwaltungstätigkeit auf. Er hatte sich inzwischen mit Therasia vermählt, die aus einer ähnlichen Familie wie er stammte. Das Ehepaar verkaufte seinen Besitz und zog nach Spanien, wo Paulinus 394 zum Priester geweiht wurde. Er und seine Frau zogen im Anschluss nach Nola, um sich in einer Gemeinschaft am Grab des hl. Felix niederzulassen. Er hat mit seinem Vermögen das bescheidene Grab des Märtyrers zum prächtigen Pilgerzentrum ausgebaut. Die Einführung der Arbeit beschreibt als deren Ziel, die Werbung für dieses Pilgerzentrum zu gestalten. Paulinus hat durch seine Verbindungen und sein literarisches Talent den unbedeutenden, einem lokalen Märtyrerkult gewidmeten Ort zu einem »Knotenpunkt der christlichen Welt« gemacht. Der Forschungsüberblick nennt 30 Gedichte und 50 Briefe an 26 verschiedene Personen neben der in den letzten Jahrzehnten erschienenen Literatur über Paulinus. Die Texte des Paulinus werden als Werbung bezeichnet, die in der Arbeit nach sozialwissenschaftlichen Gesichtspunkten untersucht werden.

Im zweiten Kapitel steht die »Werbung für Nola« im Vordergrund. Das Grab des hl. Felix hat lange vor Paulinus Besucher angezogen, die Besucher kamen aber in der Regel aus dem Umland. Durch Paulinus wurde das Grab zu einem der heiligen Orte im Westen des Mittelmeers. Paulinus betont, wie gut das Grab des hl. Felix erreichbar war. Dabei zeichnet er die Infrastruktur Nolas nach und warb auch mit der Möglichkeit, in direkter Nachbarschaft zu den Reliquien schlafen zu können. Paulinus traf in Nola Gebäude an, weshalb er sich in den Planungen für das »*Nola nova*« an die Gegebenheiten anpassen musste, was ihn zu Kompromissen insbesondere bei der *Basilica nova* zwang. Mit seinen Investitionen in Nola baute er sich eine himmlische Wohnstatt, da Gott die irdischen Gebäude in ewige Immobilien übertrug.

In einem weiteren Kapitel beschreibt Paulinus den Besuchern, was die Aufmerksamkeit auf Nola ziehen sollte. Im Gesamtkonzept des Paulinus war die »Werbung für Felix« der einfachste Aspekt. Felix wurde in diesem dritten Kapitel zum *Patronus* der Gemeinde in Nola, der er im Diesseits und im Jenseits immer wieder seine Hilfe zukommen ließ. Paulinus geht auf die Heilungen in Nola ein und zeigt den Heiligen als Dämonenaustreiber, was diesen zu »*Felix medicus*« werden lässt. Dabei wird deutlich, wie untrennbar in der Spätantike Krankheit und Schuld, Genesung und Vergebung miteinander verwoben waren. Die Qualität des hl. Felix als Arzt war eng mit denen als Patron verbunden. Der Werbeaspekt wird auch durch die zahlreichen Anekdoten im Text unübersehbar. Die Aspekte, den Märtyrer Felix an die Stelle des heidnischen Gottes Asklepios zu setzen, sind ebenfalls nicht zu übersehen.

Im vierten Kapitel »Werbung für Paulinus« wird *Paulinus monachus* zum Vorzeigeesket. Die Werbung hob Paulinus mit seinem Verzicht auf Vermögen und Karriere hervor, ein Schritt, der ihm zum *exemplum* der Askese werden lässt. Er hat einen neuen, christlichen Inhalt für seine Dichtung gefunden. In der Folge wird neben seinem Verzicht seine Begabung als Dichter in den Vordergrund gestellt. Sein Werk hat zwar die Klassiker als Fundament, doch hat er seine traditionelle Bildung in ein neues Medium transformiert, das

das Lob Gottes und des hl. Felix zum Inhalt hatte, an der literarischen Qualität aber keine Abstriche machte. Unter den *conversi* des 4. Jahrhunderts nahm Paulinus aufgrund seiner Herkunft eine herausragende Stellung ein. Das von ihm gezeichnete Selbstbildnis zeigte viele Facetten. Er war Asket und Dichter, aber auch Gesprächspartner, Freund und Patron. Seine Neuorientierung weg von Heimat und Familie hat er als Verlassen einer verderblichen Vergangenheit zu Gunsten einer heilbringenden Zukunft dargestellt. Die christlichen Freundschaften gründen nach ihm in Christus mit der Perspektive der Ewigkeit. Er hat nicht nur zwischen verfeindeten Personen vermittelt, sondern auch zwischen den überkommenen nichtchristlichen Konzepten und den neuen, christlichen in Freundschaft, Literatur und Dichtung. Die Ergebnisse der Arbeit fasst der Epilog zusammen. Der Anhang geht auf die Chronologie der Werke des Paulinus ein, stellt Lagepläne der *Basilica Vetus* und *Nova* in Nola ein und zuletzt das Quellen- und Literaturverzeichnis. Der Band zeigt das Wirken des Paulinus von Nola im Zeitalter des Hieronymus und Augustinus und vertieft die Kenntnisse über Paulinus von Nola und die christliche Rhetorik eindrucksvoll.

Immo Eberl

UTA HEIL (HRSG.): Das Christentum im frühen Europa. Diskurse – Tendenzen – Entscheidungen (Millenium-Studien. Studien zur Kultur und Geschichte des ersten Jahrtausends n. Chr., Bd. 75). Berlin – Boston: De Gruyter 2019. 517 S. ISBN 978-3-11-064272-8. Geb. € 119,95.

In der bisherigen Forschung zur Christianisierung Europas in Spätantike und Frühmittelalter wurde vor allem ein Fokus auf strukturell-formale oder frömmigkeitsgeschichtliche Ansätze gelegt. Einen andersgelagerten Zugang zu diesem komplexen Thema bietet der von Uta Heil herausgegebene Sammelband »Das Christentum im frühen Europa«, der aus der Tagung »*Formation of European Christianity in Late Antiquity and the Early Middle Ages*« im April 2017 in Wien hervorgegangen ist. Im einleitenden Aufsatz stellen Uta Heil und Volker Henning Drecoll ihren Zugang zur Untersuchung der Transformationsprozesse des 5.–7. Jahrhunderts vor. Sie betonen die Notwendigkeit, auch die inhaltliche Füllung von Religion miteinzubeziehen, wenn »für die Identität eines sich bildenden Gemeinwesens, eines gentilen Nachfolgereichs und die damit verbundenen identitätsstiftenden Erzählungen und Rückbezüge auch die Religion konstitutiv gewesen ist.« (S. 7)

Gegliedert ist der Sammelband, zu dem Theologen, Historiker und Philologen insgesamt 19 Aufsätze beigetragen haben, in sechs Kapitel »Einleitung« bietet der Beitrag von Heil und Drecoll neben der inhaltlichen Einführung zugleich einen konzisen Überblick über den gesamten Sammelband an und verbindet die einzelnen Kapitelschwerpunkte nachvollziehbar miteinander.

Für das zweite Kapitel »Universal und regional« erweist sich der Aufsatz von Walter Pohl als passende inhaltliche Eröffnung. Pohl erläutert nachvollziehbar, dass das Christentum als der Ursprung ethnischen Denkens und somit als Voraussetzung für das spätere Entstehen von Nationen und Nationalstaaten bewertet werden darf. Fabian Schulz zeigt, dass moderne geographische Unterteilungen von Europa »den Blick für die Selbstverortung der Akteure« (S. 61) verhindern und Carmen Cardelle de Hartmann führt christliche Spracheigenschaften als einflussreich für die Entwicklung des mittelalterlichen Latein an. Das dritte Kapitel »Konfisziert und kodifiziert« bietet Beiträge von Clemens Weidmann und Mark Vessey. Während Weidmann die These vertritt, dass pseudepigraphische Homilien nicht als Fälschungen im modernen Sinne verstanden werden dürfen, da die Zuweisung an Kirchenväter die Chance auf Erhalt der Predigt erhöhte, betont Vessey am Beispiel des Sidonius Apollinaris den Willen, sich durch Briefliteratur einen Namen zu machen.

Den thematischen Schwerpunkt des Bandes markiert das vierte Kapitel »Bekennen und verdammen«, das sich auf die inhaltliche Füllung der Religion und die daraus fol-

gende Bedeutung für das frühe Europa konzentriert. Yitzhak Hen eröffnet das Kapitel mit einem lesenswerten Beitrag über die Rolle der Debatte im Christentum und die Weiterentwicklung dieser durch das Christentum. Die Art der Debattenführung und die Verwendung des *argumentum ad hominem* untersucht Irene van Renswoude. Politische Auswirkungen, die sich durch christologische Streitigkeiten ergeben, beschreibt Roland Steinacher anhand des Zusammenspiels von homöischem Klerus und vandalischem Königshaus in Nordafrika. Die inhaltliche Füllung dieser vandalisch-homöischen Theologie wird von Uta Heil und Christoph Scheerer unter die Lupe genommen. Benjamin Gleede zeigt anhand des Fulgentius von Ruspe die Entstehung des westlich-lateinischen Christentums auf, das sich als unabhängig vom östlich-griechischen Christentum präsentiert und stattdessen Augustinus und Rom als Autoritäten begreift. Warum das Konzil von Chalkedon in lateinischen Chroniken des fünften Jahrhunderts kaum Erwähnung findet, sieht Jan-Markus Kötter im von Rom beanspruchten päpstlichen Primat begründet. Ian Wood zeichnet nach, dass auch politische Figuren an theologischen Debatten interessiert waren und diese vorangetrieben haben. Die Herkunft des *Athanasium* erkundet Hanns Christof Brennecke und stellt stichhaltige Belege für das Westgotenreich im Anschluss an den dortigen Konfessionswechsel vor. Den Abschluss dieses Kapitels bildet der Beitrag von Richard Price über den Einfluss der westlichen Theologie auf die ökumenischen Konzile zwischen dem vierten und dem achten Jahrhundert.

Neben diesen innerchristlichen Debatten widmet sich der Band im fünften Kapitel den Kontakten zwischen »Christen und Juden«. Günter Stemberger und Wolfram Drews zeigen dabei sowohl für Gallien als auch für Spanien auf, dass die Quellen ein widersprüchliches Bild über das jüdisch-christliche Verhältnis zeichnen.

Den Abschluss des Sammelbandes bildet das Kapitel »Gelehrtes und Gelerntes« mit den Beiträgen von Wolfram Kinzig, Andreas Weckwerth und Els Rose. Kinzig weist nach, dass das dogmatische Verständnis hinter dem korrekten »Repetieren eines heiligen Textes« (S. 419) zurückstehen muss. Ergänzend zum Aufsatz von Cardelle de Hartmann beschreibt Weckwerth die Herausbildung der lateinischen Liturgiesprache aus christlich-biblischer Tradition, christlich-lateinischem Vokabular, spätantiker Rhetorik, paganer Sakralsprache und klassisch-poetischem Vokabular. Die Analyse von Predigten, Messbüchern und Messkommentaren lässt Rose zu dem Schluss kommen, dass Laien in der Messfeier eine durchaus aktive Rolle zuteil wurde.

Insgesamt bietet der Band, der zudem mit einem hilfreichen Sach-, Personen- und Stellenregister schließt, einen erfrischend neuen Blick auf die Erforschung der Christianisierung Europas. Lediglich eine einheitliche Wiedergabe der Quellenzitate wäre wünschenswert gewesen.

Florian Ruf

4. Mittelalter

THOMAS KOHL, STEFFEN PATZOLD, BERNHARD ZELLER (HRSG.): Kleine Welten. Ländliche Gesellschaften im Karolingerreich (Vorträge und Forschungen, Bd. 87. Herausgegeben vom Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte). Ostfildern: Jan Thorbecke (Verlagsgruppe Patmos) 2019. 432 S. ISBN 978-3-7995-6887-6. Geb. € 50,00.

Die Beiträge dieses Bandes gehen größtenteils zurück auf eine Tagung, die vom Konstanzer Arbeitskreis vom 24.–27. März 2015 auf der Reichenau veranstaltet wurde. Ein Teil dieser Beiträge spiegelt zugleich Studien wider, die im Rahmen des von Walter Pohl geleiteten ERC – Advanced Grant – Projekts durchgeführt wurden. Wichtige Anstöße des Sammelbandes und der Tagung gehen auf Forschungen der englischen Mediävistin Wendy Davies zurück, die im Band auch durch den Beitrag »*Small Worlds Beyond Empire*.

The Contrast Between Eastern Brittany and Northern Iberia« vertreten ist. In seinem einleitenden Aufsatz »Kleine Welten. Eine Einführung in die Forschung zu lokalen Gesellschaften im Karolingerreich« gibt der Herausgeber Steffen Patzold eine Einführung in die Beiträge des Sammelbandes. Eine Sozialgeschichte der Karolingerzeit zu schreiben sei nicht so einfach, wie zu Recht betont wird. Gesellschaft, Kirche und Staat lassen sich in der Karolingerzeit des 8. und 9. Jahrhunderts begrifflich nicht scharf voneinander abgrenzen. Was ist vor allem mit dem Begriff der »Lokalgesellschaften« gemeint? Ist der Begriff des Dorfes für die damalige Zeit unangemessen, da eine Differenzierung zwischen Stadt und Land für den frühmittelalterlichen Raum problematisch ist? Die Beiträge des Bandes würden jeweils das Miteinander von Menschen in kleinen Räumen (*small worlds*) beobachten, wobei die soziale Praxis von Akteuren im Mittelpunkt stehe. Die Einführung in die Forschungsentwicklung ist allerdings ergänzungsbedürftig, da wichtige ältere und neuere Forschungen zum Thema nicht genannt werden.

Die insgesamt 13 Beiträge des Bandes können hier verständlicherweise nicht einzeln in ausführlicher Breite dargestellt werden. Sebastian Brather analysiert frühmittelalterliche Siedlungen und ihr Umfeld aus archäologischer Sicht. Vier Aspekte der frühmittelalterlichen Archäologie werden behandelt. Lokale Gemeinschaften sind erstens detailliert anhand umfangreicher Grabsausstattungen zu rekonstruieren. Zweitens sind Siedlungen und Dörfer weniger häufig ausgegraben worden, doch zeigen die Befunde deutlich, wie Häuser und Befunde aufgebaut waren. Die Einbettungen ländlicher Siedlungen in größere Zusammenhänge lassen sich drittens gut analysieren. Überlegungen zum Aussehen frühmittelalterlicher Grundherrschaften werden viertens in der Archäologie sorgfältig angestellt und vorgenommen, wie an Beispielen erläutert wird. Anschließend untersuchen Charles West und Matthew Innes hagiographische Texte als Quellen und zeigen, dass diese Texte nicht nur die Phantasien von Mönchen widerspiegeln, sondern aus einer Kommunikation der Mönche mit den lokalen Welten und geistlichen Institutionen entstanden sind. Warren Brown setzt sich in seinem Beitrag dafür ein, auch Formeln und Formelsammlungen als Zugang zu den Problemen der lokalen Gesellschaft der Karolingerzeit zu nutzen. Miriam Czock befasst sich in ihrem Beitrag mit den Urkunden geistlicher Institutionen im Mittelrheingebiet, die Schenkungen für das Seelenheil im Zeitraum zwischen 730 und 860 registrieren. Hans-Werner Goetz und Jean-Pierre Devroey untersuchen in ihren Beiträgen Polypticha und Urbare der Karolingerzeit. Der hervorragende Aufsatz »*Le petit monde des seigneuries domaniales*« ist erst nach der Tagung zum Sammelband dazugekommen und ragt durch seine gründliche Analyse einiger Grundherrschaften (*seigneuries domaniales*) der karolingischen Epoche hervor. Goetz untersucht das Dorf Palaiseau, dessen Entwicklung im Bereich der Grundherrschaft des Klosters Saint-Germain-des-Prés exemplarisch analysiert wird. Carine van Rhijn wendet sich in ihrem Beitrag den Priestern zu, die außerhalb des Bischofssitzes im ländlichen Raum ihren Dienst versehen. Wichtige Quellen zu diesem Forschungsbereich sind Schul- und Handbücher für Priester, die vor Ort die Aufgabenstellung der Geistlichen erleichtern. Stefan Esders stellt in seinem Beitrag die lokalen Amtsträger (*centenarii, vicarii*) unterhalb der Grafenstufe vor. Aus den urkundlichen Quellen der Karolingerzeit erfährt man aber im Allgemeinen nur wenig über Aufgaben und Funktionen dieser wichtigen Personengruppen. In den nachfolgenden Beiträgen fragen dann die Autoren nach dem Zusammenwirken der verschiedenen Elemente auf lokaler und regionaler Ebene. Bernhard Zeller nutzt die reiche Überlieferung von Originalurkunden des Klosters St. Gallen, um für die Bodenseeregion eine Geschichte lokaler Praktiken im Umgang mit Rechtsdokumenten zu schreiben. Thomas Kohl wendet sich intensiv dem Wormsgau zu. Die reiche Überlieferung dieser Region aus Urkunden von Fulda und Lorsch erlaubt es ihm, für diese Landschaft ein anschauliches Bild der Kommunikationsverhältnisse im ländlichen Raum der Karolingerzeit zu entwerfen. Marco Stoffella untersucht den Urkundenbestand von Lucca, um ein Bild der lokalen Praxis in der Toskana zu malen.

Zum Schluss des Bandes gibt Mayke de Jong mit ihrem Beitrag »*Small Worlds in the Carolingian World*« eine kurze Zusammenfassung. Insgesamt bieten die Beiträge des Bandes aufschlussreiche Resultate der gegenwärtigen Forschung zur Gesellschaft und Kultur der Karolingerzeit. Aspekte der Wirtschafts- und Sozialgeschichte jener frühmittelalterlichen Epoche kommen aber in diesem Band zu kurz, so dass der künftigen Forschung noch viele Aufgaben verbleiben. Ein Orts- und Personenregister am Schluss erleichtert den Zugang zu den einzelnen Beiträgen des aufschlussreichen Bandes.

Werner Rösener

MICHAEL BORGOLTE: Weltgeschichte als Stiftungsgeschichte. Von 3000 v.u.Z. bis 1500 u. Z. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2017, 728 S. m. Abb. ISBN 978-3-534-26962-4. Geb. € 79,95.

Rezension unter 1. Gesamtdarstellungen

JEFFREY JAYNES: Christianity Beyond Christendom. The Global Christian Experience on Medieval *Mappaemundi* and Early Modern World Maps (Wolfenbütteler Forschungen, Bd. 149). Wiesbaden: Harrassowitz 2018. ISBN 978-3-447-10715-0. Geb. € 128,00.

Jeffrey Jaynes, Professor für Kirchengeschichte an der Methodist Theological School in Ohio, legt mit seiner Studie ein gewichtiges Werk vor, das anhand von mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Karten nach der Natur der Christenheit in einer Zeit zunehmender westlicher Dominanz fragt (S. 21). Es geht Jaynes dabei im Kern darum, die tatsächlichen Erfahrungen christlicher Gemeinden in Asien und Afrika zu erfassen (S. 8).

Die Einleitung (S. 17–32) stellt das Thema vor und referiert knapp, wo außerhalb des »europäischen Christentums« (*Europe's Christendom*, S. 19), das Jaynes der »globalen Christenheit« (*global christianity*, S. 21) gegenüberstellt, weitere christliche Gemeinden zu finden waren (so etwa in Syrien, Ägypten, Äthiopien und Indien). Die folgenden zehn Kapitel beleuchten nacheinander und in fortschreitender Chronologie verschiedene Karten- bzw. Quellengattungen: Kapitel eins (S. 35–74) blickt zurück auf die antiken Grundlagen des mittelalterlichen geographischen Wissens, Kapitel zwei (S. 75–97) analysiert deren Adaption durch christliche Autoren. Im dritten Kapitel (S. 99–130) werden in Codices eingebundene Weltkarten thematisiert, wie etwa die Weltkarte von Albi, die Sawley-Karte oder die Karten und Diagramme des Lambert von Saint Omer; das vierte Kapitel (S. 131–158) ergänzt dieses Panorama um großformatige Weltkarten (etwa die aus Hereford und Ebstorf). Die Kapitel fünf und sechs (S. 161–200, S. 201–233) stehen unter der Überschrift »*World in Transition*«, was sich auf die in der Forschung mittlerweile überholte kartographiegeschichtliche Einteilung von David Woodward in der »*History of Cartography*« von 1987 bezieht: Jaynes fasst darunter Portolankarten, weitere spätmittelalterliche Weltkarten sowie auch Berichte von Asienreisenden wie etwa Marco Polo. Kapitel sieben (S. 237–266) thematisiert die einschneidende Wiederentdeckung des Werks des griechischen Mathematikers Claudius Ptolemäus, das den europäischen Kartographen neue Projektionsmöglichkeiten an die Hand gab. Im achten Kapitel (S. 267–307) blickt Jaynes auf die ersten *global maps* – hiermit sind solche Karten gemeint, die auch die neue Welt, später Amerika genannt, einbeziehen. Die um 1500 florierende Gattung der Kosmographien und ihr Blick auf christliche Diasporen wird in Kapitel neun (S. 309–352) behandelt. Das letzte inhaltliche Kapitel (S. 353–392) widmet sich der Gattung der Atlanten in der Frühen Neuzeit. Insgesamt stellt Jaynes fest, dass die Neuorientierung auf die atlantische Welt zu einem schleichenden Rückgang von Darstellungen der »globalen Christenheit« geführt habe, die auf früheren Karten noch dezidiert postuliert wurde.

Der hier gewählte Überblick anhand der einzelnen Kapitel offenbart, dass sich Jaynes Monographie eng an die jeweiligen Quellen in ihrer zeitlichen Entwicklung anlehnt, wobei er sich jedoch auf veraltete Gattungseinteilungen stützt, die Kontinuitäten und Brüche eher verschleiern denn hervorheben – etwa wenn die Wiederentdeckung des Ptolemäus getrennt von dessen immenser Wirkung auf die folgenden Werke behandelt wird, oder wenn die Traditionsgebundenheit vermeintlich »moderner« Atlanten kaum behandelt wird. Dem aktuellen Forschungsstand wird auch der implizite Fortschrittsgedanke nicht gerecht, der durchscheint, wenn von »fehlerhaften Informationen« (S. 25), die den Kartographen zur Verfügung gestanden haben, oder von der »höheren Exaktheit« (S. 271) einer Karte die Rede ist.

Neben dieser Kritik am Aufbau und an der Forschungsrezeption ist zudem der Fokus von Jaynes Analyse nicht immer klar erkennbar. So werden etwa Karten thematisiert, die für die Fragestellung nach einer »globalen Christenheit« gar keine Auskunft geben (wie etwa die erwähnte Karte von Albi [Mitte 8. Jhd.]). Andere Karten wiederum werden anstatt auf christliche Gemeinden auf die grundsätzliche christliche Prägung der mittelalterlichen Kartographie hin befragt (so etwa die TO-Diagramme). Man gewinnt den Eindruck, als habe dem Autor vor allem an einer möglichst vollständigen Erfassung aller verfügbaren kartographischen Quellen gelegen. Dabei gerät in den Hintergrund, ob es analytisch um die kartographische Lokalisierung christlicher Gemeinden außerhalb (des zudem als homogen christlich angenommenen) »Europas« geht, oder um christliche Inhalte der vormodernen Geographie, wie etwa den Mythos um den Priesterkönig Johannes.

Was bleibt, ist ein großzügig und exzellent bebildeter Band (121 Abbildungen, davon 30 in Farbe), der die Fülle und Diversität vormoderner kartographischer Quellen vor Augen führt. Das zentrale Anliegen von Jaynes, die historischen Erfahrungen der Christen jenseits Europas zu analysieren, scheitert jedoch an der Eigenlogik vormoderner Karten: Diese bieten uns Einblicke in historische Imaginationswelten, können aber nicht ohne weiteres als unkritische Zeugen historischer Realitäten aufgerufen werden.

Christoph Mauntel

KURT ANDERMANN, ENNO BÜNZ (HRSG.): Kirchenvogtei und adlige Herrschaftsbildung im europäischen Mittelalter (Vorträge und Forschungen, Band LXXXVI). Ostfildern: Jan Thorbecke 2019. 472 S. ISBN 978-3-7995-6886-9. Geb. € 55,00.

Der Band enthält die Beiträge der unter demselben Thema stehenden Tagung des »Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterliche Geschichte« im Herbst 2015. Die Kirchenvogtei von Adeligen über Klöster und Stifte war Grundlage vieler Herrschaftsbildungen, obwohl sich viele bevogtete Institutionen gegen gewalttätige Maßnahmen ihrer Schutzvögte gewehrt haben und wehren mussten. Die Kirchenvogtei hat in der Forschung wenig Beachtung gefunden. Nur der Artikel »Vogt, Vogtei« von Dietmar Willoweit im »Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte« hat sie besonders beachtet. In der Einführung werden von den Herausgebern die Werke aufgezeigt, die das Thema in den letzten Jahrzehnten berücksichtigt haben. Der Band will der Frage nachgehen, ob es sich bei der Herrschafts- und Territorienbildung um eine Besonderheit des römisch-deutschen Reiches gehandelt hat oder ob sich ähnliche Erscheinungen in Italien, Frankreich, England und in Ostmitteleuropa feststellen lassen. Dietmar Willoweit führt mit der Darstellung der »römischen, fränkischen und kirchenrechtlichen Grundlagen und Regelungen der Vogtei« bis ins Hochmittelalter in den Band ein, während der folgende Beitrag »Klöster und ihre Vögte zwischen Konflikt und Interessenausgleich im 11. und 12. Jahrhundert« (Andrea Stieldorf) mitten in die Thematik der Diskussion führt und die verschiedenen Möglichkeiten der Vogtei über Klöster aufzeigt. Der sich anschließende Beitrag »Vogtei und Schutz der geistlichen Ritterorden des 12. und 13. Jahrhunderts« (Karl Borchardt)

geht auf die Entwicklung der Vogtei zur Schutzvogtei ein. Auch Frauen waren im Mittelalter Vögte, wie der Beitrag »*Advocata, Advocatrix, Advocatissa*« (Jonathan R. Lyon) ausgehend von der marianischen Antiphon »*Salve regina*« der Visionärin Elisabeth von Schönau zeigt, in dem die Rolle der Frau bei der Entwicklung des Vogtamtes näher betrachtet wird. »Vogteibündelung, Untervogtei, Landesherrschaft« wird in den Rheinlanden bei der Herausbildung »adeliger Herrschaft und Klostervogtei« (Martin Clauss) im 12./13. Jahrhundert näher untersucht, während diese »Aspekte von Kirchengvogtei und adeliger Herrschaftsbildung im spätmittelalterlichen Südwestdeutschland« zeitlich später dargestellt werden. Das Thema wird für eine weitere Landschaft durch den Beitrag »Vogtei und Herrschaftsaufbau des österreichischen und steirischen Adels im Hochmittelalter« (Roman Zehetmayer) fortgeführt, was für die Brixener Hochstiftsvogtei als Beispiel der Tiroler Landesgeschichte (Gustav Pfeifer) ergänzt wird. Ein weiteres Beispiel liefert der Beitrag »Kirche und adlige Herrschaftsbildung in den böhmischen Ländern zur Zeit der Přemysliden« (Martin Wihoda). Im Anschluss wird die europäische Komponente des Themas aufgenommen: zuerst am Beispiel der Rolle der Vögte im hochmittelalterlichen Italien (Giuseppe Albertoni), wobei sich deutlich die Möglichkeiten aufzeigen, diese Forschung auszuweiten. Die »unterschiedlichen Ausprägungen der Kirchengvogtei in Frankreich« wird als »regionaler Vergleich (9.–12. Jahrhundert)« (Philipp Depreux) dargestellt. Dabei wird die aufgrund der Machtverhältnisse unterschiedliche Lage zum römisch-deutschen Reich deutlich. Die Untersuchung der »Klostervogtei zwischen monastischem Diskurs und bilateraler Aushandlung« wird zwischen dem 10. und beginnenden 12. Jahrhundert »am Beispiel des zentralen lotharingischen Raums« (Michel Margue) wieder in den Raum des römisch-deutschen Reichs zurückgeführt. Die Zusammenfassung »Kirchengvogtei und adlige Herrschaftsbildung« (Stefan Tebruck) beginnt mit dem Hinweis »gute Vögte hinterlassen nur wenige Spuren«. Dieses Diktum begegnet dem Historiker auf vielen Ebenen. Ein konfliktfreies Leben oder Handeln schafft kaum Quellen für die historische Forschung der Zukunft. Die Klagen des Mittelalters über gewalttätige Vögte sind so allgemein, dass man ihnen zumindest zu einem sehr großen Teil glauben kann. Die Stellung des Kirchengvogtes lässt sich dabei »nicht mit einem Satz sagen«. Ebenso wenig lässt sich der Beitrag der Kirchengvogtei zur adligen Herrschaftsbildung schnell zusammenfassen. Auch im europäischen Vergleich werden verschiedene Entwicklungen nachgewiesen. Die Klöster haben sich mit ihrer Überlieferung gegen die Gewalt ihrer Vögte gewehrt. Die Beiträge des Bandes werden vermutlich eine weitere Diskussion über die Kirchengvogtei hervorrufen, was der Forschung weitere Ergänzungen bringen dürfte.

Immo Eberl

ANNE FOERSTER: Die Witwe des Königs. Zu Vorstellung, Anspruch und Performanz im englischen und deutschen Hochmittelalter (Mittelalter-Forschungen, Bd. 57). Ostfildern: Jan Thorbecke 2019. 352 S. ISBN 978-3-7995-4376-7. Geb. € 49,00.

In ihrer Dissertation erörtert Anne Foerster, ob und inwiefern die Witwe des Königs in Vorstellung, Anspruch und Performanz Königin bleibt. Zur Beantwortung dieser Kernfrage der traditionellen Frauen- und Geschlechterforschung nutzt Foerster bei ihrer vergleichenden Betrachtung von Königswitwen im römisch-deutschen Reich und England des Hochmittelalters Erkenntnisse und Methoden der modernen Genderforschung. Anknüpfend an Marion Facinger versteht Foerster Monarchie als kooperative und komplementäre Institution, in der die Königin wie der König ein integraler Bestandteil ist. Im Unterschied zu älteren Forschungen legt Foerster ihren Fokus auf Transformationsprozesse, die für die Herrscherinnen ursächlich aus dem Tod ihres Ehemannes resultierten. Nichtsdestotrotz bezieht die Verfasserin immer wieder die gemeinsame Regierungszeit des Monarchenpaares in ihre Überlegungen ein, in der bereits entscheidende Weichen

für die spätere Witwenzeit gestellt wurden. In einem ersten allgemeinen Kapitel widmet sie sich daher auch zunächst der Frage, was die Frau des Königs eigentlich zur Königin macht. Neben Eigenschaften und Aufgaben betont Foerster Eheschließung, Krönung und Weihe als statusverändernde Momente.

Anschließend konkretisiert die Autorin ihr Forschungsvorhaben in drei Großkapiteln, in denen sie die Fallbeispiele für ihre Fragen auswertet. Bei der narrativen Konstruktion des royalen Status unterscheidet sie Typen und Lebensentwürfe, die für Königswitwen nach dem Tod des Mannes grundsätzlich denkbar, wenn auch nicht immer gangbar erschienen. Entsprechend der temporär oder langfristig eingenommenen Rollen, die sich überlappen konnten, hätten die Chronisten der Zeit, die den Herrscherinnentitel nach dem Tod des Gatten mehrheitlich weiterverwendeten, den regionalen Status der Witwen anhand soziokultureller Erwartungen beurteilt. Das größte Potential für Kritik und Konflikte barg für die Frauen eine Wiederheirat. Besonders brisant wahrgenommen wurden zudem Lust und Sexualität, denn der für die Witwenschaft vorgesehene Anforderungskatalog überschneidet sich mit dem einer Nonne. Im nächsten Kapitel ermittelt Foerster, welche Titel die Verwitweten selbst beanspruchten und in Urkunden, Siegeln und Briefen nutzten, wobei ebenso die Ehefrauen von Gegenkönigen Beachtung finden. Danach verlässt Foerster die biographisch-chronologische Darstellungsweise erneut zugunsten einer systematisch-kategorialen Analyse. Sie arbeitet mit Begrifflichkeiten und analytischen Werkzeugen Pierre Bourdieus, um Machtressourcen, soziale Handlungsfelder und regionale Performanz der Königswitwen zu analysieren und zu beschreiben. Sie betont, dass jeweils die passende Gelegenheit gegeben sein musste, um die Ressourcen in diesen Feldern gewinnbringend einzusetzen. Räumliche Nähe war indes nicht in allen Fällen notwendig, um nach dem Tod des Mannes in einem Herrschaftsraum weiterhin als Königin anerkannt zu werden.

In ihrem Fazit fasst Foerster die zentralen Punkte zusammen, die Einfluss darauf haben konnten, ob eine verwitwete Königin ihren gesellschaftlichen Status wahren konnte. Sie betont den wechselseitigen Konnex aus geeigneten Voraussetzungen, soziokulturellen Zusammenhängen und Strukturen und adäquatem symbolischem, statuserzeugendem sowie statuserhaltendem Handeln. Die von ihr zahlreich ermittelten Parameter benötigten zur Entfaltung ihrer Wirkmächtigkeit Sichtbarkeit und Akzeptanz, wobei die einzelnen interdependenten Größen je nach Fall im Zusammenspiel verstärkend oder abschwächend wirken konnten. Damit ergibt sich trotz vieler Gemeinsamkeiten das Bild einer insgesamt heterogenen Gruppe royalen Frauen. Letztlich hätte man vielleicht noch ausführlicher herausarbeiten können, inwiefern und in welcher Gestalt sich Unterschiede für verwitwete Königinnen im Reich gegenüber England feststellen lassen. Nichtsdestoweniger ist Anne Foerster ein äußerst lesenswertes Buch gelungen, das zeigt, wie moderne Ansätze und soziologische Werkzeuge für die historische Erforschung mittelalterlicher Fragestellungen fruchtbar gemacht werden können.

Melanie Panse-Buchwalter

TIM WEITZEL: Kreuzzug als charismatische Bewegung. Päpste, Priester und Propheten (1095–1149). Ostfildern: Jan Thorbecke 2019. 288 S. ISBN 978-3-7995-4383-5. Geb. € 45,00.

War ein Kreuzzug ein »Krieg des Papstes«? – In der vorliegenden, überarbeiteten Fassung seiner 2015 an der Universität Konstanz eingereichten Dissertationsschrift zeigt Tim Weitzel, dass dieses im Diskurs über die Kreuzzüge noch vielfach vereinfachend kolportierte Diktum zu kurz gegriffen ist. Stattdessen seien, so Weitzels These, die gängigen Definitionsansätze dahingehend zu erweitern, dass während des Ersten Kreuzzugs als geistig ebenso wichtige Leitfiguren wie Papst Urban II. und sein Legat Adhémar von Le Puy

weitere hinzutreten – namentlich Peter der Eremit (S. 97ff.) und Petrus Bartholomäus (S. 179ff.). Ersterer wurde von Albert von Aachen sogar als *primus auctor* der Kreuzzugsbewegung beschrieben (S. 99), auf den der Papst lediglich reagiert habe. Als dritte Gruppe kommen die christlichen Könige (erstmalig Ludwig VII. von Frankreich, S. 213) in Bezug auf ihr Sakralkönigtum (S. 224) ins Spiel, die ihrerseits früh beanspruchten, Kreuzzüge initiieren zu dürfen. Die Erkenntnis, dass die Päpste selbst die frühen Kreuzzüge nicht allein kontrollierten, sondern dass auch hier andere Kräfte mitwirkten, ist keineswegs neu, aber Weitzel geht in seiner Untersuchung auf bislang nicht beschrittenen Wegen der Frage nach, wem unter welchen Voraussetzungen die Autorität zuerkannt wurde, einen Kreuzzug auszurufen sowie – und dies ist wiederum etwas anderes – ihn geistig, politisch und/oder militärisch anzuführen.

Die frühen Kreuzzüge hätten somit nicht nur ihre Priester (mit Amtcharisma), sondern auch ihre »Propheten« (mit persönlichem Charisma) gehabt, wobei Bernhard von Clairvaux zunächst als eine Mischform von beiden angesehen worden sei. Die Deutung der Kreuzzüge als »charismatische Bewegung« (S. 284) leitet Weitzel gewinnbringend aus dem Charismabegriff Max Webers her (S. 27–40). In Bezug auf die Selbstdeutung der historischen Kreuzfahrer stützt er sich auf deren Briefe und Testamente und hebt hervor, dass die Interpretation des Ersten Kreuzzugs als »Krieg Gottes« augustinischen Gepräges sich im Laufe der unerwarteten Erfolge herausbildete (S. 89). Mit seiner Fokussierung auf den Charisma-Aspekt geht eine Aufwertung der so genannten »Bauern-« oder »Volkskreuzzüge« einher, zu denen weithin gilt, dass sie sich von der dritten Welle des Ersten Kreuzzugs (des so genannten »Kreuzzugs der Ritter«) hinsichtlich ihrer Zusammensetzung wesentlich unterscheiden. Weitzel bestreitet dies (S. 135), wobei allerdings darauf hinzuweisen ist, dass im dritten Kontingent mit z. B. Stephan Heinrich von Blois (Schwiegersohn des englischen Königs Wilhelm der Eroberer), Bohemund von Tarent (ältester Sohn des Normannenherrschers Robert Guiskard) oder Raimund von Saint-Gilles (faktisch souveräner Graf von Toulouse) höherrangige Adelige mit ihren Gefolgen zogen als dies in den anderen Kontingenten der Fall war. Die Genannten rangierten gleich hinter Königen.

Über die Kreuzzugsthematik hinaus sind Weitzels Überlegungen zu den Voraussetzungen interessant, aus denen sich Charisma speist(e). Insbesondere bei Peter dem Eremiten, Petrus Bartholomäus sowie bei Bernhard von Clairvaux, der vor dem Zweiten Kreuzzug als »Gottesorakel« befragt (S. 230) und nach dessen Scheitern vielfach als Pseudoprophet betrachtet wurde (S. 269), analysiert er im Detail, inwiefern ihr Charisma auch Misserfolge zu überdauern vermochte.

Wenn sich Weitzel im Ausblick seiner ansonsten quellennahen Argumentation verleiten lässt, seine These auch auf den sogenannten »Kinderkreuzzug« und die »Schäferkreuzzüge« anzuwenden (S. 286), sollte freilich bedacht sein, dass deren faktische Evidenz (und diejenige ihrer charismatisch erscheinenden Anführer) auf recht dünner Grundlage beruht. Immerhin würden sie selbst dann, wenn sie eher ins Reich der Mythen gehören, die Leitidee Weitzels stützen, dass Kreuzzüge (unter anderem) als charismatische Bewegung gesehen wurden.

Insgesamt stellt Weitzels Schrift zweifellos eine interessante Bereicherung zur seit dem 13. Jh. anhaltenden Debatte über das Wesen der Kreuzzüge dar, die jedoch wohl nie zu einer eindeutigen Definition gelangen wird, denn – wie Christopher Tyerman in seinem Büchlein »*The Invention of the Crusades*« 1998 treffend konstatierte: »*The crusades meant different things for different people at the same and at different times*« (S. 23).

Felix Hinz

ANDRÉ VAUCHEZ: Franziskus von Assisi. Geschichte und Erinnerung. Ins Deutsche übertragen von ELISABETH ZACHERL unter Mitarbeit von JOHANNES SCHNEIDER. Münster: Aschendorff 2019. 453 S., 2 Karten. ISBN 978-3-402-13244-9. Geb. € 24,80.

Das anzuzeigende Werk des umtriebigen französischen Mediävisten André Vauchez (* 1938) erschien erstmalig in französischer Sprache unter dem Titel »François d'Assise. Entre histoire et mémoire« (Paris 2009). 2010 mit dem Prix Chateaubriand ausgezeichnet, wurde zuerst eine italienische (2010), dann eine englische (2012) und nun (nach zehn Jahren) eine deutsche Übersetzung veröffentlicht (2019), die (nach Stichproben) sprachlich gelungen und sachlich korrekt ist. Die Studie des früheren Direktors der *École française de Rome* stellt ein resümierendes »Alterswerk« dar, das sich sowohl der Biographie des *Poverello* als auch seiner Wirkungsgeschichte widmet. Das vierteilige Werk bietet im ersten Teil ein eher konventionelles »biographisches Profil« des Heiligen, gefolgt von einem Kapitel (mit biographischen Elementen) über seine »Verklärung« und über die beginnenden internen Auseinandersetzungen um sein Erbe (Teil 2). Wie so oft wird auch hier die erfolgreiche »Entfremdung« von den ursprünglichen Konzeptionen des *Poverello* und die zentrale Rolle kirchlicher Autoritäten betont (Kap. 4). Hier schließt sich ein rezeptionsgeschichtlicher Teil über die »Bilder und Mythen« an, die von Franziskus seit dem Mittelalter entstanden und die bis heute wirksam sind (Teil 3). Skizziert werden hierbei die bekannten innerfranziskanischen Kontroversen, die vor allem in der Historiographie um die »wahre«, d. h. ursprüngliche »*vita minorum*« bald nach dem Tode des Heiligen geführt wurden (Kap. 5). Deutlicher hätte hierbei betont werden können, welche zentrale Bedeutung die Geschichtsschreibung im Franziskanerorden (wie in keinem anderen Orden) für das zeitgebundene Selbstverständnis der Gemeinschaft und für das sich ständig wandelnde Franziskus-Bild besaß. Hier schließen sich kenntnisreiche Ausführungen des Vf. über Rezeption und Transformation des *Poverello*-Bildes in der Literatur seit Luther an (Kap. 6) – insbesondere über die »Wiederentdeckung des Franziskus« im 19. Jahrhundert. Auch hier ist ein ständiger Wandel zu konstatieren, indem der Heilige zu Beginn der Renaissance als »romantischer Held« erschien, während sich die entstehende wissenschaftliche historische Forschung um ein kritisches Bild des »historischen Franziskus« bemühte und auch die Glaubwürdigkeit der franziskanischen Quellen untersuchte (Paul Sabatier – Franziskanische Frage). Ebenfalls wichtig sind die folgenden Beispiele tagespolitischer Funktionalisierung des *Poverello* (etwa in Italien im Faschismus) – Vereinnahmungstendenzen, die noch heute feststellbar sind und die (nach Vf.) darauf zurückzuführen sind, dass man im *Poverello* die Verkörperung des »Wesen[s] des Christentums in seiner reinsten Form« sah (S. 296). Etwas unglücklich platziert ist schließlich der vierte Teil des Bandes über die »franziskanische Neuheit«, d. h. über die wesentlichen Elemente der »franziskanischen Idee«; diese sind hinreichend bekannt und wurden ausführlicher etwa in den Kommentaren zu den Übersetzungen der franziskanischen Schriften erläutert. Auf das Schlusswort des Vf. folgen ein Anmerkungsapparat sowie Bibliographie, Chronologie, Karten und Personenregister. Vor allem die Endnoten und das Literaturverzeichnis des zehn Jahre alten Bandes wurden kompetent von dessen deutschsprachigen Bearbeitern (bes. Johannes Schneider OFM) durch neuere Literatur und Quellenübersetzungen ergänzt. Verdienstvoll ist auch das Nachwort von Leonhard Lehmann OFM Cap über die historiographische Einordnung des Bandes. Dessen besonderer Wert liegt in seinen rezeptionsgeschichtlichen Teilen, welche den Wandel des Franziskusbildes und seine jeweils aktuelle Funktionalisierung überzeugend verdeutlichen. Trotz der Bedeutung des Bandes und seiner Qualitäten sollte aber nicht vergessen werden, dass auch die deutschsprachige Franziskus-Forschung (Quellenübersetzungen, Biographien etc.) in dem Jahrzehnt nach Erscheinen des Originalwerkes weitergegangen ist und weitergeht.

Dieter Berg

ROLAND DEIGENDESCH, CHRISTIAN JÖRG (HRSG.): Städtebünde und städtische Außenpolitik – Träger, Instrumentarien und Konflikte während des hohen und späten Mittelalters (Stadt in der Geschichte. Veröffentlichungen des Südwestdeutschen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung, Bd. 44). Ostfildern: Jan Thorbecke 2019. 322 S. mit farb. Abb. ISBN 978-3-7995-6444-1. Kart. € 34,00.

Der vorliegende Band – Ergebnis der 2016 in Reutlingen veranstalteten 55. Jahrestagung des Südwestdeutschen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung – versammelt neben einer Einleitung der beiden Herausgeber und der Drucklegung des Abendvortrags von Herrn Deigendesch über die Schlacht bei Reutlingen 1377 (S. 19–44) insgesamt zwölf Beiträge, die in drei Sektionen gegliedert dargeboten werden. Als Rezensent nimmt man gerne den Service einer strukturierten Einleitung (S. 7–17) an, werden doch darin neben kurzen Präsentationen der enthaltenen Studien im gegenständlichen Fall auch Forschungstrends dargelegt und abgesteckt. Nicht ganz klar wird dabei allerdings der Hinweis auf die Vorbereitung einer eigenen Untersuchung durch »den Verfasser« (S. 15, Anm. 29), der bei zwei Autoren dieser Einleitung eben unklar bleibt.

Die erste Sektion befasst sich in Beiträgen von Christoph Dartmann sowie Christina Abel mit städtischen Bündnissen in Italien. Dartmanns Ausführungen (S. 47–65) zum Lombardenbund (des 12. Jahrhunderts) lassen eine Bezugnahme auf den schon 2017 erschienenen Tagungsband des Österreichischen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung: »Städtebünde. Zum Phänomen interstädtischer Vergemeinschaftung von Antike bis Gegenwart (Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas, Bd. 27, Innsbruck – Wien – Bozen 2017)« vermissen, worin der Rezensent einen etwas weiter gefassten Beitrag zur identen Thematik vorgelegt hat. Das verwundert nicht zuletzt auch deshalb, weil die Herausgeber in ihrer Einleitung (S. 13, Anm. 22–24) diesen Band sehr wohl zur Kenntnis genommen haben. Wenn im Kontext der Auseinandersetzung mit dem Lombardenbund besonderer Wert auf die mediterranen Bezüge städtischer Politik in der behandelten Epoche gelegt wird und dabei vor allem auf Genua verwiesen wird, mag dies zwar den allgemein politischen Hintergrund etwas prononcierter beleuchten, geht aber an der Tatsache vorbei, dass die *Lega Lombarda* eben nicht über den Apennin nach Süden ausgriff. Diesen Zonen gewidmet ist die auf der mittlerweile im Druck vorliegenden, herausragenden Dissertation der Autorin: »Kommunale Bündnisse im Patrimonium Petri des 13. Jahrhunderts (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 139, Berlin – Boston 2019)« (s. dazu die Rezension des Rezensenten in: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 128/2, 2020, S. 502f.) beruhende Studie von Christina Abel. Sie legt dabei den Fokus auf Praxis, Schriftlichkeit und Recht im Spiegel administrativer Quellen, kann dergestalt die maßgeblichen Grundlagen für das Funktionieren dieser bislang kaum beachteten Städtebündnisse in präziser Form präsentieren und nachzeichnen (S. 67–85).

Die zweite Sektion umfasst fünf Studien. Eingeleitet wird sie durch die Vorstellung des Bundes zwischen Mainz, Worms und Speyer von 1293 von Bernhard Kreutz (S. 89–102), wobei die Möglichkeiten des Agierens solch eines Bundes in Zeiten von Krisen des Reiches wie auch innerhalb der Region aufgezeigt werden. Unterschiedlichen Formen der Gestaltung der Beziehungen innerhalb eines vergleichbaren Kräfterdreiecks ist der Beitrag von Peter Rückert (S. 103–124) gewidmet, wobei das Changieren zwischen Konflikt und Kooperation zwischen den im Mittelpunkt stehenden Grafen von Württemberg, den schwäbischen Reichsstädten und Karl IV. in den Blick genommen wird. Dem seit einiger Zeit stärker in das Interesse der Forschung gerückten Feld der spätmittelalterlichen städtischen Diplomatie wendet sich Simon Liening (S. 125–137) unter Konzentration auf die Straßburger Außenpolitik während der Ära des Rheinisch-Schwäbischen Städtebundes in den 1380er-Jahren zu. Mit Blick auf die Ratssendeboten als die für die Fragen der städtischen Außenpolitik zuständigen Personen lenkt Florian Dierks (S. 139–151) das Interesse auf den

weit ausstrahlenden Wirtschafts- wie zugleich politischen Bund der Hansestädte. Die Wirksamkeit dieser Stadtvertreter erfährt dabei eingehende Charakterisierung, und es gelingt, Schritte hin zu deren Typisierung und Zusammensetzung zu weisen. Zurückhaltung wird allerdings gegenüber einer allzu vorschnellen Bewertung der Hanse selbst als Städtebund gewahrt. Einer wahren Kärneraufgabe stellt sich Patrizia Hartich in ihrem Beitrag zur Rechnungslegung des Schwäbischen Städtebundes nach dem Süddeutschen Städtekrieg von 1449/50 am Beispiel der Reichsstadt Esslingen (S. 153–186), verbunden mit auch Editionen umfassenden Anhängen. Jeder, der sich jemals mit städtischen Rechnungen beschäftigt hat, weiß, welch ein Aufwand mit deren Analyse und Auswertung verbunden ist. Umso mehr ist hervorzuheben, wie hier gerade auch deren praktische Abwicklung und deren Bedeutung für die Kommunikation innerhalb des Bundes in den Vordergrund gerückt werden.

Der insbesondere für Fragen der Stadtgeschichte so grundlegenden komparatistischen Herangehensweise sind die fünf Beiträge in Sektion 3 (»Regionale Bündnisstrukturen im Vergleich«) gewidmet. In einem wunderbar gelegten Parcours durch die Städtelandschaft des historischen Südwestens, damit dem Kernraum der Aktivitäten des seit Jahrzehnten erfolgreich tätigen »Südwestdeutschen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung«, bietet zunächst Katharina Huss eine Untersuchung des Züricher Bundes von 1351 (S. 189–212), wobei dessen zwischen Städtebund und Landfrieden gelegene Bedeutung in einer Epoche markanter innerer Unruhen dargelegt wird. Zugleich wird klargemacht, wie schwierig er in eine der beiden Kategorien allein einzuordnen ist. Das eigentliche Kernthema jedes Städtebundes, nämlich das Eintreten von dessen Mitgliedern für die Gesamtheit im Fall äußerer Bedrohungen, greift Stefanie Rüther mit ihrem »Der Bündnisfall« übertitelten Beitrag (S. 213–232) auf. Im Mittelpunkt stehen dabei die knapp anderthalb Jahrzehnte umfassenden gewaltsamen Konflikte, in die der Schwäbische Städtebund ab 1376 mit dem Adel geriet und die maßgeblich dazu beitrugen, den seit langem schwelenden Gegensatz zwischen adeligem Streben nach Territorienbildung und dem städtischen Streben nach Autonomie prägnanter als je zuvor hervortreten zu lassen. Reinhard Seyboth setzt sich mit dem so auffälligen Sonderfall von Nürnberg im Kontext der fränkischen Reichsstädte – namentlich Rothenburg ob der Tauber, Windsheim, Weißenburg am Nordgau und Schweinfurt – im Spätmittelalter auseinander (S. 233–258). Insbesondere geht es ihm um (Er-)Klärung des Phänomens, dass sich diese Städtegruppe trotz vielfältiger gemeinsamer Interessen nie zu einem Bund vereinigte. Diese Spezifität – die Bemerkung sei dem Rezensenten gestattet – gilt im Übrigen auch für Österreich und seine spätmittelalterlichen Städte, wobei sich dort die freilich weitaus weniger effiziente Städtevertretung im Rahmen der Stände als Möglichkeit anbot, gemeinsame Interessen zu vertreten. Seyboth sieht als Erklärung die fehlende Homogenität der fränkischen Städtegruppe – auch das im Übrigen durchaus vergleichbar mit den Verhältnissen im Herzogtum Österreich. Auch in dieser dritten Sektion des Sammelbandes findet sich ein Beitrag im Bezug auf die Hanse, der diesmal sogar bis um 1600 reicht. Dabei greift Philipp Höhn das soeben im vorherigen Beitrag angesprochene Phänomen der Homogenität insofern auf, als er die in der Hanse miteinander verbundenen Städte eben unter dem klug gewählten Begriffspaar von »Pluralismus statt Homogenität« charakterisiert (S. 261–290). Dem Plädoyer, den in der Hanse als einem der wirkmächtigsten Phänomene im Bereich der Stadtgeschichte überhaupt gegebenen »Rechtspluralismus« stärker in den Vordergrund zu rücken, kann man einiges abgewinnen, wengleich es hier – wie schon beim Beitrag von Dartmann – abermals kritisch anzumerken gilt, dass die neueste Literatur (Rolf HAMMEL-KIESOW, Die Hanse als kaufmännisch-städtische Interessenvertretung auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet, in: Städtebünde. Zum Phänomen interstädtischer Vergemeinschaftung von Antike bis Gegenwart [Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas 27], Innsbruck – Wien – Bozen 2017, S. 187–204) keine Berücksichtigung gefunden hat. Der mit großem Gewinn zur Hand genommene Sammelband findet seinen Abschluss mit einem Blick weit über

die eigentliche räumliche Sphäre des deutschen Südwestens hinaus: Jelle Haemers steuert einen englisch verfassten Beitrag zu Ideologie und Sozialgeschichte städtischer Bündnisse in Brabant im 13. und 14. Jahrhundert bei. Wenn er dabei gerade auch die innere Situation in den Brabanter Städten während des Untersuchungszeitraums als ganz entscheidendes Analysetool mit in den Blick nimmt, wird dem traditionellen Bild, das den Abschluss von Bündnissen fast ausschließlich auf die äußere Bedrohung durch die wachsende Macht der Herzöge zurückführt, ein ganz wesentliches Element hinzugefügt. Insbesondere gegenüber dem in den Bündnisverträgen als so einheitlich charakterisierten politischen Willen der Einzelstadt wird die Brüchigkeit dieser Demonstration nach außen dargelegt.

Der gesamte Band ist mit einem wohl ausgewählten Abbildungsmaterial versehen, das die Ausführungen zusätzlich unterstreicht, verständlich macht und auch in einen bildlichen Kontext einbindet, ohne dass die Abbildungen in einem eigenen Verzeichnis erfasst wären. Dankbar zu vermerken ist nicht zuletzt die Beigabe sowohl eines Orts- wie auch eines Personenregisters. Das Thema Städtebünde – bereits seit längerem auf der Agenda stadthistorischer Forschungen – hat nicht nur in regionaler Hinsicht weitere Vertiefung und Präzisierung gefunden, es ist auch im Hinblick auf die grundsätzliche Auseinandersetzung mit Art, Bedeutung und Wirkmächtigkeit gelungen, zahlreiche weiterführende, künftige Forschungen stimulierende Ansätze einzubinden und anzubieten.

Ferdinand Opll

GERHARD FOUQUET, SVEN RABELER (HRSG.): Ökonomische Glaubensfragen. Strukturen und Praktiken jüdischen und christlichen Kleinkredits im Spätmittelalter (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beihefte, Band 242). Stuttgart: Franz Steiner 2018. 162 S. ISBN 978-3-515-12225-2. Kart. € 39,00.

Die titelgebenden »ökonomischen Glaubensfragen« des auf eine Sektion des Historikertages in Hamburg von 2016 zurückgehenden Bandes lassen sich in zwei Themenkreise gruppieren, die von den verschiedenen Beiträgen mehr oder weniger direkt aufgegriffen werden. Der eine umfasst die Prägung des ökonomischen Alltags durch religiöse Vorstellungen und darauf basierenden weltliche Normen, der andere das Verhältnis zwischen christlichen und jüdischen Kreditgebern.

Der erste Bereich wird vornehmlich abgedeckt durch den Beitrag von Hans-Jörg Gilomen, der das im Spätmittelalter einflussreiche Wucherverbot erwähnt und bezugnehmend auf John Munro feststellt, dass die erlaubten Kreditinstrumente maßgeblich davon geprägt waren. Gilomen kritisiert weiter den Begriff des »Umgebungsgeschäfts«, denn dank formaler Anpassungen waren viele Geldgeschäfte nicht illegal, obwohl illegale Zinsnahmen sicherlich vorkamen. Die Frage nach der möglichen Zinsnahme klingt ebenfalls an im Beitrag von Gabriela Signori zu Gelddarlehen in Basel, allerdings will sie sich bezüglich der Zinslosigkeit des sogenannten »gelichen« Geldes nicht festlegen – im Gegensatz zu Gilomen. Diese Uneinigkeit zeigt, dass die vielen konkreten Fragen im Verhältnis von Religion und Ökonomie weiter offenbleiben, weil die Quellenlage meist keine klaren Aussagen erlaubt. Etwas anders präsentierte sich schließlich die Sachlage bei den von Tanja Skambraks untersuchten italienischen *Monti di Pietà*, wo anlässlich der Einführung dieser Pfandleihanstalten die Grenzen des Wuchers zur Debatte standen.

Etwas mehr Raum nimmt der Vergleich jüdischer und christlicher KreditgeberInnen ein. Im Konstanzer Ammangerichtsbuch, das Christian Hagen untersucht hat, machten Juden um 1420 rund 20 % der Gläubiger aus, ohne sich hingegen am Rentengeschäft zu beteiligen. Die untersuchten Kredite waren größtenteils keine Kleinkredite. Für Frankfurter Gerichtsquellen kann David Schnur keinen Anteil berechnen, dafür zeigt sich, dass nebst Konsum- und Notkrediten auch längerfristige Kredite fassbar werden, oft im Zusammenhang mit der Frankfurter Messe und Handel treibenden Handwerkern.

Tanja Skambraks Studie, die sich stärker auf die normative Ebene konzentriert, kann einen Zusammenhang zwischen dem Wunsch nach Zurückbindung des jüdischen Kredits und der Errichtung von *Monti di Pietà* aufzeigen. Allerdings konnte die von den *Monti* angebotene Pfandleihe für Arme keinen vollständigen Ersatz des jüdischen Kredits bieten. Außerdem mussten die *Monti* für ihre Finanzierung ihrerseits auf jüdische Geldgeber zurückgreifen. Die Frage nach der Substitution des jüdischen Kredits wird von Hans-Jörg Gilomen aufgegriffen, der argumentiert, dass neue Formen des Kreditkaufs die Geldleihe weitgehend unnötig machten.

Angesichts dieser in verschiedene Richtungen weisenden Forschungsergebnisse ist es folgerichtig, wenn die Herausgeber in der Einleitung festhalten, dass die Frage nach der Rolle jüdischer Kreditgeber nicht allgemein, sondern nur im lokalen Kontext beantwortet werden kann.

Offen bleibt die Frage, weshalb sich der Band auf Kleinkredite beschränkt. Er kann die damit verbundenen definitorischen Probleme nicht lösen, sondern verweist im Gegenteil auf die unterschiedlichen Ansätze der Autoren zur Kategorisierung. Eine solche drängt sich in den Quellen nicht auf, denn gerade Gerichtsakten können ganz unterschiedliche Beträge zum Gegenstand haben, und auch die Rolle jüdischer Kreditgeber lässt sich anhand der Kategorie »Kleinkredit« nicht trennscharf analysieren.

Insgesamt zeigt der Band dank quellennaher Studien Vieles über konkrete Kreditsituationen in einzelnen Städten auf, kann aber die Glaubensfragen nicht immer ins Zentrum stellen. Die Schwierigkeiten sind einer Überlieferungslage geschuldet, die oftmals keine Antworten zulässt, obwohl die Verbindung von Religion und Wirtschaft im Spätmittelalter unbestritten ist. Die Herausgeber sind sich dessen bewusst, wie die gute Einleitung zeigt, und stellen deshalb die »zumeist ganz profanen Beziehungen« (S. 16) zwischen SchuldnerInnen und GläubigerInnen in den Mittelpunkt.

Benjamin Hitz

KAY EHLING, JÖRG ERNESTI (HRSG.): Glänzende Propaganda. Kirchengeschichte auf Papstmedaillen. Freiburg im Breisgau: Herder 2019. 238 S. ISBN 978-3-451-37698-6. Geb. € 35,00.

Medaillen sind Medien der herrscherlichen Selbstdarstellung und damit der Propaganda par excellence, und wenige Mächtige haben sich dieser Kunstgattung so intensiv und zielbewusst bedient wie die Päpste seit dem 15. Jahrhundert. Daher ist eine (kunst-)historische vertiefte Beschäftigung mit der Produktion solcher »Schaumünzen« an der Kurie ein echtes Desiderat der Forschung, allerdings ein sehr anspruchsvolles: Als Instrument apologetischer Selbstdarstellung ist vor allem die Medaillen-Rückseite aufs engste mit der Regierungszeit des – auf der Vorderseite präsentierten – *Pontifex maximus* verflochten, denn hier wurden nach sorgfältiger Auswahl die repräsentativen Höhepunkte der jeweiligen Regierungszeit verewigt, die diese für die Gegenwart und Nachwelt in einem besonders vorteilhaften Licht erscheinen lassen sollten. Diese »Highlights« tiefenscharf auszudeuten, setzt ihre profunde Einbettung in den betreffenden Pontifikat voraus – eine Interpretation der päpstlichen Medaillen kommt so einem Parcours durch die Papstgeschichte in ihrer europäischen Vernetzung gleich. Die Autoren haben dieser schwierigen Aufgabe dadurch gerecht zu werden versucht, dass sie zuerst auf die ikonographischen Aspekte eingehen und diese dann mit einem knappen Abriss des Pontifikats unter kirchen- und politikgeschichtlichen Perspektiven in Verbindung setzen. Dass sich sowohl diese Beschreibungen wie die darauf fußenden Analysen der Aussagen und Botschaften in Anbetracht des umspannten Zeitraums von fast 600 Jahren und der Materialfülle auf das Wesentliche, also auf sehr konzise Umrisse und Interpretationen beschränken müssen, versteht sich von selbst.

Doch das gelingt nur partiell. Zum einen beruhen die Pontifikatsabrisse zum großen Teil auf veralteten Passagen der Papstgeschichte Ludwig von Pastors, zum anderen schleichen sich in diese Zusammenfassungen zahlreiche Fehler im Einzelnen ein: Kardinal Giulio de' Medici, der spätere Clemens VII., hatte keinen 1513 verstorbenen Onkel namens Lorenzo, zu Zeiten Clemens' XI. gab es kein Königreich beider Sizilien, stattdessen fiel die Insel nach Ende des Spanischen Erbfolgekriegs erst an Savoyen und dann an Habsburg, der Palazzo Barberini liegt nicht an der Via Sistina, sondern an der Via delle Quattro Fontane, sein Bauherr Urban VIII. stammte nicht aus einer adeligen Familie, sondern aus einer Tuchhändler-Sippe, die sich nach dem Aufstieg Maffeo (nicht Maffei) Barberinis aristokratische Ursprünge erfand usw. Hinzu kommen einige problematische Behauptungen und Deutungen: Die Herrschaftsfunktion des Nepotismus ist (von wenigen Ausnahmen wie dem Pontifikat Gregors XV. von 1621 bis 1623 abgesehen) längst als reine Propaganda widerlegt, unter Clemens XIV. kann im Kirchenstaat von aufgeklärten Reformen keine Rede sein, die Aussage, dass es an wissenschaftlicher Literatur »zu den finanziellen Bedingungen und zur politischen Funktion der päpstlichen Kunstförderung« (S. 21) fehle, beruht schlicht auf der Unkenntnis einer breit gefächerten Literatur; stattdessen den schon bei seinem Erscheinen im Jahr 1968 methodisch veralteten Titel von Hirschfeld anzuführen, belegt diese Nichtzur-Kenntnisnahme schlagend. Hinzu kommen einige erklärungsbedürftige Lücken; so finden die grandiosen Medaillen Julius' II., der sich in diesem Medium 1507 immerhin in der Nachfolge Julius Cäsars verewigte, keine Erwähnung.

Ungeachtet dieser Schwächen verdient die Publikation beträchtliches Lob. Sie wagt sich an ein komplexes Thema, zu dessen Erschließung wichtige Ansätze geleistet werden, präsentiert faszinierendes Bildmaterial und lädt auf diese Weise zu weiterführenden Untersuchungen ein.

Volker Reinhardt

5. Reformation und Frühe Neuzeit

ALBERTO MELLONI (HRSG.): *Martin Luther*. Ein Christ zwischen Reformen und Moderne (1517–2017) (3 Bände). Berlin – Boston: De Gruyter 2017. XXXIII, 1757 S. m Abb. u. farb. Bildteil. ISBN 978-3-11-050100-1. Geb. € 399,00.

Martin Luthers Werke sind eindrucksvoll meterweise in der WA ediert; dies hat sich offenbar das Konzept des o. g. Sammelwerkes zum Vorbild genommen und legt in insgesamt 1.757 Seiten, verteilt auf drei Bände, Verstreutes zu Martin Luther vor. Als Herausgeber verantwortlich zeichnet Alberto Melloni, bislang in der Lutherforschung nicht sonderlich präsent, hier in Verbindung mit einem internationalen Team von Autoren. Melloni steht für die »Fondazione per le Scienze religiose Giovanni XXIII«, hier in Zusammenarbeit mit dem Netzwerk »Refo500«, nach eigener Auskunft eine »internationale Plattform, die Sachkenntnis, Wissen, Ideen, Tätigkeiten und Produkte auf dem Gebiet der Reformation im 16. Jahrhundert und ihrer heutigen Relevanz anbietet« (homepage).

Das Werk führt die Breite der Lutherforschung, wie sie gerade im Umfeld des Reformationsjubiläums zutage getreten ist, eindrücklich vor Augen: Die Spannweite sowohl der Themen, der wissenschaftlichen und geographischen Provenienz sowie auch der Qualität der Beiträge ist enorm. Konzeptionell versucht das Werk die Fülle von über 70 Beiträgen unter die Rubriken »Einführungen«, »Luthers Leben«, »Reformen und Reformatoren«, »Gesellschaftliche Debatten«, »Luthers theologisches Erbe«, »Luther in der Ökumene«, »Rezeption in Philosophie und Geschichte«, »Luther im Bild« und »Luther weltweit« einzuordnen.

Zentrale, instruktive Beiträge wie »Luther als Kirchenvater« (Schäufele), »Luther und Calvin« (Selderhuis), »Kreuzestheologie« (Bühler) – um nur einige der hervorragenden Beiträge zu nennen –, stehen neben unhandlicheren Beiträgen über »Reformation und

gleichgeschlechtliche Sexualität« (Puff), »Luther in Asien« (Jeyaraj) und der essayistisch-unterhaltsam geschriebenen Einleitung des Herausgebers »Luther als Christ. Eine Einführung«. In dieser verwendet Melloni 25 Seiten darauf, grundlegende Ideen der Veröffentlichung darzulegen. Er schreitet fast sämtliche Felder der Diskussion der Lutherforschung ab und bezieht an vielen Stellen auch Position.

Leider fehlt der Sammlung eine strukturierende Mitte, eine Idee. Wieso überhaupt alles in einer Veröffentlichung zusammengebunden werden musste, erschließt sich dem Leser nicht. Der Untertitel »Ein Christ zwischen Reformen und Moderne (1517–2017)« bietet nur wenig Orientierung über Konzept und Absicht der Veröffentlichung. Dass es, wie Melloni in der Einführung formuliert, »die Komplexität der Figur« (S. 1) bewahren möchte, ist gelungen. Dass wirklich ein Weg geboten wird, »der einen Bogen schlägt von den Dreh- und Angelpunkten aus Luthers Leben zur Philologie seines Werks, von der Modellierung seines Abbildes zur Implementierung seiner theologischen Position, von der Schaffung seines Erbes zur Fähigkeit seines Predigens, der Theologie eine Richtung geben, von der Geographie seines Erfolgs zur unaufhörlichen Ausarbeitung einer »Lehre« (S. 2) scheint mir weniger gelungen. Allein die Komplexität verhindert es, möchte man sagen. Was es bedeutet, Luther in erster Linie als »Christ« zu betrachten, wird nicht recht deutlich (vgl. S. 3).

Band III bietet hilfreich die Literaturverweise der einzelnen Beiträge, zudem eine zweckmäßige Chronologie der Schriften Martin Luthers. Sehr schön ist die mehr als 200-seitige Bildersammlung von Karten, Porträts, Hintergrunddarstellungen, Dokumenten, Flugblattdarstellungen, Kirchen, Filmen, bis hin zur Playmobilfigur Martin Luther. Ein Personenregister schließt den Band ab.

Zum Stöbern für den Fachmann und die Fachfrau bieten die 1.700 Seiten einige Schätze – auch wenn wenig neue Forschungsergebnisse begegnen –, zum Transport der Inhalte der Reformation in das allgemeine Bewusstsein wird dieses schön gestaltete Werk allein schon wegen seines Preises und Umfangs weniger beitragen. Ein Gewinn besteht sicherlich in der Präsentation der internationalen Breite und Fülle der Fragestellungen, die auch nach 500 Jahren noch die »mitreißende Faszination« (S. 1) Martin Luthers spürbar machen können.

Christoph T. Nooke

THOMAS KAUFMANN: Die Täufer. Von der radikalen Reformation zu den Baptisten (C. H. Beck Wissen). München: C. H. Beck 2019. 128 S. ISBN 978-3-406-73866-1. Broschur. € 9,95.

Mit dem Jahr 2025 naht das Gedenken an die erste täuferische Glaubenstaufe Ende Januar 1525 in Zürich. Die Erinnerung an die Ereignisse vor 500 Jahren läuft sich allmählich warm. Der Verein »500 Jahre Täuferbewegung« hat eine fünfjährige Themenreihe gestartet und erste Bücher kommen auf den Markt, die einen Überblick über die Geschichte der Täufer geben. Eines davon stammt aus der Feder des Göttinger Kirchenhistorikers Thomas Kaufmann, erschienen in der Reihe »C. H. Beck Wissen«, eine Reihe, die eine breite Öffentlichkeit »anspruchsvoll, knapp und kompetent« über wissenschaftliche Themen informieren möchte. Für den knappen Querschnitt nimmt Thomas Kaufmann sich ein umfangreiches Programm vor. Von den Täufern im 16. Jahrhundert geht der Blick zu den Baptisten und zur Geschichte der täuferischen Gemeinden im 17. und 18. Jahrhundert sowie zur heutigen Situation täuferischer Gemeinden.

In gewohnt kompetenter Weise informiert der Autor über die Entwicklungen im 16. Jahrhundert. Das Buch zeichnet sich hier durch eine sehr solide und die wesentlichen Entwicklungen schildernde Darstellung aus. Startpunkt sind Bewegungen des frühen 16. Jahrhunderts, aus denen die Täufer wesentliche Impulse zogen. Dazu gehörten beispielsweise die Gruppe um Nikolaus Storch in den frühen 1520er-Jahren in Zwickau,

die mit Melanchthon und Luther in Konflikt über die Kindertaufe geriet, sowie Andreas Bodenstein von Karlstadt, der die Kindertaufe wohl nicht mehr praktizierte. Thomas Müntzer wiederum wurde vom proto-täuferischen Kreis um Konrad Grebel in Zürich 1524 als »Gesinnungsgenosse« angeschrieben.

Der Göttinger Kirchenhistoriker orientiert sich an der neueren Forschung, die die Täufer als ein sehr breites Phänomen auffasst und die »monogenetische« Sichtweise, die lediglich die Schweizer Täufer als Norm sah, hinter sich gelassen hat. Er schildert die Entwicklung der Schweizer Täufer, der Hutterer und der Mennoniten ebenso wie jene von spiritualistisch und apokalyptisch ausgerichteten Gruppen um Melchior Hofmann sowie die Münsteraner Täufer, Batenburger und Davidjoristen. Dieser breite Ansatz wird der Vielfalt des Täuferiums im 16. Jahrhundert gerecht. Allerdings zeigt sich hierin auch das Problem der »Täufer«. Denn eine einheitliche Theologie lässt sich weder für das 16. Jahrhundert noch für die späteren Epochen herausarbeiten. Kaufmann formuliert für die Anfangszeit »Schnittmengen«, um Charakteristika der Täufer zusammenzufassen. Diesen Schnittmengen ordnet er die Gnadentheologie, die Nachfolge, das Verständnis des Abendmahls und das Priestertum aller Gläubigen zu.

Eine salomonische Position nimmt der Autor in der Debatte darüber ein, ob die Täufer vor allem mit ihren religiösen oder vielmehr mit ihren sozialen Forderungen Anhänger fanden. Die Täufer gaben Antworten auf verschiedene Missstände, so dass Kaufmann sich gegen die Überbewertung einer Seite ausspricht. Ähnlich abwägend ordnet der Autor die erste täuferische Glaubentaufe in Zürich ein. Sie sei die »Abkehr von einer verweltlichten Kirche« gewesen, die die »Zugehörigkeit zu einer separatistischen Heiligkeitsgemeinschaft« inaugurierte. Zwar lehnt Thomas Kaufmann die Vorstellung, es sei den Beteiligten »von vornherein primär um die Gründung einer minoritären Freikirche gegangen«, als »anachronistisch« ab. Allerdings gesteht er dem Kreis um Konrad Grebel zu, mit der ersten Bekenntnistaufe die Bildung einer eigenen religiösen Gemeinschaft mit freiwilliger Zugehörigkeit im Sinn gehabt zu haben (S. 31).

Mit dem Übergang ins 17. Jahrhundert bricht die Darstellung dann markant ab und bleibt sehr fragmentarisch. Die restlichen Jahrhunderte, die ungefähr 1/3 des Buches einnehmen, werden lediglich federstrichartig skizziert. Damit blendet Thomas Kaufmann leider ganze Episoden täuferischer Geschichte aus, die jedoch für die Rückschlüsse, die er im resümierenden letzten Kapitel zieht, unerlässlich wären. So erfährt der Leser nichts über die Geschichte der Mennoniten und Amischen seit dem späten 18. Jahrhundert in Europa und in Nordamerika. Weder ihr Kampf um Identität, ihre Bereitschaft, sich in die moderne Gesellschaft zu integrieren noch ihr Ringen um Wehrfreiheit, die ab dem 19. Jahrhundert immer mehr aufgegeben wurde, werden geschildert. Auch die verschiedenen Wanderungsbewegungen, etwa nach Südrussland, sowie die Entstehung mennonitischer Kolonien, die Verfolgung in Russland bzw. in der Sowjetunion und die Kompromisse der Mennoniten in der NS-Zeit bleiben unerwähnt. Ganz zu schweigen von der Geschichte der Amischen, die in Deutschland bis zum frühen 20. Jahrhundert Gemeinden hatten. Thomas Kaufmann lässt Mennoniten und Amische nach Nordamerika auswandern, wo sie angeblich als »Old-Order«-Gruppen bis heute ihren Traum vom vormodernen Leben leben. Dass sie nur einen Bruchteil des weltweiten mennonitischen Spektrums ausmachen, erfährt der Leser nicht. Dagegen werden einem Husarenritt gleich baptistische Vergemeinschaftungen in Gemeindebünden sowie Neugründungen von Gemeinden geschildert.

Auch die eigentlich vielversprechende, im Untertitel des Bandes anvisierte Entwicklungslinie »von der radikalen Reformation zu den Baptisten« wird zu wenig ausgestaltet und begründet. So werden Einflüsse der Erweckungsbewegungen ab dem 18. Jahrhundert lediglich für die Baptisten geschildert, nicht jedoch für Mennoniten und Amische. Die vielfältigen Beziehungen von Baptisten und Mennoniten im 19. und 20. Jahrhundert, die unter anderem in Deutschland bestanden, hätten im vorliegenden Band ebenfalls nicht fehlen dür-

fen. Am Ende bleibt das sehr statische Bild einer täuferischen Vielfalt des 16. Jahrhunderts, das nicht einer diachronen Betrachtung unterzogen wird. Politische und gesellschaftliche sowie religionssoziologisch einzuordnende Entwicklungen, mit denen die täuferischen Gemeinden in den vergangenen 500 Jahren konfrontiert waren, und die für reichlich Spannungen, Diskussionen und Spaltungen sorgten, fallen völlig unter den Tisch.

Diese sehr lückenhafte Aufarbeitung der späteren Epochen täuferischer Gemeinden führt zu nicht haltbaren Rückschlüssen im resümierenden Kapitel »Die Täufer in der Geschichte des Christentums«. Dass die Täufer ein »Arrangement mit jeder Art von ›widergöttlichem‹ Regime« ausschlossen (S. 110) und sich in ihrer Geschichte »gegenüber den politischen Ideologien der Neuzeit – insbesondere Nationalismus, Rassismus und Militarismus – als weitgehend resistent erwiesen« (S. 114), vernachlässigt eine komplette Epoche seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Die Mennoniten waren keineswegs immun gegen den wachsenden Nationalismus, und weder Mennoniten noch Baptisten gehörten in der Zeit des Nationalsozialismus zum Widerstand. Die Mennoniten gaben die Wehrlosigkeit sogar offiziell auf und wurden erst nach 1945 wieder zu Pazifisten. Auch die Schlussfolgerung, das Täufertum sei »gegenüber Tendenzen der Hierarchisierung und Klerikalisierung weitestgehend immun« gewesen, ist angesichts der Klerikalisierung, die in täuferischen Gemeinden stattgefunden hat, nicht haltbar.

Letztendlich wirkt das Buch wie ein Schnellschuss, der sich aus den eigenen soliden Forschungen, die Thomas Kaufmann zu den Täufern des 16. Jahrhunderts vorgelegt hat, speist. Dabei hätte es der Autor belassen sollen, denn am Ende bleibt ein schiefes und unvollständiges Bild der 500-jährigen Geschichte. Das Verdienst des vorliegenden Büchleins ist jedoch, dass die täuferische Vielfalt den ihr gebührenden Platz in der Reformationsgeschichte erhält. Sie steht unter anderem für die Freiwilligkeit der Gemeindezugehörigkeit, die Distanzierung von »Staat« und »Macht« sowie den Ruf nach Toleranz und freier Religionsausübung. Die optimistische Überzeugung Thomas Kaufmanns, dass die Täufer des 16. Jahrhunderts den heutigen Großkirchen zeigen könnten, wie man als Minderheit authentisch überlebt, ist bedenkenswert.

Astrid von Schlachta

EVA LABOVIE (HRSG.): Glaube und Geschlecht – Gender Reformation. Wien – Köln – Weimar: Böhlau 2019. 387 S. zahlr., auch farb. Abb. ISBN 978-3-412-51248-4. Geb. € 60,00.

Die Magdeburger Historikerin Eva Labovie, die sich in zahlreichen Veröffentlichungen mit Aspekten der Frauen- und Genderforschung befasst hat, lud im Jahr des Reformationsjubiläums zu einer Konferenz in die sachsen-anhaltinische Landeshauptstadt ein. Dieser Band dokumentiert im Wesentlichen die dort gehaltenen Vorträge.

Erklärtes Ziel der Veranstaltung und des Buches war bzw. ist es, den Rückblick auf die Ereignisse des frühen 16. Jahrhunderts nicht – wie in Kirche und Öffentlichkeit vielfach geschehen – auf die Person Martin Luthers zu fokussieren. Dieser Ansatz schlägt sich z. B. deutlich nieder im Eröffnungsbeitrag von Maria Jepsen, in dem die ehemalige Hamburger Bischöfin erzählend-assoziativ ihre eigenen Erfahrungen als weltweit erste lutherische Bischöfin mit ihrem Verständnis von Reformation verbindet. Dieser eingangs aufgespannte Bogen wird im dritten Teil des Bandes wieder aufgenommen: Aktuelle Geschlechterdiskurse in den Weltreligionen. In Bezug auf die evangelischen Kirchen geht es um die Einführung der Frauenordination (Cornelia Schlarb) und um die Schwierigkeiten des Umgehens mit lesbischen, schwulen und transsexuellen Lebensentwürfen (Kerstin Söderblom). Im Blick auf die katholische Kirche wird die Ämterfrage für Frauen vom II. Vatikanischen Konzil her und damit von einer theologisch-systematischen Argumentation aus entfaltet (Margit Eckholt). Die religionswissenschaftliche Perspektive weist

darauf hin, dass es in jeder der dargestellten großen Religionsgemeinschaften Brechungen und Ambivalenzen zur Genderfrage gibt (Birgit Heller). Abgeschlossen wird dieser Teil mit einem Bericht über das Gender- und Sexualitätsverständnis von Musliminnen und Muslimen, das u. a. auf einer in Deutschland durchgeführten Befragung beruht (Ahmet Toprak und Umut Akkus).

Der Frühen Neuzeit sind die ersten beiden Themenblöcke gewidmet: »I. Reformation – Geschlecht – Geschlechterordnung: Überlegungen aus der Schwellenzeit« und »II. Unordnungen, Umordnungen, Neuordnungen: Wirkungen auf Glaube und Alltag«. Insbesondere Heide Wunder und Claudia Opitz-Belakhal, die die deutschsprachige historische Gender-Forschung entscheidend mitgeprägt haben, gelingt es, ihre umfangreichen Quellenkenntnisse in zukunftsweisende Perspektiven einzubringen. In eine ähnliche Richtung geht die Argumentation von Ute Gause, die für eine Einbeziehung der Intersektionalitätsforschung in die Beschäftigung mit Genderkonstruktionen des 16. Jahrhunderts plädiert. Christian Volkmar Witt behandelt Luthers theologisches Eheverständnis, während Julia Schmidt-Funke sich aus geschlechtergeschichtlicher Perspektive reformatorischen Männlichkeiten zuwendet. Gerade das Nebeneinander dieser so unterschiedlichen Zugangsweisen machen den Reiz dieses Sammelbandes aus; Luthers Texte sind neu zu befragen, und gleichzeitig wird es darauf ankommen, die von Schmidt-Funke skizzierten Männlichkeitsverständnisse »in einer weiter gefassten Geschichte reformationszeitlicher Männlichkeiten miteinander in Beziehung zu setzen« (S. 129). Im II. Abschnitt stehen zunächst zwei Textsorten im Mittelpunkt: Dorothee Kommer untersucht von Frauen der Reformationszeit verfasste Flugschriften, und Heiner Lück analysiert Luthers Testament vom 6. Januar 1542, das Katharina von Bora absichern sollte. Die Problematik von Klosteraustritten, die für Männer und Frauen unterschiedlich aussah, stellt Anne Conrad dar. Anhand täuferischer Martyrologien arbeitet Nicole Grochowina Ambivalenzen der Erinnerungskultur heraus. Mareike Fingerhut-Säck stellt die Handlungsspielräume pietistischer Herrscherinnen zu Beginn des 18. Jahrhunderts in der Grafschaft Wernigerode dar. Der hier verwendete Pietismusbegriff klingt an einigen Stellen so, als ob es sich dabei um eine weitere Konfession handeln würde, wenn die Autorin die pietistische Bewegung dem Protestantismus gegenüberstellt (S. 241, S. 243, S. 246, S. 252f.).

Gerahmt wird dieser Sammelband durch den Abdruck der Grußworte, die 2017 in Magdeburg vorgetragen wurden, durch die Einführung in die Thematik von Eva Labouvie sowie farbige Reproduktionen des besprochenen Bildmaterials und eine Auswahlbibliographie.

Dieser Band macht hinreichend deutlich, wie viele weitere Studien sich zum Thema »Gender Reformation« nahelegen; es ist zu hoffen, dass dieses Beispiel Schule macht.

Ruth Albrecht

MARIA LAURA GIORDANO, ADRIANA VALERIO (HRSG.): Das katholische Europa im 16.–18. Jahrhundert (Die Bibel und die Frauen, Bd. 7.2). Stuttgart: W. Kohlhammer 2019. 408 S. m. Abb. ISBN 978-3-17-035475-3. Kart. € 89,00.

Die zahlreichen Facetten reformatorischer Bewegungen in Südeuropa sind bereits seit Jahrzehnten Gegenstand der italienischen, spanischen, aber auch anglo-amerikanischen Forschung. Deren interdisziplinäre Herangehensweise hat nicht nur entscheidend zur ereignisgeschichtlichen Erschließung der vielfältigen Quellen, sondern auch zu methodischen und theoretischen Innovationen beigetragen, die es heute ermöglichen, Studien zur Reformation und Konfessionsbildung auf den beiden Halbinseln unter dem Aspekt der Sozialdisziplinierung, im Bereich der Ideengeschichte sowie aus mikrogeschichtlicher, institutionengeschichtlicher oder theologiegeschichtlicher Perspektive anzugehen. Nicht zufällig ist die Reformationsforschung oft eng mit der Buchgeschichte und den Gender

Studies verwoben. Ein von international anerkannten Wissenschaftler*innen 2014 auf Italienisch veröffentlichtes Florilegium dieser Forschungen zu übersetzen und in die Reihe »Die Bibel und die Frauen« aufzunehmen, hat das Potential, die deutschen Debatten zu Reformation und Konfessionsbildung bzw. Konfessionalisierung um wichtige Punkte zu erweitern. Der Sammelband kann, trotz seines wenig aussagekräftigen Titels in wesentlichen Teilen eine Einführung in die reformatorischen Bewegungen Südeuropas mit einem Fokus auf deren Protagonistinnen bieten. Dass sie für die deutsche Forschung nötig ist, zeigt die irritierend lapidare Aussage im terminologischen Vorwort der deutschen Herausgeber*innen der Übersetzung, eine Reformation im Süden habe es nicht gegeben (S. 9). Liest man schnell darüber hinweg, stellt sich jedoch bald Dankbarkeit dafür ein, die Beiträge auch einem deutschen Publikum zugänglich gemacht zu haben.

Der von Adriana Valerio vorgelegte Ausgangspunkt des Sammelbandes ist tief in der italienischen Forschungsgeschichte verankert, denn sie verbindet darin die Frage nach dem Bildungsgrad, der Lesefähigkeit und der religiösen und sozialen Disziplinierung der Untertanen/Gläubigen mit derjenigen nach dem Anteil der Frauen an diesen Entwicklungen und diskutiert dies in enger Verbindung mit dem wohl kontroversesten Buch des 16. Jahrhunderts, der Bibel.

Die Herausgeberinnen haben eine breite Palette von Beiträgen zur Beteiligung von Frauen an der Produktion und Dissemination reformatorischer Ansätze, ihrer Funktion als Autorinnen und Leserinnen, als Adressatinnen solcher Wissensinhalte, aber auch als Opfer der Inquisition zusammengeführt. Darüber hinaus vereinen sie in dem Band auch Aufsätze zur Darstellung und Entwicklung biblischer Frauenfiguren in der frühneuzeitlichen Kunst, Musik und Literatur. Frauen waren Grenzgängerinnen nicht nur im geographischen Sinn, sondern auch zwischen den gesellschaftlichen Schichten. Ihnen wurden oft Zuschreibungen zwischen devoter Untertänigkeit, bisweilen sogar Heiligkeit, und scharfer Kritik und Ketzerei angetragen. Dies belegt beispielsweise der Aufsatz von Giovanna Paolin, die sich vor allem mit gelehrten Frauen vor den Inquisitionstribunalen beschäftigt. Neben einem konzisen, klaren Überblick über die italienische Forschung zur Inquisition als Medium der Disziplinierung beschreibt sie die Rolle der Frauen in der italienischen Reformation und deren Verteidigungsstrategien vor der Inquisition. Gerade Adelige und gebildete Patrizierinnen konnten sich oft der Vorwürfe erwehren, weil sie sich einerseits auf der intellektuellen Ebene ihrer Peiniger bewegten und mit diesen diskutieren konnten, andererseits aber auch eine profunde Kenntnis der Inquisitionsverfahren besessen haben mussten. Bisweilen waren sie sogar in der Lage, das Verfahren zum Kollaps zu bringen. Gerade diese Kenntnis der Verfahrenspraktiken teilten sie jedoch überraschend oft mit den weniger Gebildeten; immerhin gelang es erstaunlich vielen Frauen, den Fängen der Inquisitoren zu entkommen, eben, weil sie das Verfahren zu ihren Gunsten einsetzen konnten.

Von welcher großen Bedeutung die Schriften gelehrter Frauen waren, zeigen die Untersuchungen von Tamar Herzig, Ronald E. Surtz, María Pilar Manero Sorolla, Teófanos Egidio López, Sara Cabibbo, Zulmira C. Santos und Francesca Cantú. Ob es sich um einzelne Mystikerinnen, wie beispielsweise María de Ágreda, handelte oder um ganze Kollektive, in allen hier vorgestellten und die Konfessionen überspannenden Fällen haben wir es mit intensiver Bibelkritik und selbstbewusster Bibelauslegung zu tun. Bisweilen führten diese Auslegungen sogar zu elaborierten Thesen über die Superiorität der Frau. Manche dieser Akteurinnen bewegten sich mit ihren Schriften und Auslegungen im Fahrwasser der Täuferbewegung oder entwickelten die aus der Schweiz durchsickernden Ideen in jeweils eigene Richtungen weiter. Andere wiederum erarbeiteten sich Positionen innerhalb des katholischen Mystizismus und trugen entschieden zur Etablierung bestimmter Bewegungen bei, die entscheidend für die katholische Konfessionskultur werden sollten. Dazu gehörte beispielsweise der Marianismus.

Anders als in den geschichtswissenschaftlichen Aufsätzen haben Frauen in den kunsthistorischen Beiträgen nicht die Akteursrolle inne, sondern werden vielmehr als Motiv in der Malerei verfolgt. Dies tut beispielsweise Heidi J. Hornik, die sich mit der Darstellung biblischer Frauenfiguren in der italienischen Malerei zwischen 1500 und 1650 beschäftigt.

Fragt man nach Wendepunkten und Brüchen in der künstlerischen Tradition, so zeigt die Studie von Maria Leticia Sanchez Hernández zu Mäzeninnen, dass die verschiedenen reformatorischen Bewegungen den Kunstmarkt und damit die Darstellungen weitaus weniger beeinflussen konnten als die gezielten Maßnahmen zur Konfessionsbildung im Gefolge des Trienter Konzils.

Die musikgeschichtlichen Aufsätze des Bandes haben eher den Charakter erster Bestandsaufnahmen. Sie sind als Grundlagenforschung zu verstehen, da sie vor allem Überblicke über die musikalische und theatralische Produktion der Zeit bieten.

Der methodologische Unterschied zwischen den verschiedenen Beitragsgruppen führt zwar zu unterschiedlich nachhaltigen Aussagen, dieser breite, interdisziplinäre Blick kann jedoch die Pluralität reformatorischer Bewegungen offenlegen und vermag es, ihren Auswirkungen in diverse Verästelungen frühneuzeitlicher Gesellschaften zu folgen.

Alles in allem liegt mit diesem Band eine überaus lehr- und facettenreiche Einführung in die südeuropäische Reformationsforschung und Frauengeschichte vor. Man kann nur hoffen, dass dieses Buch rezipiert und auch in die akademische Lehre eingebunden wird.

Andreea Badea

NICCOLO STEINER: Diego Laínez und Alfonso Salmerón auf dem Konzil von Trient. Ihr Beitrag zur Eucharistie- und Messopferthematik (Münchener Kirchenhistorische Studien, Bd. 8). Stuttgart: W. Kohlhammer 2019. 469 S. ISBN 978-3-17-034116-6. Kart. € 64,00.

Das Konzil von Trient wurde als Reaktion von katholischer Seite auf die Lehren und Forderungen der Reformation von Papst Paul III. einberufen und fand zwischen 1545 und 1563 statt. Rasch zeigte sich, was sich bereits im Vorfeld des Konzils abgezeichnet hatte, nämlich dass das Tridentinum die Kirchenspaltung nicht mehr rückgängig machen konnte. Stattdessen beschied es die Trennung endgültig und wurde zum Ausgangspunkt der Gegenreformation. Zugleich stellte das Konzil von Trient aber auch den zentralen Startschuss für eine grundlegende Erneuerung der katholischen Kirche dar. Es ist nicht zuletzt der überaus langen Konzilszeit von fast 20 Jahren geschuldet, dass die personelle Besetzung während der drei Tagungsperioden stark wechselte. Allein zwei – heute namentlich nur kaum bekannte – spanische Theologen nahmen unter den drei am Tridentinum beteiligten Päpsten (Paul III., Julius III., Pius IV.) an den insgesamt 25 Sitzungen kontinuierlich teil und prägten mit ihren dezidiert anti-protestantisch-gegenreformatorischen Beiträgen vor allem die Dekrete zum Sakrament der Eucharistie sowie zur Messopferthematik auf maßgebliche Weise: Diego Laínez (1512–1565) und Alfonso Salmerón (1515–1585).

Die beiden Spanier hatten bereits an der Universität Alcalá Bekanntschaft miteinander geschlossen und setzten ihr Studium schließlich gemeinsam an der Pariser Sorbonne fort, wo die Theologiestudenten bald zu Schülern ihres Landsmannes Ignatius von Loyola (1491–1556) wurden. 1534 zählten sie zu den sechs Theologen, die unter der Leitung Loyolas ein Gelöbnis ablegten und damit die *Societas Jesu* begründeten. Kurz darauf in Italien zu Priestern geweiht, wurden sie schließlich als päpstliche Vertreter und theologische Berater der Kardinallegaten zum Konzil von Trient entsandt und waren bis zu dessen Abschluss dabei. Obwohl der für die Glaubenspraxis wesentliche Themenkomplex von Eucharistiesakrament und Messopfer neben den Debatten um die Rechtfertigungslehre und das Verhältnis von Schrift und Tradition zu den zentralen theologischen Kontroversthematen zählte, wurde dieser in der Forschung bislang noch nicht – wie nun von Nic-

colo Steiner – aus den Quellentexten heraus in seinem langjährigen Entwicklungsprozess in theologischer und konziliengeschichtlicher Perspektive aufgearbeitet. Da das Zustandekommen entsprechender Dekrete und Kanones zentral mit Laínez und Salmerón verbunden ist, wird hierbei auch erstmals eine gemeinsame kirchengeschichtliche Beleuchtung dieser beiden wegweisenden Persönlichkeiten, ihrer theologischen Überzeugungen sowie ihrer Rolle innerhalb der (jesuitischen) Theologenwerkstatt im Rahmen der Konzilsarbeit vorgelegt. Damit leistet die kirchenhistorische Arbeit, deren Ziel darin liegen soll, »die Vergangenheit besser zu verstehen und damit die Genese des Gewordenen [zu] erhellen« (S. 16), einen weiteren wichtigen Baustein zum Verständnis des Tridentinums – aber nicht nur das: Indem die Studie herausarbeitet, inwiefern sich in den Texten der beiden »wichtigsten theologischen Mitarbeiter« des Tridentinums im Kern bereits erste Ansätze einer von Loyolas Exerzitien geprägten »Jesuitentheologie« (S. 45) erkennen lassen, kann Niccolo Steiners Untersuchung auch als ein Forschungsbeitrag zum tieferen Verständnis der spirituellen und theologischen Anfänge des Jesuitenordens verstanden werden.

Obwohl es sich um eine im besten Sinne philologisch penible und kleinschrittige Quellenaufarbeitung handelt, die – so bezeugt der ca. 20-seitige Forschungsbericht über kirchen- und konzilienhistorische Studien zu den verhandelten Teilthemen – in einem ebenso umfassenden wie tiefgreifenden Literatur- und Quellenstudium gründet, handelt es sich um eine Studie, die dank der breit angelegten einleitenden Ausführungen zu theologischen Grundlagen und kirchen- wie kulturhistorischen Kontexten auch für Nicht-Spezialisten sehr gut lesbar, weit über personengebundene Theologiediskurse überaus erhellend ist und ein breites Panorama über die Entwicklung gegenreformatorischer Argumentationsstrukturen liefert; eine Tatsache, die der Titel mit seiner Fokussierung auf die weithin unbekannteren spanischen Konzilstheologen leider nicht unbedingt nahelegt und daher eine Vielzahl von grundsätzlich an der Thematik interessierten Lesern wohl eher nicht erreicht.

Die Lektüre der per se thematisch sehr komplexen Studie wird durch die gut strukturierte Gliederung erleichtert: Nach einer konfessionsgeschichtlichen und biographischen Einführung folgt in den drei nach den Sitzungsperioden unterteilten Großkapiteln eine kleinschrittige Präsentation und Analyse der einzelnen Vorträge und Debatten sowie der daraus entstandenen Lehrdekrete und Kanones. Die sehr übersichtliche Gliederung sowie das Register ermöglichen zudem gezielte Teillektüren nach thematischen Einzelaspekten, unterschiedlichen konfessionellen Positionen und theologisch-argumentativen Bezügen von Laínez und Salmerón zu anderen Konzilstheologen.

Niccolo Steiners Abhandlung liefert somit nicht nur mit Blick auf das Konzil von Trient im Allgemeinen und die Eucharistie- und Messopferthematik im Speziellen eine über die theologische und konziliengeschichtliche Perspektive hinausgehende, zutiefst erhellende Lektüre, sondern auch hinsichtlich der Themenkomplexe (Gegen-)Reformation und Societas Jesu.

Marina Ortrud M. Hertrampf

JOHANNES BURKHARDT: Der Krieg der Kriege. Eine neue Geschichte des Dreißigjährigen Krieges. Stuttgart: Klett-Cotta 2018. 296 S. ISBN 978-3-608-96176-8. Geb. € 25,00.

AXEL GOTTHARD: Der Dreißigjährige Krieg. Eine Einführung (= UTB 4555). Stuttgart: UTB/ Wien – Köln – Weimar: Böhlau 2016. 390 S. ISBN 978-3-8252-4555-9. Kart. € 24,99.

GEORG SCHMIDT: Die Reiter der Apokalypse. Geschichte des Dreißigjährigen Krieges. München: C.H. Beck 2018. 810 S. ISBN 978-3-406-71836-6. Geb. € 34,00.

Wie bei historischen Jubiläen mittlerweile üblich, hat auch der 400. Jahrestag des Prager Fenstersturzes vom 23. Mai 1618 seine Schatten weit vorausgeworfen. Neben mehreren

auf spätere Publikationen vorbereitenden Tagungen wurde mit Axel Gotthards bei Böhlau verlegter UTB-Einführung »Der Dreißigjährige Krieg« bereits im September 2016 die erste Gesamtdarstellung vorgelegt. Anders als die meisten im näheren Umfeld des Jahrestages erschienenen Werke richtet sich das Buch jedoch nicht an ein breiteres historisch interessiertes Publikum oder »an fertige Wissenschaftler«, sondern explizit an Studierende »eher im Grund- als im Hauptstudium« (S. 11). Es schließt damit an die teils schon ein wenig in die Jahre gekommenen, aber im Großen und Ganzen immer noch brauchbaren Einführungen von Gerhard Schormann, Geoffrey Parker, Georg Schmidt, Johannes Arndt und Christoph Kampmann an und muss sich daher zuallererst an diesen messen lassen. Denn ob es ein weiteres Kompendium zum Dreißigjährigen Krieg braucht, entscheidet sich wesentlich an der Frage, inwieweit dieses sich hinsichtlich des dargebotenen Stoffes und seiner Deutungen von seinen Vorläufern unterscheidet und vor allem natürlich, ob es bezüglich des Forschungsstandes aktueller ist als diese.

Die Antwort auf diese Frage muss ambivalent ausfallen. Was den Aufbau seines von ihm selbst so bezeichneten »Büchleins« angeht (das gleichwohl die meisten der genannten Einführungen an Umfang übertrifft), wählt Gotthard eine Mischung aus zwei chronologischen und drei quer zum zeitlichen Ablauf der Ereignisse stehenden thematischen Kapiteln, was auf den ersten Blick eine Innovation gegenüber den älteren Einführungen verspricht, die mehrheitlich am althergebrachten Vier-Phasen-Schema des Krieges orientiert sind. *Au fond* hält allerdings auch Gotthard an dieser Einteilung fest (die er denn in den Unterkapiteln auch explizit aufgreift), wenn er den Krieg entlang des Jahres 1630 in zwei große Abschnitte unterteilt und ganz im Geiste der älteren Historiographie erst mit dem Eingreifen Gustav Adolfs eine Europäisierung des Konfliktes erkennen will, wie es in der Überschrift »Mitteleuropa wird zur Bühne von Großmachtrivalitäten« zum Ausdruck kommt. Die ersten zwölf Jahre des Krieges klassifiziert er dagegen ganz im Geiste von dessen hegemonialer Deutung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts als »große[n] deutsche[n] Konfessionskrieg«. Folgerichtig beginnt für Gotthard die Vorgeschichte des Krieges mit dem Augsburger Religionsfrieden, und der Weg in den Krieg, dem mit rund 60 Seiten ausführlicher Raum gegeben wird, wird überwiegend aus der Sicht der Reichspolitik und deren konfessioneller Polarisierung, die sich in der kaiserlichen Reichsacht gegen die Reichsstadt Donauwörth 1607 zuspitzte und wenig später zur Gründung von Protestantischer Union (1608) und Katholischer Liga (1609) führte, erzählt.

Die großen europäischen Konfliktlagen des beginnenden 17. Jahrhunderts – der spanisch-niederländische Krieg, das Ringen um die Vorherrschaft im Ostseeraum, Frankreichs Kampf gegen die habsburgische Universalmonarchie und schließlich die das gesamte 16. und 17. Jahrhundert über anhaltenden Kriege gegen das Osmanische Reich –, in die das Geschehen in Böhmen und im Reich von Anfang an eingebettet waren, kommen dagegen überhaupt erst ganz am Ende von Kapitel 2 (der »Ereignisabfolge 1«) ins Spiel (S. 139–145). Und auch die Ereignisse der letzten, immerhin 13 Kriegsjahre umfassenden Phase, des französisch-schwedischen Krieges, werden nach dem Vorbild der älteren Literatur eher summarisch abgehandelt, obwohl ein Großteil der im kollektiven Geschichtsbewusstsein seit dem 19. Jahrhundert primär mit dem Dreißigjährigen Krieg in Verbindung gebrachten und auch im medialen Erinnern an den Kriegsbeginn vor 400 Jahren wiederum aufgerufenen Verheerungen und Bevölkerungsverluste eben gerade auf die 1640er-Jahre zurückgeht. Wie anders sich derselbe Krieg darstellt, wenn man ihn nicht exklusiv aus deutscher bzw. reichsgeschichtlicher Perspektive wahrnimmt, weiß, wer einmal Peter Englund's großartiges Kriegspanorama »Die Verwüstung Deutschlands« (1998) gelesen hat. Aber auch Peter Wilson hat in seinem auf Deutsch zwar erst ein Jahr später, im englischen Original aber bereits 2009 erschienenen Standardwerk »*The Thirty Years War: Europe's Tragedy*«, das bei Gotthard bezeichnenderweise nicht einmal im Literaturverzeichnis erwähnt wird, sowohl auf die bislang unterschätzte Bedeutung der 1640er-Jahre als auch für die von Anfang an

immanente europäische Dimension des Dreißigjährigen Krieges nachdrücklich hingewiesen. Letzteres gilt im Übrigen auch auf die oben erwähnte, 2013 in 2. Aufl. erschienene Einführung von Christoph Kampmann, die Gotthard selbst als »die derzeit beste unter den ausführlichen Darstellungen« charakterisiert (S. 370).

Am nächsten kommt dem aktuellen Forschungsstand somit wohl das 3. Kapitel, das unter der Frage »Wie hat man im Dreißigjährigen Krieg gelebt, gekämpft und gelitten?« steht und das in den letzten 20 Jahren, seit den 350-Jahr-Feiern zum Westfälischen Frieden 1998, in einer ganzen Reihe von Studien deutschsprachiger, aber insbesondere auch anglophoner Historiker*innen immer genauer erforschte »Gesicht des Krieges«, seine Akteure, seine rechtlichen, finanziellen, logistischen und technischen Bedingungen und Aporien in den Blick nimmt. Dies geschieht insgesamt durchaus kenntnisreich und zutreffend, am Ende ist aber auch Gotthard nicht frei vom seitens der akademischen Geschichtswissenschaft lange gehegten Reflex gegen alles Militärgeschichtliche, der frühere deutschsprachige Darstellungen des Krieges nahezu ohne näheres Eingehen auf das eigentliche Kriegsgeschehen auskommen ließ, wenn er schreibt: »Kampftechniken, Waffengattungen – da wollen wir nur das Allernötigste erfahren, das ist etwas für Liebhaber, für Militariafans«. Dass eben diese Faktoren zusammen mit den logistischen Aspekten der Kriegführung für den Verlauf des Krieges wie auch für dessen außergewöhnliche Dauer – und damit auch für seinen Ruf als »dunkelste[s] Kapitel der vormodernen deutschen Geschichte« (S. 11) – von entscheidender Bedeutung und religions- bzw. machtpolitischen Interessen keineswegs nach- oder unterzuordnen sind, davon kann man sich wiederum am eindrucklichsten bei Englund und Wilson überzeugen. Gotthard dagegen beschreibt die Funktionsweisen vormoderner Kriegführung insgesamt zwar zutreffend, formuliert bisweilen aber etwas zu flapsig-mokant, wenn er bspw. den Begriff des Kriegsunternehmers als »Unternehmer, der anstatt in Rollmöpse in eine Soldtruppe investiert hat« erklärt (S. 155). Zumal damit gleichzeitig völlig falsche Vorstellungen von der sozialen Stellung frühneuzeitlicher Kriegsunternehmer evoziert werden, bei denen es sich eben nicht um hanseatische Kaufleute, sondern zumeist um Adelige handelte, die im (auch persönlich ausgefochtenen) Kriegsdienst wirtschaftlich, vor allem aber auch bezüglich ihrer Position in der frühneuzeitlichen Ständegesellschaft Fortüne zu machen suchten – der auf S. 187ff. ausführlich behandelte Wallenstein ist da nur ein besonders prominentes Beispiel unter vielen. Überhaupt ist der mit rhetorischen Fragen und Ausrufesätzen – »Soviel zur Lebensweise!« (S. 177) – im Übermaß aufwartende kolloquiale Stil – das Buch ist laut Vorwort aus den Vorlesungen des Autors entstanden, was sich auch am Fehlen jeglicher Quellen- und Literaturbelege bemerkbar macht, die man sich offenbar aus den am Ende auf annähernd vier Seiten aufgelisteten Aufsätzen des Autors zusammensuchen soll – für den über das Bachelorstudium hinausgewachsenen Leser auf Dauer nur schwer erträglich. Dies insbesondere auch deswegen, weil Gotthard im Bemühen, sich seiner Zielgruppe sprachlich anzubiedern, auf die behandelten historischen Lebenswelten bisweilen einen seltsam herablassenden Blick hat, wenn er bspw. die Landbevölkerung als »Bauernlackel« bezeichnet (S. 164). Insoweit ist das Buch leider auch das Produkt eines wissenschaftlichen Verlagswesens, in dem allenfalls noch formal korrektur gelesen wird, aber keine Fachlektorate mehr existieren, die dem Autor wahrscheinlich von einem derart ranschmeißerischen Duktus abgeraten hätten.

Die beiden anderen hier zu besprechenden Werke unterscheiden sich davon sowohl hinsichtlich der Zielgruppe als auch ihres Selbstverständnisses deutlich. Sowohl bei Georg Schmidts »Reiter[n] der Apokalypse« als auch Johannes Burkhardts »Krieg der Kriege« handelt es sich, wie schon die plakativen Titel überdeutlich signalisieren, um *magna opera* – geschrieben, um pünktlich zum Gedenkjahr und mit der entsprechenden öffentlich-medialen Aufmerksamkeit im Rücken die Sicht ihrer jeweiligen Verfasser, die beide bereits in den 1990er-Jahren mit kleineren Überblickswerken zum Dreißigjährigen Krieg hervorgetreten sind, auf diesen Krieg noch einmal einem möglichst breiten Publikum nahezu-

gen. Insbesondere bei Burkhardt finden sich wiederholt Reminiszenzen an sein 1992 bei Suhrkamp erschienenenes »Bändchen« (S. 10), teils in apologetischer Absicht, etwa wenn er die darin geäußerte These vom »stehengebliebenen« Heer gegen die seinerzeit von Bernhard R. Kroener geäußerte Kritik erneut zu profilieren sucht (S. 111, S. 131ff.). Die öffentlich-mediale Deutungshoheit über den Dreißigjährigen Krieg musste Burkhardt wie auch Schmidt trotzdem über weite Strecken, bis zum Erscheinen ihrer jeweiligen Bücher kurz vor dem Gedenktag im Mai, einem Dritten überlassen, nämlich dem Berliner Politologen Herfried Münkler, der mit seinem knapp tausendseitigen Buch »Der Dreißigjährige Krieg: Europäische Katastrophe, deutsches Trauma 1618–1648« die Aufmerksamkeit der Medien nahezu exklusiv auf sich ziehen konnte. Neben der Prominenz des Autors und dem seitens des Rowohlt-Verlages ausgesprochen klug gewählten Erscheinungstermin im Herbst 2017 verdankte sich dies vor allem der von Münkler bereits Anfang der 2000er-Jahre lancierten These, der Dreißigjährige Krieg könne sozusagen als Blaupause für das Verständnis der sogenannten »Neuen«, asymmetrisch geführten Kriege seit den 1990er-Jahren dienen, die allerdings angesichts der völlig unterschiedlichen historischen Gegebenheiten und Faktoren einer kritischen Überprüfung genauso wenig standhält wie seine rhetorisch ebenso geschickte wie sachlich abwegige Behauptung, die Historiker hätten seit C. V. Wedgwood in den 1930er-Jahren keine Gesamtdarstellung zum Dreißigjährigen Krieg mehr vorgelegt, sondern sich dem Krieg nurmehr »antiquarisch« genähert.

Dass dem nicht so ist, belegen eindrücklich die beiden hier näher zu besprechenden Werke, die zwar erst einige Monate nach Münklers geschichtspolitischem Großessay erschienen sind, aber auf langjährige Vorarbeiten einschließlich der erwähnten Monographien ihrer Verfasser zurückgehen. Johannes Burkhardt setzt gar in ähnlich expliziter Weise auf Aktualitätsbezug wie Münkler, wenn er fragt, »was aus dem Krieg der Kriege noch heute oder heute wieder von Nutzen sein könnte« (S. 13), und scheut auch vor aktuellen Anspielungen und Vergleichen – etwa der Haltung des Hamburger Rates im Dreißigjährigen Krieg mit der aktuellen Flüchtlingspolitik (S. 24) – ebenso wenig zurück wie vor dem Gebrauch modischer Neologismen (»Ekelfood«). Im Gegensatz zu Münkler geht es Burkhardt aber nicht um den Krieg als solchen, sondern gleichsam im Umkehrschluss von Münklers Diktum vom »Krieg, der nicht enden will« um eine »Neuvermessung des Friedensproblems«, genauer gesagt darum, »mögliche Friedensalternativen zu erkunden« (S. 11). Dabei geht es Burkhardt allerdings weniger um die u. a. in der Rede des damaligen Außenministers und heutigen Bundespräsidenten Frank-Walter Steinmeier auf dem Historikertag in Münster 2016 zum Ausdruck kommende Frage nach der möglichen Vorbildfunktion des Westfälischen Friedens für die Beilegung heutiger Konflikte als um die auch bei Gotthard wiederholt gestellte Frage, warum der Krieg immer weiter ging und nicht an bestimmten Punkten, die dazu die Möglichkeit geboten hätten, beendet wurde. Er zieht dazu argumentativ die Verheerungen und Gewaltexzesse gegen die Bevölkerung, für die der Dreißigjährige Krieg bis heute berüchtigt ist und die für das anhaltende Interesse der Öffentlichkeit wie auch der Forschung an diesem wesentlich mitverantwortlich sind, heran, um seine »große Anfrage« (S. 50) an die historischen Akteure zu formulieren: »Hat denn hier keiner eingreifen können?« (S. 36)

Während er den Gräueltaten der Soldaten an der zivilen Bevölkerung, aber auch deren eigenen prekären Lebensumständen in einem ersten Kapitel breiten Raum gibt, bleibt der nicht zu überschätzende Beitrag der frühneuzeitlichen Kriegführung und ihrer (v. a. logistischen) Defizite zum Fortdauern des Krieges merkwürdig unterbelichtet. Die materiellen Grundlagen der Kriegführung werden überhaupt nur am Rande gestreift und – wie übrigens auch bei Georg Schmidt – exklusiv im Zusammenhang mit dem Phänomen Wallenstein geschildert, dem ein eigenes Kap. (3) gewidmet ist. Ähnlich wie bei Gotthard zeigt sich hier die Problematik einer im Kern eben doch auf das Reich zentrierten Betrachtung des Dreißigjährigen Krieges: Über militärgeschichtliche Langzeitentwick-

lungen wie die Verstetigung der Heere ohne vergleichende Blicke auf die führenden europäischen Militärmächte der Zeit – allen voran Spanien und die Niederlande, seit 1635 dann zunehmend auch Frankreich – zu rasonieren, führt unweigerlich zum Nachbeten längst überkommener Meisternarrative mitsamt der diesen inhärenten systematischen Überschätzung von Einzelpersonen wie »dem oberkommandierenden Firmenchef Wallenstein« (S. 117). Und noch eines wird hier deutlich: Am Ende geht es Burkhardt bei der Darstellung der verschiedenen Friedensinitiativen und möglichen Schlusspunkte des Krieges – von der zeitgenössisch als »Interposition« bezeichneten sächsischen Vermittlungsinitiative im Konflikt zwischen den böhmischen Ständen und dem Kaiser über die Friedensschlüsse von Lübeck (1629) und Prag (1635) bis zur von Burkhardt als »Go-In« apostrophierten Beteiligung der Reichskreise und -stände an den Westfälischen Friedensverhandlungen – weniger um Friedensforschung als um die argumentative Verifizierung seiner eigenen These vom Staatsbildungskrieg, der »mit der Richtungsentscheidung im Westfälischen Frieden zur souveränen Einzelstaatlichkeit« (S. 257) zum Ende gekommen sei. »Der Krieg der Kriege« ist somit – wie schon der Suhrkamp-Band von 1992 – eigentlich keine Gesamtdarstellung des Dreißigjährigen Krieges, sondern eine wiederum sehr pointierte Auseinandersetzung mit dessen Deutung.

Pointiert in mancher Wertung wie auch der historischen Situierung des Dreißigjährigen Krieges insgesamt ist schließlich auch das dritte der hier zu besprechenden Werke von Georg Schmidt, das sich seinem Thema jedoch mit einem viel weiter ausholenden Bogen und deutlich größerer synthetischer Kraft – nicht zuletzt im Blick auf die gründlich zur Kenntnis genommene und in einem entsprechend umfangreichen Verzeichnis nachgewiesene neuere Forschung – als die beiden anderen Darstellungen zuwendet. Grundsätzlich an der Chronologie der Ereignisse orientiert, die Schmidt unter der Gesamtüberschrift »30 Jahre« in neun Kapitel unterteilt (wobei das letzte Kriegsjahrzehnt auch hier wiederum vergleichsweise kurz abgehandelt wird), wird hier auf rund 800 Seiten souverän ein breites Panorama des Krieges, seiner Ereignisse und Schlachten, seiner politischen und militärischen Akteure sowie der dazugehörigen Voraussetzungen und Folgen entfaltet, das sowohl im Blick auf die Beherrschung und Durchdringung seines Gegenstands und der Quellen als auch auf die Reflexion der neueren Forschungsdiskussionen nur in Wilsons noch monumentalerer Abhandlung eine Entsprechung findet, die zugleich andere Akzente setzt. Der Vorgeschichte des Krieges, die er aus verschiedenen Blickwinkeln erkundet, sowie dessen Beendigung widmet Schmidt jeweils drei Kapitel, denen noch ein Prolog und ein Epilog voran- bzw. nachgestellt sind, in denen sich der Autor mit der Rezeptions- und Deutungsgeschichte des Krieges und seiner Instrumentalisierung im Dienste der preußisch-deutschen Nationalstaatsgründung auseinandersetzt und dieser die Sichtweise der Zeitgenossen entgegensetzt, die am Anfang des Krieges natürlich noch nichts von seiner Dauer wissen konnten, um dann allerdings seinerseits eine große Erzählung ex post anzukündigen.

Die Vorgeschichte des Konfliktes wird unter der Gesamtüberschrift »Spuren« jedoch zunächst noch durchaus multifaktoriell und vor allem als nicht zwangsläufig in den Krieg mündend präsentiert, wobei politische Faktoren wie die Reichsverfassung oder der habsburgische Bruderzwist ebenso Berücksichtigung finden wie die zunehmenden konfessionellen »Verhärtungen« im spanisch-niederländischen Konflikt und den französischen Religionskriegen, die Hexenverfolgungen und die »Kleine Eiszeit«. Dies entspricht durchaus dem von Schmidt selbst zuvor skizzierten Programm. Demnach werden die »traditionellen Charakterisierungen des Dreißigjährigen Krieges als deutscher oder europäischer Glaubens-, Freiheits-, Wirtschafts- und Mächtekrieg (...) nicht zurückgewiesen. Das Tableau wird jedoch um vier Beobachtungen erweitert: erstens die zeitgenössische Frage nach Gottes Wille und Strafericht, zweitens die unbändige Angst, drittens den Kampf um die Freiheit und viertens den Zufall und das Rad der Fortuna.« (S. 22f.) Denn

die »Akteure beklagten häufig den Mangel an Wissen und Informationen und mussten deswegen auf gut Glück entscheiden.« (ebd.) Diese abwägende, den zeitgenössischen Akteuren nicht unter Berufung auf heutige Werthaltungen vorschnell ihre eigene Handlungsrationalität absprechende Herangehensweise findet sich auch in späteren Passagen, etwa dem über die »Kriegsgräuel« (S. 400ff.) während des Vordringens nach Bayern. Schmidt relativiert diese nicht, nimmt aber auch nicht die bequeme Warte des sittlich-moralisch überlegenen heutigen Beobachters ein, wie es Burkhardt in den entsprechenden Passagen seines Buches tut. Vielmehr schaut er genauer nach den situativen Kontexten, betont die Rolle von Amtsmännern (S. 401) und sog. Ordinanz, also Verpflegungs- und anderen Ordnungen, die die Abgabeverpflichtungen der Landbevölkerung gegenüber den einquartierten Truppen regelten (S. 405), und gibt auch der durchaus nennenswerten, sonst aber meist unerwähnt bleibenden bäuerlichen Gegenwehr Raum (S. 402ff.), um zu dem im Gesamtbild sicher zutreffenden Schluss zu kommen: »Das Bild von den Soldaten, die raubend, plündernd und brennend durch die Lande zogen, ist in dieser Pauschalität falsch.« (S. 402)

Diese abwägende Betrachtungsweise endet da, wo es um die Einordnung des Konfliktes in den Geschichtsverlauf geht, der zumindest hinsichtlich des Dreißigjährigen Krieges und seiner Folgen bei Schmidt eine klare Richtung kennt. Wie Burkhardt lehnt auch Schmidt eine Deutung des Krieges als Religionskrieg insgesamt wie auch nur für die frühe Phase ab (»Es gehört zu den Paradoxien des Dreißigjährigen Krieges, dass er von Anfang an kein Glaubenskrieg war, aber als solcher inszeniert wurde, um Unterstützung zu finden«) und sieht ihn als Verfassungs- bzw. Freiheitskonflikt – trotz und gerade wegen der religiösen Aufladung des Krieges z. B. in den Predigten vieler protestantischer Pfarrer, auf die er ausführlich eingeht. Denn da sich – verkürzt gesagt – das dort angedrohte Strafgericht letztlich nicht eingestellt habe, sei der Krieg zum Katalysator für Säkularisierung und Aufklärung geworden und »Gott verlor nach dem Dreißigjährigen Krieg seine irdische Allzuständigkeit« (S. 645). Wie Burkhardt entscheidet sich damit auch Schmidt trotz seiner umso viel ausführlicheren, im Detail über weite Strecken ausgesprochen ausgewogenen Darstellung am Ende im Kern für eine »harte« Meistererzählung, deren Wert er denn auch zu Beginn des Buches vorsorglich gegen ihre Kritiker verteidigt (S. 20). Dieser geschichtsphilosophischen Zuspitzung entspricht schließlich auch hier eine im Voranschreiten der Erzählung immer stärkere Verengung des Geschehens auf das Römisch-Deutsche Reich, und es ist, ganz wie bei Gotthard und auch Burkhardt, dann letztlich doch von einem »Deutschen Krieg« die Rede.

Alle drei besprochenen Werke zeigen somit mindestens zwei ebenso traditionelle wie grundlegende Probleme der deutschsprachigen Geschichtsschreibung über den Dreißigjährigen Krieg auf, die auch im Umfeld des Gedenkjahres 2018 wieder virulent geworden sind. Problem eins: Deutsche Historiker (und möglicherweise auch Historikerinnen) sind in ihrer Wahrnehmung viel zu reichszentriert und nehmen fremdsprachige Literatur nach wie vor eher nur am Rande zur Kenntnis. Problem zwei ist, damit zusammenhängend, die Liebe zu den großen Narrativen: Noch immer muss der Krieg *entweder* vorrangig ein Konfessionskrieg *oder* aber ein (deutscher) Verfassungskonflikt (oder gar ein Staatsbildungskrieg) sein, zudem die größte Katastrophe der deutschen Geschichte vor dem Zweiten Weltkrieg oder gleich das deutsche Trauma schlechthin. Tatsächlich aber entzieht sich der Dreißigjährige Krieg allein schon von seinen zeitlichen und räumlichen Dimensionen her ebenso wie angesichts der Vielzahl der an ihm beteiligten Mächte und Akteure, die die damaligen materiellen und natürlichen Ressourcen auf die Dauer überstieg, sowie des kaum zu überschätzenden Einflusses für die Zeitgenossen unkalkulierbarer Faktoren wie Seuchen, Hungersnöten, Missernten usw. auf den Kriegsverlauf einer solchen eindimensionalen Deutung.

Markus Meumann

FRANK SOBIECH: Jesuit Prison Ministry in the Witch Trials of the Holy Roman Empire: Friedrich Spee SJ and his *Cautio Criminalis* (1631) (Bibliotheca Instituti Historici Societatis Iesu vol. 80). Rom: Institutum Historicum Societatis Iesu 2019. 539 S. ISBN 978-88-7041-380-9. Geb. € 60,00.

Diese Habilitationsschrift an der Würzburger Katholisch-Theologischen Fakultät 2017 erscheint wegen der internationalen Verbreitung in englischer Übersetzung. Sie kann als wichtigster Beitrag zur Spee-Forschung nach dem Abschluss der vierbändigen Historisch-kritischen Ausgabe sämtlicher Schriften von Friedrich Spee (1591–1635) durch Theo G. M. van Oorschot im Jahr 2005 gewürdigt werden. Sobiech konnte unterstützt von Stipendien und Gastfreundschaft in einem Zeitraum von mehr als einem Dreivierteljahr erstmals umfassend die römischen Quellen zu Spee studieren. Auch die benutzten deutschen Archive und Bibliotheken ergeben eine lange Liste. Den Fleiß und das Finderglück des Autors konnte der Rezensent sehen bei den Ergänzungen zu seiner Liste der erhaltenen Exemplare der *Cautio Criminalis* 1631 und 1632 (in der historisch-kritischen Ausgabe 2005, Sobiech S. 15f.) und in dem Briefwechsel, der wegen des Verbleibs eines Exemplars in Privatbesitz geführt wurde.

Von besonderer Bedeutung ist Teil II über den Lebenslauf von Friedrich Spee und seine Schwierigkeiten im Jesuitenorden (S. 25–164), die bei der Publikation der *Cautio Criminalis* und ihren Konsequenzen (1629 bis zu Spees Tod in Trier 1635) kumulieren. Zu den verschiedenen Stationen seiner Ausbildung und Lehre (Trier, Speyer, Worms, Mainz, Paderborn, Köln) sind erstmals die örtlichen Verhältnisse und die Jesuiten und Persönlichkeiten, die Spee begegnet sind, mit Daten und Quellen genannt. Zum Druck der Erstausgabe der *Cautio Criminalis* beim Universitätsdrucker Lucius in Rinteln wird die »Lücke der Zensur« (*Gap in Censorship*) im Dreißigjährigen Krieg erörtert. Die zweite Ausgabe 1632, gedruckt von Cornelius ab Egmond in Köln, wurde nach Sobiech neben Spee von Egmonds Gast, dem Juristen Helfrich Ulrich Hunnius (1583–1636) – ehemals Professor in Marburg, zum Katholizismus konvertiert, Vizekanzler des Trierer Kurfürsten – befördert, nicht aber vom Jesuitenprovinzial Nickel. Wenn die beiden Ausgaben mit der Angabe *Incerto theologo Romano* oder *orthodoxo* als *pseudonymous* bezeichnet werden (S. 339–352 u. ö.), kann angemerkt werden, dass es sich nicht um einen falschen Namen, sondern eine korrekte Angabe zur Verschleierung handelt.

Der III. Teil behandelt – dem Haupttitel des Buches entsprechend – als zweites Hauptthema die Gefängnisseelsorge der Rheinischen Jesuiten bei Hexenprozessen als Voraussetzung und Kontrast zu Spees Kritik in der *Cautio Criminalis* (S. 165–334, davon S. 311–334 Spee). Die Seelsorge bei Fragen der Hexerei und Zauberei beginnt nicht mit Besuchen der Jesuiten in Gefängnissen und auf Hinrichtungsstätten, sondern viel früher mit Katechismusunterricht, Predigten, Seelsorgegesprächen, Exerzitien, Segnungen und Exorzismus. Behandelt wird die Rheinische Provinz der Jesuiten, die große Teile Deutschlands umfasste und 1626 in die Niederrheinische und Oberrheinische Provinz geteilt wurde. Abgesehen von Andreas Kirchberger SJ, der 1576 in Rottenburg geboren wurde, sind aus dem Gebiet der späteren württembergischen Diözese Rottenburg die Hexenprozesse in der Fürstpropstei Ellwangen angeführt. Quellen befinden sich vor allem im Archivum Romanum SI in Rom (Germ., Rh. Inf. und Rh. Sup.) und in deutschen Archiven, beispielsweise dem Hauptstaatsarchiv Koblenz (Best. 211 mit den Hexenprozessen von der Reichsabtei St. Maximin bei Trier). Ein Kapitel über die Gutachtertätigkeit von Jesuiten (*The Expert Opinions*, S. 275–292) wurde mit einer Quellenedition (lat., engl.) im Anhang ergänzt und in einer modifizierten deutschen Fassung im Spee-Jb. (2018/19, S. 139–185) veröffentlicht: »Der Mertesdorfer Bauer und ›Zauberer‹ Thomas Feilen vor Gericht. Die St. Maximiner Gutachten (1629) der Trierer Jesuitenprofessoren...«. Die herausragende Bedeutung von Spees Argumentation ist bekannt, wird aber durch den Vergleich mit seinen Mitbrüdern, die dem »Zeitgeist« folgten, untermauert.

Teil IV des Buches behandelt die Rezeption der *Cautio Criminalis* und das offizielle Gedenken an Spee im Jesuitenorden vom 17. bis 20. Jahrhundert, das zu keiner Unterstützung der Seligsprechung führte. Die Schlussbetrachtung ist deswegen unter Anknüpfung an Stellungnahmen der Jesuiten Karl Rahner 1983 und Paolo Molinari 1985 den Grenzen des Gehorsamsgelübdes gewidmet. Dass neben anderen Institutionen 14 Erzdiözesen und Diözesen in Deutschland, Österreich und der Schweiz (auch solche, in denen Spee nicht selber gewirkt hat) sich an den Druckkosten beteiligt haben, sei als Hinweis auf die heutige Spee-Rezeption notiert.

Gunther Franz

MONA GARLOFF, CHRISTIAN VOLKMAR WITT (HRSG.): *Confessio im Konflikt. Religiöse Selbst- und Fremdwahrnehmung in der Frühen Neuzeit. Ein Studienbuch* (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Beiheft 129). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2019. 305 S. ISBN 978-3-525-57142-2. Geb. € 85,00.

Die vorliegende Publikation vereint eine ausführliche thematische Einleitung (Christian V. Witt) und neun der zwölf Einzelbeiträge unter sehr genau definierten gemeinsamen Fragestellungen: Wie nehmen sich christliche Konfessionen und ihre Kirchen zwischen der Mitte des 16. und dem Anfang des 18. Jahrhunderts selbst und gegenseitig wahr, welche Notstands-, Kampf- und Rückeroberungsstrategien entwickeln sie aus dieser Verdammung der jeweils anderen Seite inklusive des Islams, und wie wirkt diese Konfliktsituation verstärkend auf die Vertiefung und Einschärfung des eigenen Bekenntnisses ein? Darüber hinaus ist ein Kapitel dem Versuch gewidmet, die Philosophie Descartes am Ende des 17. Jahrhunderts mit calvinistischer Rechtgläubigkeit zu versöhnen (Kai-Ole Eberhardt zu Balthasar Bekkers »Bezauberte Welt«), ein weiteres thematisiert das 1570 in Polen geschlossene Übereinkommen von Lutheranern, Reformierten und Böhmisches Brüdern (Maciej Ptaszynski zum Konsens von Sendomir), während der abschließende Text von Maren Bienert die Beurteilung des Pietismus durch den lutherischen Theologen Albrecht Ritschl in den 1880er-Jahren behandelt. Damit sind für verschiedene Zeiten und Räume (das Reich, Rom, die Niederlande, Polen) zentrale Fragestellungen zum »Konfessionellen Zeitalter« bündig und nachvollziehbar umrissen – und nicht nur das. Alle zwölf Artikel sind einheitlich gegliedert; im Mittelpunkt steht jeweils ein Ausschnitt aus einer für den jeweiligen Themenkreis relevanten Quelle, die in einer ausführlichen Hinführung historisch kontextualisiert und inhaltlich näher umrissen wird; nach der Edition folgt deren ausführliche Interpretation. Dabei ist auch das Thema der übrigen Einzelbeiträge breit gesteckt. So untersucht Christian V. Witt mit Bellarmins »Kontroversen« einen Klassiker dieser aus Abgrenzung, Verteufelung und Eigenapologie gemischten Textgattung, Malte van Spankeren die polemische Auseinandersetzung der Lutheraner Samuel Huber und Philipp Nicolai mit dem Islam (und in diesem Zusammenhang auch mit feindlichen christlichen Konfessionen), während Joachim Werz analoge Texte des Jesuiten Matthias Mairhofer nach den Kriterien Selbstverständnis und Fremdperzeption analysiert. Stärker auf »Sonderfälle« des Genres fokussiert ist Christopher Voigt-Goys Studie zur lutherischen Bewertung städtischer Gesellschaften mit mehr als einer Konfession, Nina-Maria Klugs Präsentation und Interpretation von Flugblättern zum »Reformations-Jubiläum« von 1617 und Marco Cavarzeres Ausführungen zu einer weitgehend unkommentierten Edition der päpstlichen Konklaveordnungen und diesen widersprechender Konklaveberichte des 17. Jahrhunderts durch den Lutheraner Hermann Conring von 1651; die Grundidee dieser »Kampfedition«, deren Widmungsbrief vorgelegt wird, besteht naturgemäß darin, den Gegner mit eigenen Worten sprechen und sich dadurch in seiner ganzen Verworfenheit offenbaren zu lassen. Die Wendung von den Texten zu den Kultgegenständen vollzieht Tobias C. Weissmann, der die römische Rosenkranzbru-

derschaft, ihre Prozession zum Gedenken an die Schlacht von Lepanto und speziell den dabei gezeigten Festapparat ins Blickfeld rückt. Gegen Ende des Konfessionellen Zeitalters situiert sind Andreea Badeas Beitrag zum Verbot der von Antwerpener Jesuiten herausgegebenen »*Acta sanctorum*« durch die römische Indexkongregation aus dem Jahr 1697 und Mona Garloffs Untersuchung zur Position protestantischer Buchhändler in den habsburgischen Ländern 1680 bis 1750.

Dem Anspruch, ein Studienbuch, das heißt: eine für Studierende geeignete Einführung und Vertiefung in die komplexe Materie zu bieten, wird das vorliegende Kompendium exemplarisch gerecht. Demgegenüber fallen kleinere Kritikpunkte kaum ins Gewicht: Manches an theoretischen Grundlagen hätte sich einfacher ausdrücken lassen, zudem ist eine gewisse Redundanz speziell in diesem Bereich zu verzeichnen. Und gerade weil die meisten untersuchten Quellen ein Tableau absoluter Intoleranz zeichnen, wäre die Aufnahme einer Gegenstimme, etwa von Sébastien Castellio, wünschenswert gewesen, denn auch sie gehört zum Zeitpanorama.

Volker Reinhardt

HANS-MARTIN KIRN: Geschichte des Christentums IV,1: Konfessionelles Zeitalter (Theologische Wissenschaft, Bd. 8.1). Stuttgart: W. Kohlhammer 2018. 358 S. ISBN: 978-3-17-031034-6. Kart. € 39,00.

HANS-MARTIN KIRN, ADOLF MARTIN RITTER: Geschichte des Christentums IV,2: Pietismus und Aufklärung (Theologische Wissenschaft, Bd. 8.2). Stuttgart: W. Kohlhammer 2019, 373 S., ISBN: 978-3-17-033678-0. Kart. € 39,00.

Das vom Verlag Kohlhammer herausgegebene Sammelwerk »Theologische Wissenschaft« richtet sich an einen breiten Leserkreis: An Studierende der Theologie, die sich auf das Examen vorbereiten, an Religionslehrer, die Informationen suchen sowie an einen weiteren Kreis von Personen, die sich für die Theologie und die Geschichte des Christentums interessieren. Die beiden Bände, die der in Groningen lehrende Kirchenhistoriker Hans-Martin Kirn vorgelegt hat, schließen in diesem Werk die Lücke zwischen dem Band »Geschichte des Christentums III. Spätmittelalter – Reformation – Konfessionalisierung«, den Gottfried Seebaß geschrieben hat, und dem Band »Geschichte des Christentums V. 19. und 20. Jahrhundert« aus der Feder von Klaus Fitschen und Adolf Martin Ritter. – Auf den ersten Blick ist Kirns Leistung beeindruckend. Er hat eine gewaltige Summe von historischen Daten gesammelt und geordnet. Äußerst gewissenhaft widmet er sich dem Lebenslauf und den theologischen Ansichten einzelner Personen sowie der Ausgestaltung christlichen Lebens in einzelnen Regionen. Orts-, Personen- und Sachregister erschließen den Inhalt. Wer bestimmte Information sucht, wird in den allermeisten Fällen fündig. Zu allen Abschnitten nennt er die einschlägige Literatur, auch wenn man sich gelegentlich fragt, warum er ein Buch aufgenommen hat und ein anderes nicht. Nach einführenden Bemerkungen zu Begriff und Bedeutung des »Konfessionellen Zeitalters« beschreibt Kirn in Band IV/1 nach Ausführungen zur Forschungsgeschichte zunächst das, was er die Konfessionslandschaften nennt und das, was er als die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen sowie als Konfessionskulturen und Konfessionsgesellschaften bezeichnet. Anschließend erläutert er in großen Kapiteln das Luthertum, das Reformiertentum, die Church of England, den Römischen Katholizismus sowie den Religiösen Nonkonformismus. Mit einem knappen Abschnitt über das Judentum schließt er diesen Band ab.

Kirn hat in diesem Band also eine Serie von großen Schubladen konstruiert, in die er das historische Material einordnet. In jeder der Schubladen herrscht die gleiche Ordnung: Kirche und Staat, kirchliches Leben und religiöse Praxis, Theologie als Wissenschaft; dazu kommen, je nach Fall, einige Besonderheiten. Damit legt Kirn solide Grundlagen

für konfessionelle Vergleiche. Problematisch ist dieses Vorgehen jedoch an zwei Punkten. Nicht einleuchten kann mir die Art und Weise, wie er unter dem Oberbegriff »Religiöser Nonkonformismus« höchst unterschiedliche Richtungen in eine Schublade steckt. Hätten die Täufer nicht zuletzt im Hinblick auf die weitere Geschichte der Baptisten weltweit eine eigene Schublade verdient? Gehören die »Arndtianer« nicht zu den Lutheranern in eine Schublade? Wäre es nicht angebracht gewesen, die »Chiliasen« zusammen mit den radikalen Pietisten in Band IV/2 zu schildern und die »Kabbalisten« im Abschnitt über das Judentum? Problematisch ist es zudem, dass er auf Jean de Labadie im Kapitel über die Reformierten eingeht, wo doch in der Forschung seit Jahrzehnten über die Beziehungen zwischen Labadie und Philipp Jakob Spener diskutiert wird. Kurzum: Manche der Einteilungen leuchten ein, andere nicht.

Im Abschnitt zur Forschungsgeschichte erwähnt Kirn, und das ist der zweite Punkt meiner Kritik, die neueren Forschungen zu den Frömmigkeitsgeschichtlichen Auswirkungen der sogenannten »Kleinen Eiszeit«. Er bemerkt, dass »in unserem Kontext von einer dauerhaften, nenngleich unterschiedlich intensiv wahrgenommenen und markierten ›Strukturkrise der (Volks-)Kirchlichkeit‹ bzw. des Traditionschristentums auszugehen« sei, »die Reforminitiativen und -bewegungen unterschiedlicher Art freisetze« (S. 17). Kirn hat jedoch weder die gewaltigen demographischen Folgen der »Kleinen Eiszeit« berücksichtigt noch deren nicht minder gewaltige soziale und religiöse Folgen. Denn wenn die Mortalitätsziffern aufgrund von Hungersnöten und Seuchen binnen weniger Jahre rasch anstiegen, dann war nichts mehr wie vorher, dann haderten die Menschen mit ihrem Gott und fragten, warum er sie so bitter strafe. Dazu zwei Beispiele. Im Abschnitt über die Hexenverfolgungen schreibt Kirn: »Ihren Höhepunkt erreichten diese im mittleren Europa vom letzten Viertel des 16. Jahrhunderts bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts, mit intensiven Phasen ungefähr zwischen 1590 und 1630« (S. 75). Das ist durchaus richtig, Was die Leser jedoch wissen sollten, ist die von Wolfgang Behringer, Christian Pfister und anderen herausgearbeitete Tatsache, dass genau in das letzte Viertel des 16. Jahrhunderts die ersten schweren Missernten und Ernteausfälle fielen, dass viele Zeitgenossen diese als nichts anderes als einen von Hexen verursachten Schadenzauber verstanden und dementsprechend begannen, Hexen als Sündenböcke zu jagen.

Zweites Beispiel: Ebenso wenig kann Kirn die gewaltige Nachfrage nach Erbauungsliteratur sowie die nicht minder beeindruckende Produktion von christlicher Literatur dieses Genres im 17. Jahrhundert erklären. Denn eben weil die Menschen über alle Konfessionsgrenzen hinweg fürchteten, sie könnten von einer Seuche hingerafft oder nach 1618 von marodierenden Soldaten ermordet werden, suchten sie nach Lektüre, die ihnen helfen sollte, als Christen so zu leben, dass sie am Tag des Jüngsten Gerichts vor Gottes Augen bestehen konnten. Weder die rasch ansteigende Zahl von Leichenpredigten, in denen Verstorbene als exemplarische Christen gewürdigt werden, wird bei Kirn herausgestellt, noch die Faszination, die endzeitliche Spekulationen ausübten. Ihm entgeht somit der über alle Konfessionsgrenzen hinweg boomende internationale Markt an Literatur für Christen, die um ihr Seelenheil besorgt waren.

Im Band IV/2, in dem Kirn die Geschichte des Christentums im 18. Jahrhundert behandelt, geht er ähnlich wie in Band IV/1 vor: Wieder konstruiert er nach knappen Bemerkungen zu Begriff, Bedeutung und Forschungsgeschichte eine Reihe von Schubladen, dieses Mal aber zwei Serien: zuerst zum Pietismus und dann zur Aufklärung. Zunächst zum Pietismus. Kirn ist damit vertraut, dass in der gegenwärtigen Forschung zwischen einem »engeren« und einem »weiteren« oder »erweiterten« Pietismusbegriff unterschieden wird. Obwohl er an einer Stelle anmerkt, dass die internationale Forschung »deutlich zu einem weiten Pietismusbegriff« tendiert (S. 16), konzentriert er sich in seinen Ausführungen auf den »Pietismus im engeren Sinne«. Dementsprechend sind seine Schubladen konstruiert: Philipp Jakob Spener, Hermann August Francke und der Hallische Pietismus,

Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf und die Herrnhuter Brüdergemeine, Württembergischer Pietismus, Reformierter Pietismus, der radikale Pietismus und die Separation. Das ist die wohl bekannte traditionelle Sicht des Pietismus. Besondere Probleme impliziert wiederum das, was er in die letzte Schublade über die radikalen Pietisten und die Separatisten gepackt hat. Denn hier verzichtet Kirn auf jedwede sinnvolle chronologische Sichtweise. Früheres, das in die Phase zwischen Spener und Francke gehört, steht neben späterem. Nicht verständlich ist, warum er diesen Abschnitt mit einigen Ausführungen über die »Radikalpietisten« in Nordamerika abschließt. Auch deren Aktivitäten gehören zusammen mit dem Frankfurter Pietismus um Johann Jakob Schütz – und hätten dort behandelt werden sollen.

Die weitere Pietismusdefinition hätte Kirn die Möglichkeit gegeben, bestimmte historische Aspekte sehr viel präziser zu zeichnen, als er es getan hat. Dazu wieder einige Beispiele. In seiner Darstellung sind der Puritanismus des 17. und der Methodismus des 18. Jahrhunderts nur Randphänomene. Kenner der englischen Kirchengeschichte wissen, dass dies mitnichten der Fall war. Der weitere Pietismusbegriff hätte Kirn außerdem die Möglichkeit gegeben, strukturelle und typologische Analogien zwischen den Frömmigkeitsbewegungen im Luthertum, in der niederländischen »*Nadere Reformatie*« und dem englischen Puritanismus zu ziehen sowie zwischen den verschiedenen protestantischen Erneuerungs- und Erweckungsbewegungen und dem Jansenismus und Quietismus innerhalb der Katholischen Kirche sowie dem Chassidismus innerhalb des zeitgenössischen Judentums. Damit sind wir an einem wichtigen Punkt: Will man Leser nicht nur das bieten, was hinlänglich erforscht und bekannt ist, sondern sie auf neue spannende Themen hinweisen, dann bietet der weitere Pietismusbegriff zahlreiche, bislang nur zum Teil ausgeschöpfte Möglichkeiten. Völlig unverständlich scheint mir schließlich, was Kirn unter dem »spätaufklärerischen Pietismus« im späten 18. Jahrhundert versteht. Das ist ein neuer Terminus. Was die »Spätaufklärung« war, hat er selbst in seinem Buch über Johann Ludwig Ewald erklärt. Die dezidierten Pietisten des späten 18. Jahrhunderts, die Schweizer Frommen, die sich seit 1770 in der Christentumsgesellschaft sammelten oder die württembergischen Bauern und Handwerker, die sich um Johann Michael Hahn oder Johann Georg Rapp scharten, die zum Teil um die Jahrhundertwende nach Nordamerika emigrierten oder wenig später in Korntal eine eigene fromme Heimstatt schufen, sie alle verstanden sich als Gegner der Aufklärung.

Zu würdigen gilt es jedoch, dass Kirn die Kapitel über die Aufklärung im zweiten Teil des Bandes IV/2 anders konzipiert hat. Hier geht es um Trägerschichten, Kommunikationsmedien und Organisationsformen, um Bewegungen in den verschiedenen Ländern Europas, um signifikante Positionen, um die Aufklärung als europäische Bildungs- und Reformbewegung im Protestantismus sowie auch im Katholizismus und im Judentum. Hier richtet Kirn den Blick über den deutschen Tellerrand hinaus und analysiert in gebotener Kürze die Politisierung der Aufklärung im Amerika und Frankreich der Revolutionszeit. Dass den Aufklärern auch Grenzen gezogen wurden, hätte ich aber gerne gelesen, etwa wenn absolutistische Herrscher nicht auf ihre Prerogative verzichteten. Ebenso hätte ich gerne mehr über das Glaubensleben jener Personen erfahren, die weder vom Pietismus viel hielten noch von der Aufklärung. Selbst im »pietistischen« Württemberg besuchten im 18. Jahrhundert in Städten und Dörfern deutlich weniger als 10 % der Bewohner pietistische Konventikel. Genauso waren im damaligen Württemberg die Kreise der Aufklärer auf wenige Zirkel um den Hof und die Universität limitiert. Kirn hätte stärker betonen sollen, dass das Gedankengut der Aufklärung eigentlich erst im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts von breiteren Teilen der bürgerlichen Schichten rezipiert wurde.

Damit kommen wir zur Frage der angemessenen Proportionen in einem Sammelwerk wie den beiden Bänden von Kirn. Kirn bemerkt im Vorwort zu Band IV/1, »der Schwerpunkt« seiner Ausführungen liege »auf dem Alten Reich, doch in europäischer

Weite« (S. 9). Dieses Konzept ist durchaus problematisch. Auf der einen Seite kann man argumentieren, Kirns Konzept entspreche genau den Erwartungen der voraussichtlichen Leser. Auf der anderen Seite kann man jedoch fragen, ob deutsche Theologiestudenten, Religionslehrer und historisch Interessierte in der heutigen globalisierten Welt, in der Christen aus der Ersten Welt immer wieder um Spenden für ihre Glaubensgeschwister in der Dritten Welt gebeten werden, nach wie vor vor allem über die »Geschichte des Christentums« in Mitteleuropa informiert werden sollten. Warum nicht in gleicher oder doch annähernd gleicher Weise über die Christen in Südamerika, in Afrika, Asien, oder über die Christen, die im europäischen Südosten unter osmanischer Herrschaft lebten? Die außerordentlich informativen Abschnitte von Adolf Martin Ritter über »Orthodoxe Kirchen im 17. und 18. Jahrhundert« sind zwar eine wichtige Ergänzung zu Kirns Ausführungen in Band IV/2, beheben aber nicht deren Defizite. Der erste Band der von Jens Holger Schjørring und Norm A. Hjelm herausgegebenen »Geschichte des globalen Christentums. Teil 1: Frühe Neuzeit«, ebenfalls bei Kohlhammer erschienen, entwirft ein völlig anderes, sehr viel besser ausbalanciertes Gesamtbild.

Ebenso bedenklich scheint mir, dass in Kirns Darstellung die »Geschichte des Christentums« in der Frühen Neuzeit vor allem als eine Geschichte des Protestantismus erscheint. Gewiss: An verschiedenen Stellen erörtert er auch die Geschichte des frühneuzeitlichen Katholizismus. Rechnet man die Seitenzahlen zusammen, in denen er in seinen beiden Bänden Fragen zur Geschichte des Protestantismus und Fragen zur Geschichte des Katholizismus behandelt, ergibt sich aber ein krasses Missverhältnis. Dabei wissen wir, dass im damaligen Europa deutlich mehr Katholiken lebten als Protestanten. Auch an dieser Stelle kann man fragen, ob Kirn die Akzente richtig gesetzt hat. Müssen protestantische Leser vor allem über ihre eigene Geschichte informiert werden? Hätte es sich nicht gelohnt, sie auch gründlich über die Lebenswirklichkeit katholischer Gemeinden im frühneuzeitlichen Europa zu unterrichten oder über die Leistungen der Jesuiten im Bildungsbereich? Es lohnt sich über diese Fragen nachzudenken.

Wie eingangs betont, besitzen die beiden Werke Kirns bemerkenswerte Meriten. Jedes neue Sammelwerk, das einen weiten Leserkreis erreichen soll, bietet aber besondere Chancen. Mein Eindruck ist, dass diese Chancen in den beiden vorliegenden Bänden nur zum Teil ergriffen wurden.

Hartmut Lehmann

ULRICH L. LEHNER: Die Katholische Aufklärung. Weltgeschichte einer Reformbewegung. Paderborn: Ferdinand Schöningh 2017. 271 S. ISBN 978-3-506-78695-1. Kart. € 39,90.

Ulrich L. Lehner, ein Niederbayer aus Straubing, hat sich seit seiner 2007 publizierten Regensburger theologischen Dissertation »Kants Vorsehungskonzept auf dem Hintergrund der deutschen Schulphilosophie und -theologie« und seit seinem Weggang in die Vereinigten Staaten einen Namen als vielzitiertes Autor zur Katholischen Aufklärung des 18. Jahrhunderts gemacht. Stationen auf diesem Weg waren sein Buch »*Enlightened Monks. The German Benedictines 1740–1803*« von 2011, der gemeinsam mit dem Bibliothekar der Yale University Library Michael PRINTY herausgegebene handbuchartige Aufsatzband »*Brill's Companion to the Catholic Enlightenment*« von 2010 – der Rezensent war daran mit dem Beitrag »*The Catholic Enlightenment in Austria or the Habsburg Lands*« beteiligt und erinnert sich gern der guten Zusammenarbeit –, der gemeinsam mit Jeffrey BURSON herausgegebene Band »*Enlightenment and Catholicism in Europe*« von 2014, das Buch »*On the Road to Vatican II. German Catholic Enlightenment and Reform of the Church*« von 2016 und die Monographie »*The Catholic Enlightenment. The Forgotten History of a Global Movement*« von 2016. Deren hier zu besprechende deutsche

Fassung unter dem Titel »Die katholische Aufklärung. Weltgeschichte einer Reformbewegung« liegt seit 2017 vor – Lehner ist sein eigener Übersetzer, und es bleibt unersichtlich, was zuerst existierte: die englische oder die deutsche Fassung. Seit 2006 lehrte er Historische Theologie bzw. Kirchengeschichte an der privaten katholischen Marquette University in Milwaukee, Wisconsin; seit 2019 hat er einen theologischen Lehrstuhl an der privaten katholischen University of Notre Dame in St. Joseph County in Indiana inne. Er ist auch Verfasser des seit 2019 auch auf Deutsch unter dem Titel »Gott ist unbequem« vorliegenden Buches »*God is not nice*« von 2017.

Lehner, ein unter katholischen oder an Catholica interessierten Historikern der USA bestens vernetzter Hochschullehrer und Autor, ist ein hervorragender Kenner der Thematika, über die er schreibt, der zudem über exzellente Quellenkenntnis verfügt, was in diesem Fall die Kenntnis der gedruckten Schriften einschlägiger Autoren des 18. Jahrhunderts meint, von denen er einige selbst neu herausgegeben hat, so Johann Nikolaus von HONTHEIMS »Febronius« (nicht die Ausgabe von 1763, sondern die von 1777 – bei Volker PITZER, Justinus Febronius, Göttingen 1976, 192: FA) 2008 oder Beda MAYRS »Vertheidigung der katholischen Religion« (1789) 2009. So wird man das Buch als eine Art Summe seiner Forschungen des bei Erscheinen der englischen Fassung erst 40 Jahre alten Verfassers halten können. Der mit Lehner durch gemeinsame Arbeiten verbundene amerikanische Frühneuzeithistoriker Jeffrey Burson nennt das Buch in einem »*Forum Essay*« der amerikanischen »*Catholic History Review*« (CHR) eine »*important and very readable synthesis*« (CHR 105, 2019, S. 740), was es zweifellos ist.

Dennoch bleiben Einschränkungen, Fragen und Zweifel. Was bei Lehner vor allem besticht, ist die Weite des Blicks. Er geht weit über das katholische Europa hinaus und bezieht Nord, Mittel- und Südamerika, China und Indien ein – eine Perspektivenexpansion, die sicher mit seinem Wechsel in das, was man früher die »Neue Welt« nannte, zusammenhängt und so wahrscheinlich kaum denkbar wäre, wenn er in seiner bayerischen Heimat geblieben und als Professor einer bayerischen Provinzuniversität täglich den Zeugnissen der katholischen Aufklärung in der oberdeutschen Germania Sacra begegnete. Diesem zweifellos großen Gewinn steht jedoch ein Verlust gegenüber, besonders der Verlust der Eindeutigkeit des Begriffs »Katholische Aufklärung«, der nach einer einmaligen Verwendung bei Sebastian Merkle in dessen 1909 im Druck erschienenen Rede »Die katholische Beurteilung des Aufklärungszeitalters« beim Internationalen Historikerkongress in Berlin 1908 (dazu H. KLUETING, »*Catholic Enlightenment – Self-Secularization, Strategy of Defense, or ›Aggiornamento‹. Some Reflections One Hundred Years After Sebastian Merkle. New York Lecture in Remembrance of a Change in Understanding*«, in: Zeitschrift für Kirchengeschichte 121, 2010, S. 1–10), seit Bernard PLONGERONS Aufsatz »*Recherches sur l'Éclaircissement catholique en Europe occidentale (1770–1830)*« (in: *Revue d'histoire moderne et contemporaine* 16, 1969, S. 555–605) Verbreitung und die Dignität eines Forschungsbegriffs gefunden hat. Hatte man zwischen »Katholischer Aufklärung« und »Aufklärung im katholischen Deutschland« (»Katholische Aufklärung – Aufklärung im katholischen Deutschland«, hrsg. v. H. KLUETING, Hamburg 1993) zu unterscheiden gelernt (dazu: H. KLUETING, »*L'Éclaircissement catholique contre les lumières. Aporemata der Forschung zur katholischen Aufklärung von 1969 bis 2017*«, in: »Katholische Aufklärung in Europa und Nordamerika«, hrsg. von J. OVERHOFF u. A. OBERDORF, Göttingen 2019, S. 23–51, bes. S. 45f.) – bei Lehner müsste es »Katholische Aufklärung – Aufklärung in der katholischen Welt« heißen – und »Katholische Aufklärung« nur und ausschließlich als Aufnahme von Elementen der Aufklärung zur Verteidigung des katholischen Glaubens gegen die Kirchen- und Religionskritik der radikalen Aufklärung und somit als Verteidigung des Katholischen gegen die Aufklärung mit Mitteln der Aufklärung und die von der Katholischen Aufklärung getragenen, angestrebten oder diskutierten Reformen in ihrer defensiven Zielrichtung verstanden, so findet sich wenig davon in Lehnens Darstellung.

Zwar zitiert ihn Jeffrey Burson in dem erwähnten »*Forum Essay*« aus der Einleitung der englischen Fassung des Buches mit den Worten, dass die katholischen Aufklärer hofften, »to use the newest achievements of philosophy and science to defend the essential dogmas of Catholic Christianity by explaining them in a new language« (CHR 105, 2019, S. 740) und »to reconcile Catholicism with modern culture« (ebd.) – in der deutschen Fassung lautet dasselbe: »Ihr Ziel war es zum Ersten, die neuesten Errungenschaften von Philosophie und Naturwissenschaften in sich aufzunehmen, um die wesentlichen Glaubensinhalte des katholischen Christentums in neuer, der Zeit angemessener Sprache vortragen und verteidigen zu können. Zum Zweiten versuchten sie, damit zu einer Aussöhnung von Katholizismus und moderner Kultur beizutragen« (S. 15) –, doch steht dieses Defensionsmoment bei Lehner keineswegs im Mittelpunkt. Es ist kein Zweifel, dass die Kirchen- (Rom-, Papst-, Liturgie-, Frömmigkeits-, Klosterwesens-, Bildungswesens- usw.) kritik der Katholischen Aufklärung zumeist nur in Gestalt praktischer Reformen oder Reformvorschlägen hervortrat und dass Katholische Aufklärung insofern, sieht man ab von der von den katholischen Aufklärern in »*the Age of Reason*« theologisch zu bewältigenden »Frage nach der Vernunft des Glaubens« (Joseph RATZINGER), eine Reformbewegung oder Reformkatholizismus unter dem Einfluss der Aufklärung war, die man in die *longue durée*-Bewegung der Katholischen Reform mit einer vortridentinischen und einer nachtridentinischen Katholischen Reform einsortieren und diesen anschließen kann. Aber Lehner ordnet die katholische Aufklärung, (fehl-)geleitet von der unhistorischen Fragestellung, wie »die Geschichte der katholischen Aufklärung ... für uns anregende Lehrstunde und kundiger Berater sein [kann], wie Katholisch-Sein im 21. Jahrhundert im Dialog mit der Moderne gelingen kann« (S. 238), so weitgehend dem Reformparadigma eines von ihm so allerdings nicht genannten »*ecclesia semper reformanda*« – dem »kontinuierlichen Kampf, die Kirche Salz der Erde und Licht der Welt sein zu lassen« (S. 9) – und den »vielfältigen progressiven Reformen innerhalb der katholischen Kirche« (S. 11) unter und ein, dass das eigentliche Proprium der Katholischen Aufklärung dabei in den Hintergrund tritt, obwohl er, beispielsweise, sagt, dass katholische Aufklärer die Vorsehungstheorie des Nicolas Malebranche übernahmen, »um den Glauben zu verteidigen« (S. 24). Er widerspricht ausdrücklich einer Differenzierung zwischen Katholischer Aufklärung und Reformkatholizismus, weil diese »eine Wertung voraussetze« (S. 16): »Man würde weitgehende Reformen als ›Aufklärung‹ und mehr traditionelle als ›Reform‹ bezeichnen« (S. 16). Wie das? Zumal er an anderer Stelle von der »weltweiten Breite und Tiefe der katholischen Aufklärung als Zweig der religiösen Aufklärungsbewegung« (S. 139) spricht?

So gerät eine Fülle ›irgendwie progressiv‹ aussehender Themata in die Darstellung hinein, zu denen Lehner viele gute Beobachtungen beisteuert, bei denen man sich aber doch fragt, was sie mit Katholischer Aufklärung zu tun haben: »Proto-Feminismus in den neuen Frauenorden« (S. 112) – Louise de Marillac, Mary Ward –, der Beitrag der Jesuiten »zu einem besseren Verständnis der einheimischen Kulturen« (S. 121) Südamerikas, die Verteidigung der »aztekischen Gesetze gegen die Sichtweise der europäischen Kolonisten« (S. 124) durch den 1731 in Mexiko geborenen Jesuiten Francisco Javier Clavigero – man fragt sich: Wäre dann ein Bartolomé de Las Casas (1484–1566) nicht am Ende auch unter die katholischen Aufklärer zu rechnen? –, die Akkomodationspraxis von Jesuitenmissionaren in China wie Matteo Ricci (1552–1610) – »Besonders die Jesuitenmissionare in China engagierten sich für einen fruchtbaren kulturellen Dialog und interreligiösen Austausch« (S. 130) – und die Inkulturationsmethode des Figurismus um den jesuitischen Chinamissionar Joachim Bouvet (1656–1730), worin Lehner »eines der bemerkenswertesten theologischen Experimente der Neuzeit« (S. 133) sieht, auf dessen Boden sich »später ein ehrlicher Dialog mit anderen Religionen und ihren Wahrheitsansprüchen [habe] entwickeln« (S. 134) können, wobei er bezüglich der 1742 von Papst Benedikt XIV. verbotenen Chinesischen Riten anmerkt, dass »nicht alles, was Katholiken im

18. Jahrhundert unternahmen, von der Aufklärung beeinflusst war« (S. 139). Man atmet geradezu auf, wenn man als Leser das Kapitel »Muratori und die liturgische Erneuerung« (S. 146–150) erreicht, sagt Lehner über Ludovico Antonio Muratori doch zu Recht: »Den Geist der katholischen Aufklärung verkörpert wahrscheinlich niemand besser als Ludovico Muratori« (S. 146). Aber dann kommen wieder Kapitel, bei denen man Zweifel hat, warum sie in diesem Buch enthalten sind, so über den Bettler-Heiligen in Rom, Benedict Labre (1748–1783), der für Lehner selbst »den denkbar schärfsten Kontrast zur Aufklärung« bildete und »Formen barocker Frömmigkeit, die auch vor Selbstgeißelung nicht zurückschreckte[n]« (S. 188) verkörperte, oder über die Karmelitinnen von Compiègne, die 1793 als Opfer der Französischen Revolution in Paris hingerichtet wurden – Leser Gertrud von Le Forts kennen sie aus deren Novelle »Die Letzte am Schafott« von 1931 –, und von denen Lehner sagt: »Die Nonnen von Compiègne starben, weil sie die neue Kirchenverfassung der französischen Revolutionsregierung in ihrem Gewissen nicht akzeptieren konnten. [...] Sie hatten einfach nur ihre Berufung als Karmelitinnen in Schweigen und Kontemplation leben wollen« (S. 196).

Lehner sieht die Katholische Aufklärung als »Verlängerung und Fortentwicklung der tridentinischen Reformbewegung« (S. 140) und als »Wiederbelebung der tridentinischen Reform mit modernen Mitteln« (S. 238) und sucht ihre »Wurzeln im Konzil von Trient« (S. 23). Das ist alles andere als originell und findet sich schon 1985 bei dem 2014 gestorbenen Historiker Karl Otmar Freiherr von Aretin (K. O. VON ARETIN, *Der Josephinismus und das Problem des katholischen Aufgeklärten Absolutismus*, in: *Österreich im Europa der Aufklärung*, Wien 1985, Bd. 1, S. 509–524, hier: S. 512). Doch kann man ihm hier in Teilen folgen, etwa bei der von ihm wohl gemeinten – »Die katholische Aufklärung kämpfte den Kampf der tridentinischen Reformen weiter, um Aberglauben auszumerzen« (170) – Abgrenzung des Konzils von Trient gegenüber einem magischen Verständnis von Heiligenbildern und Reliquien in dem Konzilsdekret »*de invocatione, veneratione et reliquiis Sanctorum et sacris imaginibus*« von 1563, aber auch bei dem zu den Realitäten der deutschen Reichskirche im 18. Jahrhundert konträren Bischofsideal des Tridentinums oder bei seinen Bemühungen um die Verbesserung der Priesterbildung im »*Decretum de seminariorum erectione et regimine*« von 1563, schließlich auch bei den vom Tridentinum ausgehenden Wirkungen für den Ausbau der Pfarrestrukturen im Sinne der Territorialpfarrei, während das bei den meisten dogmatischen Dekreten – eine Ausnahme könnte man wegen der Bejahung des freien Willens gegen Luther und die Reformation beim »*Decretum de iustificatione*« von 1547 machen – ebenso wenig auszumachen ist wie bei dem »*Decretum de reformatione monialium*« von 1563. Es ist aber zu kurz konzipiert, weil die Kontinuität nicht deutlich gemacht wird. Dasselbe gilt für die von Lehner herausgestellte Beziehung der Katholischen Aufklärung zum Zweiten Vatikanischen Konzil der 1960er-Jahre – die liturgischen Erneuerungsbemühungen Muratoris »trugen so zur Bereitung des Wurzelgrundes der liturgischen Bewegung des 20. Jahrhunderts bei, aus der das 2. Vatikanische Konzil erwuchs« (S. 171) –, was auch andere vor ihm schon gesehen haben (Georg SCHWAIGER, *Die Aufklärung in katholischer Sicht*, in: *Concilium* 3, 1967, S. 559–566; Hans MAIER, *Die Katholiken und die Aufklärung*, in: *Katholische Aufklärung – Aufklärung im katholischen Deutschland*, hrsg. v. Harm KLUETING, Hamburg 1993, S. 36–53; Harm KLUETING, *Vorwehen einer neuen Zeit. Liturgische Reformvorstellungen in der Katholischen Aufklärung*, in: *Operationen am lebenden Objekt. Roms Liturgiereformen von Trient bis zum Vaticanum II*, hrsg. v. Stefan HEID, Berlin 2014, S. 167–181); auch das ist in vieler Hinsicht richtig, aber nicht ganz, weil auch hier die Kontinuitätsfrage eingehender zu erörtern wäre.

Das Buch des seit 2015 auch als Profanhistoriker (an der Central European University in Budapest) habilitierten Verfassers enthält leider auch sachlich-historische Fehler: Die josephinische Toleranzgesetzgebung für Lutheraner und Reformierte von 1781

ließ keineswegs »Protestantische Glockentürme« (S. 67) entstehen, weil die Bethäuser der Protestanten nach den Bestimmungen der Toleranzpatente noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts nicht als Kirchen erkennbar sein und keinen Glockenturm haben durften. Sie brachte auch keine »protestantischen Prozessionen« (S. 67), weil Prozessionen dem Protestantismus fremd sind. Die (nichtunierten) Griechisch-Orthodoxen, denen die Toleranzpatente ebenfalls galten, lebten nicht »in Böhmen« (S. 73), sondern im Osten der Österreichischen Monarchie, etwa in Siebenbürgen, im Gebiet der Siebenbürgischen Militärgrenze oder in der Bukowina. Lehner schreibt: »Im 18. Jahrhundert nahm auch die Bedeutung der Hebammen deutlich ab« (S. 102), übersieht dabei aber, dass das Gegenteil der Fall war. Tatsächlich leisteten einige geistliche Fürstentümer vor dem Hintergrund der hohen Säuglings- und Mütter- oder Kindbettsterblichkeit im Rahmen der praktischen Reformen der Katholischen Aufklärung im Bereich des Fürsorge- und Gesundheitswesens durch Hebammenordnungen bedeutsame Beiträge nicht nur zur Verbesserung, sondern auch zur Professionalisierung des Hebammenberufes. Die niederschlesische Grafschaft Glatz ging Österreich nicht erst »im dritten Schlesischen Krieg an Preußen verloren« (S. 179), also im Siebenjährigen Krieg der Jahre 1756 bis 1763, sondern bereits im Ersten Schlesischen Krieg bzw. an dessen Ende im Breslauer Vorfrieden vom 11. Juni 1742.

Aber auch bei kirchengeschichtlichen Fakten stimmen manche Daten nicht. So wurde der Redemptoristenorden nicht 1731 (S. 190) gegründet, sondern am 9. November 1732. Unstimmigkeiten gibt es auch bei geographischen Angaben, so bei der Bemerkung, »im Frieden von Lunéville von 1801« habe »Napoleon den deutschen Fürsten das Recht zugestanden, sich am Kirchenbesitz als Entschädigung für den Verlust rechtsrheinischer Gebiete schadlos zu halten« (S. 236) – gemeint ist natürlich der Verlust ihrer linksrheinischen Gebiete. Was Napoleon I. betrifft, so erscheint Lehnners Urteil, »als intellektuelle Bewegung endete die katholische Aufklärung mit Napoleon«, als sehr »steile These«, wenn man sich die Konkordatskirche des *Premier Empire* nach dem Konkordat von 1801 vor Augen führt (dazu u. a. Georg MAY, *Das Versöhnungswerk des päpstlichen Nuntius Giovanni B. Caprara. Die Rekonziliation der Geistlichen und Ordensangehörigen*, Berlin 2012), wie die sich unmittelbar anschließende Bemerkung, »sicherlich habe es noch einige isolierte Denker [gegeben], die durch persönliches Engagement den Dialog mit modernem Denken aufrechterhielten« (S. 238), weder einer Gestalt wie der des ersten Erzbischofs von Köln nach der Neuorganisation der katholischen Kirche in Preußen von 1821, Ferdinand August von Spiegel, Erzbischof von 1825 bis zu seinem Tod 1835, gerecht wird, noch die neuere Literatur zur Katholischen Aufklärung nach 1803 (Volker SPETH, *Katholische Aufklärung und Ultramontanismus*, 2010ff.; Harm KLUETING, *Katholische Aufklärung nach 1803?*, in: *Rottenburger Jahrbuch* 34, 2015, S. 23–34) zur Kenntnis nimmt.

Auf der sprachlichen Ebene fallen Pleonasmen – »weibliche Schriftstellerinnen« (S. 110), »protestantische Pietisten« (S. 111), »weibliche Oberinnen« (S. 114) – auf, wie sie einem deutschen Muttersprachler wie Lehner ebenso wenig unterlaufen dürfen wie einem Verlagslektorat. Lehnners Formulierung »viele Priester, sogenannte *curés*« (S. 194) zeigt mangelnde Vertrautheit mit dem Französischen, weil *curé* nicht Priester (*prêtre*) bedeutet, sondern – von lateinisch »*cura animarum*«, Seelsorge – katholischer Pfarrer (im Gegensatz zum evangelischen Pfarrer, französisch *pasteur*). Victor de Mirabeau (erwähnt S. 175) oder Mirabeau d. Ä. fehlt im Register.

Diese Ausstellungen ändern nichts daran, dass Lehner ein interessantes und wichtiges Buch vorgelegt hat. Doch sollte es den Titel »Katholiken im Jahrhundert der Aufklärung« – »*Catholics in the Age of Enlightenment*« – und nicht »Die Katholische Aufklärung« tragen. Dann würden auch die Karmelitinnen von Compiègne hineinpassen.

Harm Klueping

SIMON REUTER: *Revolution und Reaktion im Reich. Die Intervention im Hochstift Lüttich 1789–1791* (Verhandeln, Verfahren, Entscheiden. Historische Perspektiven, Bd. 5). Münster: Aschendorff 2019. VIII, 444 S. ISBN 978-3-402-14663-7. Kart. € 62,00.

In seiner Münsteraner Dissertation untersucht Simon Reuter einen eher marginalen Konflikt in einem randständigen Reichsterritorium, dem Fürstbistum Lüttich, der seine Bedeutung aus der Intervention mehrerer europäischer Mächte und aus seiner Gleichzeitigkeit mit dem Beginn der Französischen Revolution gewann. Seinen Ausgang nahm der Konflikt aus einer städtischen Revolte in der Hauptstadt des Bistums, wo unzufriedene Stadtbürger zuerst gewaltsam einen neuen Magistrat einsetzten, um dann den Landesherrn, Fürstbischof Caesar Constantin Franz von Hoensbroech, zu einem Herrschaftsvertrag zu zwingen, der dessen Landesherrschaft stark beeinträchtigte, auch wenn er formell auf Ständeverträge aus dem 17. Jahrhundert zurückgriff. Da der Aufstand im August 1789 vom Bastillesturm in Paris kurz zuvor und von französischen Freiheits- und Gleichheitsdiskursen mitbestimmt wurde, fürchtete der Fürstbischof um seine Sicherheit und sein Leben, floh nach Trier und rief die Reichsinstitutionen um Hilfe an.

Reuters Erkenntnisinteresse richtet sich weniger auf die städtischen Konfliktursachen als vielmehr auf die Reaktionen und Diskurse, die im Heiligen Römischen Reich, in seinen politischen Körperschaften, in seinen Obersten Reichsgerichten sowie in der aufklärerischen kritischen Öffentlichkeit beobachtbar wurden. Der Verfasser sieht sich mit dem Paradigma der »Kulturgeschichte des Politischen« verbunden, das wesentlich von seiner Doktormutter Barbara Stollberg-Rilinger ausgearbeitet worden ist und bei dem politische Geschehnisse auf ihre »Sinnzuschreibungen, Geltungsbehauptungen und Deutungskonflikte der Akteure« untersucht werden (S. 4). Quellengrundlagen sind die Gesandtenkorrespondenzen der Kaiserlichen Kommissionsmitglieder (Köln–Münster, Preußen, Kurpfalz) mit ihren heimischen Regierungen, mit der Reichsregierung in Wien und mit dem Mainzer Erzkanzler, die Protokolle der Kommissionssitzungen und Promemorien, ferner Briefe, die die Höfe untereinander austauschten, normative Texte zur Reichsverfassung und publizierte Rechtfertigungsschriften der Höfe. Hinzu tritt das wichtigste Ego-Dokument: Das Tagebuch des preußischen Gesandten Christian Wilhelm von Dohm.

Die Studie teilt sich neben Einleitung (Kap. 1) und Fazit (Kap. 6) in vier Kapitel. Nach dem Problemaufriss (Kap. 2), in dem die reichsrechtliche Stellung Lüttichs und die sozioökonomische Lage des Hochstifts vorgestellt werden, folgen drei chronologisch aufeinander aufbauende Kapitel, dabei sind die Zeitäsuren September 1789, Mai 1790, Oktober 1790 und April 1791. Das dritte Kapitel beginnt mit den beiden Reichskammergerichtsmandaten, durch die der Landfriedensbruch der Lütticher Aufständischen festgestellt und ein Gehorsamsgebot an alle Untertanen des vertriebenen Bischofs verfügt wurde. Reuter zeichnet die Entwicklung nach, wie die Direktorialgesandten des Niederrheinisch-Westfälischen Kreises Informationen über die Lage in Lüttich einzogen und die preußische Seite – durch v. Dohm – sogleich auf eine alleinige Mediation hinarbeitete. Der preußische Plan scheiterte zwar, Ende November 1789 wurde allerdings das Lütticher Stift von den Kreistruppen besetzt, ohne dass es zur befürchteten gewalttätigen Konfrontation kam. Die Gefahr, dass Unruhen auf Nachbarterritorien übergriffen, war einstweilen gebannt, die verschiedenen Absichten der Kreisdeputierten und ihrer Prinzipalen sowie des Lütticher Fürstbischofs erschwerten das weitere gemeinsame Vorgehen – Reuter breitet diese Strategien und die daraus resultierenden Korrespondenzen detailliert aus. Dabei erläutert er auch die strategischen Interessen der beteiligten Regierungen: Preußen wollte eine eigene Mediation, um anschließend Truppenpräsenz in Lüttich sowie den Beitritt des Fürstbischofs zum Fürstenbund zu erreichen. Der Kölner Erzbischof Max Franz stand fest zu seinen kaiserlichen Brüdern und strebte zum einen die Niederschlagung des Aufstands und die Bestrafung der Verursacher an, um alle geistlichen Territorien vor

ähnlichen Erfahrungen zu schützen. Zum anderen versuchte er, Preußen als Störer des Reichsverfassungssystems vorzuführen, um den Fürstenbund wenn möglich zum Zerfall zu bringen. Pfalz-Bayern hatte keine eigene Strategie und orientierte sich am reichsverfassungsmäßigen Vorgehen der Kommission. Da die unterschiedlichen Positionen sich über den Winter 1789/90 nicht ausgleichen ließen, zog Preußen seine Truppen Mitte April 1790 aus Lüttich zurück.

Das vierte Kapitel umfasste das Sommerhalbjahr 1790, das durch die Abstinenz Preußens an der Lösung der Lütticher Angelegenheit und das gleichzeitig stattfindende Kaiserwahlverfahren nach dem Tod Josefs II. geprägt war. Nachdem sich der Kurrheinische Kreis ebenfalls an der Exekution beteiligte, versuchten die Kontingente von Kurmainz, Kurköln und Kurpfalz das Lütticher Stift erneut zu besetzen, scheiterten allerdings Ende Mai 1790 nach einem Scharmützel vor Hasselt. Die Soldaten kehrten erfolglos nach Maaseick und ins Jülicher Land zurück. Später beteiligten sich auch der Oberrheinische, Schwäbische und Fränkische Kreis am Exekutionsvorhaben, doch zwei weitere Vormärsche der vereinigten Truppen scheiterten ebenfalls Anfang August und Anfang Dezember 1790. Reuter deutet die militärische Entwicklung nur kurz an und konzentriert sich auf die Entwicklung der Verhandlungen der beteiligten Parteien – die mit der Hinzuziehung weiterer Kreise immer mehr wurden, was die Entscheidungsprozesse verkomplizierte und den Haupterfolg, nämlich die Restitution des Lütticher Bischofs, in weitere Ferne rücken ließ. Eine neue Handlungsebene eröffnete sich durch die Beratungen der Kurfürsten über die Wahl Leopolds II. in Frankfurt, bei denen sich Preußen erneut in die Debatte einzubringen versuchte, doch brachten auch diese Kontakte keinerlei Fortschritt in der Hauptsache.

Das fünfte Kapitel untersucht das Scheitern des reichsverfassungsmäßigen Vorgehens unter Führung von Kurköln und Kurmainz und die Intervention Kaiser Leopolds II., dessen Truppen das Lütticher Territorium im Januar 1791 besetzten. Der Bischof wurde mit allen Rechten restituiert, die »Schuldigen« wurden bestraft. Reuter stellt das Scheitern des ursprünglich gepflegten Diskurses korrekt dar, die Bewertung der kaiserlichen Intervention aus der Stellung im »Burgundischen Kreis« herzuleiten greift zwar eine vorfindbare Legitimationsstrategie auf, jedoch kann genauso gut argumentiert werden, dass der Kaiser als Haupt einer benachbarten europäischen Großmacht tätig wurde, die überhaupt nur die militärischen Mittel besaß, das Projekt erfolgreich abzuschließen. Konsequenterweise wurden die Lütticher Stände veranlasst, sich der kaiserlichen Gnade zu unterwerfen, nicht den Mandaten des Reichskammergerichts (S. 336), was die beteiligten Kreisdirektoren mit Misstrauen zur Kenntnis nahmen.

Stefan Reuter verdeutlicht in seiner klar gegliederten und detailliert recherchierten Studie das zur Schau gestellte Bemühen der Niederrheinisch-Westfälischen Kreisdirektoren, sich bei der Beilegung des Lütticher Konflikts eng an die Reichsexekutionsordnung und das Mandat des Reichskammergerichts zu halten. Dadurch wollten sie die Bedrohung für ihre Länder und die Rechtsordnung des Ancien Régime in Nordwestdeutschland abwehren und gleichzeitig öffentliches Prestige innerhalb des Reichssystems gewinnen. Dass jeder von ihnen auch eigene Spezialinteressen verfolgte, musste demgegenüber in der Argumentation bemäntelt werden. Die Doppelbödigkeit der preußischen Politik wurde als erste demaskiert, König Friedrich Wilhelm II. und sein Gesandter v. Dohm hatten anschließend kaum noch Einfluss auf den weiteren Verlauf der Angelegenheit. Das Scheitern der Kreistruppen in drei Anläufen wurde jeweils externen Umständen angelastet und stellte das Konfliktlösungssystem nicht in Frage. Am Ende musste eine Fiktion die Lösung erklären: Der »Burgundische Kreisdirektor«, d. h. Kaiser Leopold II., besetzte schließlich mit seinen Truppen das Hochstift und stellte die alte Ordnung wieder her. Vor dem herrschenden Erklärungsparadigma im Diskurs der Reichsstände durfte es nicht kaiserliche Intervention heißen, sonst hätte man die Exekution praktischerweise auch gleich durch die preußische Armee durchführen

lassen können. Der Lütticher Konflikt war im Übrigen keine kirchenpolitische Auseinandersetzung: Die beteiligten geistlichen Reichsfürsten agierten als Fürsten, nicht als Bischöfe, und die preußische Politik richtete sich nicht gegen das exklusive katholische Bekenntnis im Hochstift. – Bedauerlicherweise hat nach Jahren der Forschung die Kraft des Verfassers für die Erstellung eines Registers nicht mehr ausgereicht.

Johannes Arndt

6. Neuzeit und Zeitgeschichte

HORST JUNGINGER: Religionsgeschichte Deutschlands in der Moderne (Geschichte kompakt). Darmstadt: WBG 2017. 159 S. m. zahlr. Abb. ISBN 978-3-534-25811-6. Kart. € 19,95.

Die Religionsgeschichte Deutschlands in den zurückliegenden 150 Jahren in komprimierter Weise darzustellen, ist eine große Herausforderung, der sich Horst Junginger im Rahmen der bewährten Reihe »Geschichte kompakt« der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft gestellt hat. Die offensichtlich zurückgehende Kirchenbindung kann nicht über die anhaltende Bedeutung der Religion in der modernen Gesellschaft hinwegtäuschen. Eher ist ein vielgestaltiger Wandel religiöser Vorstellungen und religiöser Praktiken zu verzeichnen, den die Studie nachzeichnet.

Gleichwohl stehen die christlichen Kirchen und ihr Umgang mit den Herausforderungen der Moderne im Mittelpunkt der Betrachtung. Judentum, Islam, andere Religionen und Weltanschauungen werden denkbar knapp am Ende des Buches abgehandelt. Eingang wird über Religionsgeschichte als wissenschaftliches Fach, das sich während des Untersuchungszeitraums entwickelt hat und sich konfessionell nicht gebundener, komparatistischer Religionsforschung widmet, reflektiert. Am Anfang stehen zudem grundlegende Überlegungen über das veränderte Verhältnis der Deutschen zur Religion, was auch das Phänomen einschließt, dass mehr und mehr Wissen über Religion und Christentum verloren gegangen ist.

Konsequent werden in den beiden Hauptkapiteln »Hauptlinien des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche« sowie »Religionsgeschichte des Christentums« nicht nur wesentliche Entwicklungen aufgezeigt, sondern auch im Text wie in Infokästen zahlreiche Basisinformationen geliefert, nicht zuletzt zu den Organisationsstrukturen der Kirchen. Die groben Linien, die dabei in die Zeit vor 1871 gezogen werden, verweisen auf ein überzogenes Negativbild des Alten Reiches (S. 23ff.) und folgen dem Narrativ von den preußischen Verdiensten für die nationale Vereinigung Deutschlands. Die konfessionelle Bipolarität als Konstante deutscher Geschichte seit der Reformationszeit und die protestantische Dominanz im kleindeutschen Reich werden als Vorbedingungen der religionsgeschichtlichen Entwicklung in Deutschland nach 1871 definiert. Die allmähliche, nicht abgeschlossene Entwicklung zu weltanschaulicher Pluralität als gesellschaftlich akzeptierter Tatsache ist zentrales Motiv der Darstellung.

Die intensive Beschäftigung mit dem Kulturkampf ist der Ausgangspunkt der Schilderung des Staat-Kirche-Verhältnisses seit 1871, wobei die zunehmende Trennung staatlicher und kirchlicher Sphären im Fokus steht. Neben der staatskirchenrechtlichen Problematik werden auch soziale Entwicklungen in den Blick genommen wie die zunehmende Milieubildung unter den Katholiken sowie die wachsende Entfremdung von Arbeitermilieu und Christentum. Dabei werden durchaus lange Perspektiven in die Zeit von Bundesrepublik und DDR eröffnet. Dies geschieht u. a. am Beispiel des Konfliktfeldes Schule, in dem staatliche Interessen, kirchliche Anliegen und Elternrechte aufeinanderprallen (S. 55). Dabei fällt auf, dass für die auffällige Entfremdung der DDR-Bürger von den Kirchen ein Ursachenkonglomerat angeboten wird (S. 61), das den Leser unbefriedigt

zurücklässt, zumal Schlüsse aus möglichen Vergleichen mit der Situation in der Bundesrepublik oder anderen europäischen Ländern unterbleiben. Auch die Feststellung, dass politische Amtsträger in Regierung und Bundestag eine höhere Kirchenbindung aufweisen als der Durchschnitt der Bevölkerung (S. 58), bleibt ohne Erklärung.

Die Betrachtung der Religionsgeschichte der christlichen Kirchen in Deutschland endet für die katholische Kirche mit dem Zweiten Vatikanum, für die evangelischen Kirchen mit den Zukunftsperspektiven des Landeskirchentums im angebrochenen neuen Jahrtausend. Während die Mitglieder von Kirchen in der EKD zugespitzt als »Gemeinschaft von Kirchensteuerzahlern« (S. 104) titulierte wird, werden Entwicklungen, Folgen und Probleme des Kirchensteuereinzugs, der in der Bundesrepublik – anders als in der Weimarer Republik – mittels staatlicher Stellen erfolgt, nicht thematisiert. Auch das offene Problem von Staatsleistungen an die Kirchen wird ausgeblendet. Dabei sind es gerade die Fragen der Kirchenfinanzierung, die die Situation der Kirchen in Deutschland im internationalen Vergleich besonders erscheinen lässt, zumal das auch mit ihrer in der Studie betonten anhaltenden Bedeutung im Sozialbereich (Caritas, Diakonie) zusammenhängt.

Punktuell kann also an der kompakten Darstellung Jungingers der Religionsgeschichte Deutschlands Kritik geübt werden. Das ändert aber nichts am hohen Informationswert eines nützlichen, komplexe Sachverhalte anschaulich präsentierenden Überblickswerks.

Frank Kleinhagenbrock

GERD FESSER: Sedan 1870. Ein unheilvoller Sieg. Paderborn: Ferdinand Schöningh (Brill) 2019. 202 S. ISBN 978-3-506-79235-8. Kart. € 29,90.

Gerd Fesser, erfahrener Autor gut lesbarer militärgeschichtlicher Überblicksdarstellungen und Quellensammlungen zum 19. und 20. Jahrhundert, hat mit »Sedan 1870« einen schmalen Band vorgelegt, wie er für historische Jubiläumsjahre typisch ist. Nach Tobias Arands umfangreicher Publikation »1870/71 – Die Geschichte des deutsch-französischen Krieges erzählt in Einzelschicksalen« aus dem Jahr 2018 und Klaus-Jürgen Bremms Buch »70/71 – Preußens Triumph über Frankreich und die Folgen« von 2019 liegt so der dritte Band zu einem in Deutschland lange vergessenen Krieg vor, dessen Beginn sich gerade zum 150. Mal jährt. Weitere Bücher werden sicherlich folgen. Die Intensität, mit der das Centennium des Ersten Weltkriegs von 2014 bis 2018 bis zum Überdruß publizistisch begleitet wurde, wird dem Krieg von 1870/71 aber wohl nicht zuteil werden.

Theoretische Reflexionen über Erkenntnisfragen oder Methoden der historischen Darstellung waren noch nie Fessers Sache und sind dies auch in »Sedan 1870« nicht. Fesser erzählt stringent und nachvollziehbar nach chronologischem Prinzip ganz im Sinne einer traditionellen »Meistererzählung«. Die aktuelle Forschungsliteratur wird von Fesser – anders als bei Bremm – gewissenhaft verwendet und nachgewiesen. Der Anmerkungsapparat bezeugt eine gute Auseinandersetzung mit den Quellen. Der Band ist stilistisch und strukturell nicht überambitioniert, was ihn sicherlich für Leser und Leserinnen gewinnbringend macht, die einen seriösen Überblick über den Krieg wünschen, sich aber nicht mit einem elabornierten Wissenschaftsjargon auseinandersetzen möchten. Mit nur 135 Textseiten ist der Band allerdings auch sehr kurz ausgefallen.

Fessers Grundthese, dass der Sieg von Sedan, der hier stellvertretend für den deutschen Sieg 1870/71 und damit für den ganzen Prozess der gewaltsamen kleindeutschen Reichseinigung »von oben« steht, »unheilvoll« gewesen sei, ist ähnlich schon bei Arand 2018 geäußert worden. Auch Fesser zieht eine Linie von 1871 bis zum August 1914, und mit Recht sieht er im Triumph über Frankreich die Wurzel für Militarismus und nationale Überheblichkeit im Deutschen Reich.

Doch steht nicht die Beweisführung zur im Titel geäußerten These im Mittelpunkt, sondern die Darstellung der diplomatischen, politischen und vor allem kriegerischen Er-

eignisse. Das erste Kapitel skizziert kurz und bündig den Weg in den Krieg, wobei zwar der Krieg von 1866 kurz erwähnt, jener gegen Dänemark 1864 aber verschwiegen wird. Wer hier nicht vorgebildet ist, wird den Grund für den Krieg von 1866 nicht nachvollziehen können.

Das zweite Kapitel stellt die militärischen Rahmenbedingungen, die großen Grenzschlachten und die Kämpfe um Metz vor. Wer hier jedoch ausufernde Beschreibungen von Truppenbewegungen oder ›ruhmreichen‹ Taten führender Militärs im Stil unkritischer wilhelminischer Geschichtsschreibung erwartet, wird enttäuscht werden. Ausführlicher, wenngleich dennoch nur knapp wird dann das Geschehen rund um die Schlacht von Sedan am 1. September 1870 geschildert. Augenzeugenberichte, die die Schrecken der Tage von Sedan eindrücklich schildern, ergänzen die Darstellung militärischer Ereignisse. Die seitenlangen direkten Zitate aus kaiserzeitlichen Erinnerungsbüchern, die dabei Verwendung finden, wirken allerdings oft zu wenig kontextualisiert.

Anders als es der Titel des Buches nahelegt, endet Fessers Darstellung nicht mit der Schlacht von Sedan, mit welcher der Krieg keinesfalls vorüber war – auch wenn die affirmative Erinnerungskultur im Kaiserreich dies gern so darzustellen pflegte. Mit dem sich an Sedan anschließenden Krieg gegen die 3. Republik, der sich noch bis in den Winter 1871 hinzog, begann der eigentlich tragische Teil der deutsch-französischen Auseinandersetzung. Nun hielten chauvinistische Propaganda, Plünderungen, Geislerschießungen, Drangsalierung der Zivilbevölkerung und gnadenlose Partisanenbekämpfung Einzug und lieferten so den Stoff für einen generationenübergreifend anhaltenden Hass auf beiden Seiten. Fesser erwähnt dies alles, fasst sich aber wie im ganzen Buch auch hier eher kurz.

Im letzten Kapitel widmet sich Fesser noch den Folgen des Krieges für die Zeitgenossen, vor allem aber der Entwicklung der Erinnerung an den Krieg. Mit einer Übersicht zur Literatur über ›70/71‹ vom Kaiserreich bis zur Gegenwart endet das Buch dann ein wenig unvermittelt. 28 Abbildungen, vier Karten und eine Zeittafel bieten im Anhang noch etwas Anschaulichkeit und Übersicht.

Wer eine konzentrierte, klar strukturierte, seriöse und gut lesbare Übersicht über die Ereignisse der Jahre 1870 und 1871 sucht, ist mit Gerd Fessers Darstellung gut bedient. Neue Aspekte oder gar bisher unbekanntes Zusammenhänge darf der Leser/die Leserin nicht erwarten. Für tiefer gehende Analysen oder Schilderungen menschlicher Schicksale liegen andere Werke vor.

Tobias Arand

BIRGIT ASCHMANN, HEINZ-GERHARD JUSTENHOVEN (Hrsg.): *Dès le début*. Die Friedensnote Papst Benedikts XV. von 1917 (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte; Reihe C, Bd. 2). Paderborn: Ferdinand Schöningh 2019. VI und 378 S. ISBN 978-3-506-70272-2. Kart. € 79,00.

Die Stimme der Päpste wird in der internationalen Politik unserer Tage wahrgenommen als unermüdliche Mahnung zum Frieden, zur Achtung des Rechts und zur Verwirklichung von Gerechtigkeit. Diese Rolle und Aufgabe wurden der päpstlichen Diplomatie maßgeblich durch Papst Benedikt XV. zugewiesen, der die Kirche zur Zeit des Ersten Weltkriegs leitete. Dessen Ruf als »Friedenspapst« ist wiederum verbunden mit seiner Friedensnote »*Dès le début*« vom 1. August 1917, durch die er den Weg zu einem Verständigungsfrieden unter den kriegführenden Mächten bahnen wollte und zugleich seine Vorstellungen für eine Nachkriegsordnung vorlegte. Der vorliegende Sammelband enthält die Referate, die auf einer Berliner Tagung 2017, zum 100. Jahrestag der Veröffentlichung der Note, gehalten wurden. Sie werden ergänzt durch 41 Dokumente aus dem Schriftwechsel zwischen Kardinalstaatssekretär Pietro Gasparri und dem Nuntius Eugenio Pacelli aus den Jahren 1917 bis 1922. Sie sind der Münsteraner Online-Edition der Nuntiatrakten

Pacellis entnommen und werden hier (von Sascha Hinkel, Elisabeth-Marie Richter und Hubert Wolf) erstmals in deutscher Übersetzung präsentiert (S. 287–367).

In einem ausführlichen Grundlagenartikel rekonstruiert Birgit Aschmann Inhalt und Begleitumstände der Friedensnote (S. 11–48). Sie beleuchtet die Chancen und das Scheitern der Initiative, ja sogar deren gegenteilige Wirkung in einer Verstärkung der kriegsrechtlich-fertigenden Argumentationen. Drei Autoren widmen sich den Quellen, Prinzipien und Motiven des päpstlichen Einsatzes für den Frieden. Die Friedensethik des Pontifex wird in eine Traditionslinie gestellt, die über Leo XIII. (1878–1903) und dessen Staatssekretär Rampolla (1843–1913) zurückreicht bis zu dem Jesuiten Luigi Taparelli D’Azeglio (1793–1862; Marco Schrage, S. 49–68). Von diesen Wurzeln her setzt sie auf eine institutionalisierte Gemeinschaft der Völker mit Schiedsgerichtsbarkeit und Abrüstung (Heinz-Gerhard Justenhoven, S. 69–89). In ihrer Skepsis gegenüber dem Nationalismus steht sie in Spannung zu der Tatsache, dass das Entstehen neuer Nationalstaaten dem Vatikan nach dem Krieg neue Wirkungsmöglichkeiten eröffnete (John F. Pollard, S. 91–106).

Die nächsten Beiträge stellen zwei wesentliche Akteure aus dem deutschen Zusammenhang der Friedensinitiative vor. Klaus Unterburger geht den Folgen nach, die aus dem Scheitern seiner Friedenssondierungen in Deutschland für die weitere Diplomatie des Nuntius Pacelli erwachsen (S. 107–130). Christopher Dowe beschreibt anhand des Zentrums-politikers Matthias Erzberger (1875–1921) die Verwobenheit der Friedensmission mit der deutschen Innenpolitik (S. 131–161).

Im Folgenden tritt die Rezeption von »*Dès le début*« in den Vordergrund. Wie sehr die päpstlichen Friedensvorstellungen an der Stimmungslage und dem Durchhaltewillen der Kriegsbevölkerungen vorbeigingen, wird am Beispiel von Soldaten wie des Bischofs Michael von Faulhaber (1869–1952) gezeigt, der im Krieg die Friedensnote übergang und danach, ausgehend von ihren Gedanken über die Gestalt des modernen Krieges, zum Frieden mahnte (Thomas Schulte-Umberg, 163–188; Dominik Schindler, S. 189–217). Positiv wirkten die Gedanken des Papstes auf die Gründung des »Friedensbundes Deutscher Katholiken« (Klaus Große Kracht, S. 219–245). Dem stellt Markus Thureau die Zeit des Kalten Krieges gegenüber und zeigt die Schwierigkeiten, unter dessen Bedingungen an die Mechanismen der Völkerverständigung im Sinne Benedikts XV. anzuknüpfen (S. 247–285).

Es wäre zweifellos eine Bereicherung und Erleichterung für den Leser gewesen, wenn dem Band der Text von »*Dès le début*« vorangestellt worden wäre. Durch die Spannweite der Perspektiven, unter denen hier auf die päpstliche Friedensnote geblickt wird, eröffnet der Sammelband interessante und differenzierte Einsichten. Das päpstliche Konzept wird mit der Vielfalt kirchlicher, gesellschaftlicher und politischer Realitäten konfrontiert, zeitgenössisch ebenso wie im Abstand von Jahren oder Jahrzehnten. Es lässt sich darin die Beobachtung machen, dass ein vordergründig erfolgloser Impuls in weiterer Folge doch Wirkungen erzielt und insofern die Friedensnote von 1917 zu Unrecht »in Vergessenheit geriet« (S. 2).

Rainer Florie

WŁODZIMIERZ BORODZIEJ, MACIEJ GÓRNY: Der vergessene Weltkrieg. Europas Osten 1912–1923, Bd. 1: Imperien 1912–1916, Bd. 2: Nationen 1917–1923. Aus dem Polnischen von Bernhard HARTMANN. Darmstadt: wbg Theiss 2018. ISBN: 978-3-8062-3820-4. 960 S. Hardcover. € 99,95.

Die 2018 vorgelegte zweibändige Geschichte des »vergessenen Weltkriegs« behandelt Rolle und Formen sowie Wirkungen und Wechselwirkungen jener Gewaltformen, die den großen politisch-sozialen Umbruch in Ost- und Südosteuropa zwischen 1912 und 1923 begleitet haben. Obwohl sie den aktuellen Stand der Forschung abbildet und sich

punktuell mit Forschungsthesen auseinandersetzt, wendet sie sich nicht nur an Historiker, sondern auch an geschichtlich Interessierte. Ihre Autoren sind Włodzimierz Borodziej, einer der führenden Zeithistoriker Polens, der am Historischen Institut der Universität Warschau lehrt und vor einigen Jahren eine Geschichte Polens im 20. Jahrhundert verfasst hat, sowie der im polnischen wie im deutschen Wissenschaftsbetrieb gleichermaßen bekannte Osteuropa-Historiker Maciej Górny, der am Historischen Institut der Polnischen Akademie der Wissenschaften und am DHI Warschau tätig ist.

Die Darstellung ist weder eine konventionelle Militärgeschichte des im kollektiven Gedächtnis und in der Forschung weitaus weniger präsenten östlichen Kriegsschauplatzes, wie es der Titel »Der vergessene Weltkrieg« nahelegen würde, noch eine politische oder Beziehungsgeschichte. Es ist die Kulturgeschichte eines gewaltsamen und wertstürzenden Transformationsprozesses, der sich in der östlichen und südöstlichen Bruchzone Europas abgespielt hat. In Ost- und Südosteuropa wurden übernational-dynastische Großreiche (Zarenreich und Habsburgermonarchie) zerstört und in Nationen parzelliert; so etwas gab es im Westen nicht. Im Osten und Südosten begann die Phase der Gewalt früher und sie endete später. Folgerichtig wird die Gesamtzeit der Ereignisse in den Blick genommen, die sich von den beiden Balkankriegen 1912/13 bis zum vorläufigen Ende der nationalen Abgrenzungskriege der neu entstandenen Nationen untereinander gespannt hat. Diese Setzung der Zäsuren (1912–1923) wird den Besonderheiten der östlichen und südöstlichen Transformationszeit mehr gerecht als jede schematische Übernahme der üblichen Periodisierung des Ersten Weltkrieges (1914–18). Während der erste Band die Zeit bis zum Zerfall der Imperien beschreibt, widmet sich der zweite der Entstehung der Nationen.

Der inhaltliche Fokus der vorliegenden Darstellung liegt nicht auf militärischen Ereignisschilderungen. Statt dessen werden viele Elemente des Umbruchs miteinander verstrickt und stilistisch verwoben: politische Entscheidungen, militärische Ereignisse, ihre alltags- und sozialgeschichtlichen Auswirkungen, die nationale Transformation der Armeen, das Kriegserlebnis, das Verhältnis von Soldaten und Zivilisten sowie Geschlechterverhältnisse, Verwaltungs- und Versorgungsfragen, das Schicksal der Kriegsgefangenen, Informationsgewinnung und Spionage, nationale Stereotype und die Versuche der Kriegführenden, den Krieg propagandistisch zu rechtfertigen. Natürlich können diese – hier nicht einmal vollständig geschilderten – Themenfelder weder das Gesamtspektrum aller relevanten Fragen abdecken, noch ist beabsichtigt, eine vollständige Chronologie der kriegerischen Ereignisse im Osten und Südosten Europas zu liefern. Doch wird ein gut proportionierter, ziemlich lebendiger Überblick über die Verhältnisse der Umbruchszeit gegeben. Dieser Eindruck entsteht auch durch die zahlreich eingeflochtenen zeitgenössischen Schilderungen, durch Karten und zahlreiche Abbildungen. Andererseits lässt die thematische Breite der Darstellung ein tieferes Eindringen und Problematisieren nur ausnahmsweise zu. Theoretischen Exkursen enthält sich die Darstellung. Die Autoren bedienen sich eines konsequent erzählenden Stils. Der Text ist mit vielen Anekdoten gewürzt und flüssig, zuspitzend, ja inspirierend geschrieben. Ein Teil der Überschriften mutet essayistisch an, was sich nicht günstig auf die Übersichtlichkeit des Buches auswirkt. Ebenso gerät es zum Teil zu ausführlich, mit Exkursen, die für den Gedankengang nicht immer notwendig sind. Das betrifft nicht nur jene eingeschobenen Passagen, in denen zu Schlagworten lexikalisches Wissen ausgebreitet wird, sondern auch reguläre Textpassagen. So erfolgt, um ein Beispiel zu nennen, im zweiten Band auf den Seiten 374–380 im Abschnitt »Krieg der Geister« eine ausschließliche Schilderung des kulturell-propagandistischen Schlagabtausches zwischen dem Westen und Deutschland, der sich die Darlegung der »östlichen« Verhältnisse (bis S. 404) zwar anschließt, ohne dass es aber zu einem wirklichen Vergleich kommen würde. Gerade die vergleichende Perspektive kommt nach Ansicht des Rezensenten etwas zu kurz. Mehr Problematisierungen und weniger Ausschmückungen hätten der Darstellung noch gutgetan.

Dennoch ist der Gesamteindruck sehr positiv. Die hier vorliegende Darstellung versteht sich nicht nur als Plädoyer, den Osten Europas etwas gründlicher zu betrachten und den regionalen Besonderheiten des Kontinents mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Es ist ihr darüber hinaus gelungen, einen ziemlich vielschichtigen historischen Prozess sehr anschaulich, lebensnah und populär verständlich dargestellt zu haben.

Jürgen Angelow

JAN DE VOLDER: *Cardinal Mercier in the First World War. Belgium, Germany and the Catholic Church* (KADOC Studies on Religion, Culture and Society, Vol. 23). Leuven: Leuven University Press 2018. 262 S. ISBN 978-94-6270-164-9. Kart. € 49,50.

Kardinal Désiré-Joseph Mercier, Erzbischof von Mecheln 1906–1926, gehört zu den größten Gestalten der Kirche im 20. Jahrhundert. Jan de Volder (*1967), Inhaber des Lehrstuhls für »Religion, Konflikt und Frieden« an der Katholischen Universität Löwen (Leuven), ist der Fachwelt bereits durch mehrere Studien bekannt, die sich auf das katholische Belgien im Ersten Weltkrieg beziehen (vgl. die Bibliographie, S. 252, und die Einführung, S. 8). Er ist somit bestens vorbereitet für das nun vorliegende Werk, das sich mit der Rolle Kardinal Merciers im Ersten Weltkrieg befasst, mit dem Untertitel: »Belgien, Deutschland und die katholische Kirche«. Das wichtigste historische Dokument ist hier zweifellos der zum Weihnachtsfest 1914 verfasste Hirtenbrief Merciers »*Patriotisme et endurance*« (»Vaterlandsgesinnung und Widerstand«), der in englischer Übersetzung im Anhang erscheint (S. 229–246). Dieser Hirtenbrief ermunterte das belgische Volk wenige Monate nach dem deutschen Einmarsch in das neutrale Land zum passiven Widerstand. Eine solche Haltung stand in Spannung zur Rolle Kardinal Merciers als engem Mitarbeiter des Papstes (Benedikt XV.), der auf eine Neutralität der Kirche während des Ersten Weltkrieges Wert legte. Sie führte auch zu Verstimmungen mit dem deutschen Episkopat, der nach dem Ersten Weltkrieg beispielsweise die Initiativen Merciers zur Definition eines marianischen Dogmas über die universale Gnadenmitterschaft Mariens blockierte. Sie machte Mercier aber bei den Siegermächten überaus beliebt und führte zu einer triumphalen Rundreise 1919 in den Vereinigten Staaten.

Die Studie ist hervorragend dokumentiert und führt zu abgeklärten Ergebnissen, die keine einseitige Parteinahme beinhalten. Interessant ist beispielsweise, dass alle von Mercier über die Kuriere konsultierten übrigen Bischöfe den patriotisch sehr weit vordringenden Hirtenbrief nicht für opportun hielten (S. 62–67). Der Verfasser des Werkes ist ein Flame, also Mitglied der Volksgruppe, die über die Haltung Merciers in der Sprachenfrage (Diskriminierung des Flämischen) nicht glücklich war. Das Buch behandelt der Reihe nach »Belgien und die deutsche Invasion von 1914«, den genannten Hirtenbrief Merciers, den Konflikt mit der Besatzungsmacht, die Beziehung zu Benedikt XV., Verhaftungen und Deportationen, die »Flamenfrage« (S. 147–169), »Heiliger Krieg« (Mercier) oder »Heiliger Frieden« (Benedikt XV.), Mercier als »Held der Alliierten«. Der Autor vergleicht den »Tunnelblick« Merciers zum Thema des Krieges (S. 223) mit der (in geschichtlicher Rückschau) sehr viel ausgewogeneren Sicht des Königs Albert I. (!) (S. 225f.) und von Papst Benedikt XV. (S. 227f.). Möglich wäre es gewesen, noch weitere Gesichtspunkte aufzunehmen (etwa die Initiative der von Mercier geleiteten belgischen Bischöfe zugunsten eines neuen Mariendogmas, die im Ersten Weltkrieg begann) (vgl. die Arbeiten von Manfred Hauke zu diesem Thema) und weitere Quellen zu befragen (Archive in Deutschland oder Arbeiten wie die von Engelbert Krebs über Mercier: Hochland 1918, S. 188–205; S. 332–348). Das vom Autor Gebotene bietet nichtsdestoweniger eine brillante und gut belegte Übersicht zu dem gewählten Thema.

Manfred Hauke

STEFAN SAMERSKI: Deutschland und der Heilige Stuhl. Diplomatische Beziehungen 1920–1945. Münster: Aschendorff 2019. 270 S. ISBN 978-3-402-13402-3. Geb. € 24,80.

In den letzten Jahren wird der Heilige Stuhl vermehrt als politischer Akteur und Global Player wahrgenommen. Diesem Befund trägt der Verfasser mit seiner Studie zu den diplomatischen Beziehungen zwischen Deutschland und dem Heiligen Stuhl zwischen 1920 und 1945 Rechnung. Indem er die Perspektive in der Einleitung und im Epilog auf das Kaiserreich und die frühe Bundesrepublik weitet, kann er zeigen, »wie effektiv beide Mächte« in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zusammenarbeiteten (S. 7). Zwei Persönlichkeiten stehen für die Kontinuität der diplomatischen Beziehungen: auf deutscher Seite der langjährige Botschafter beim Heiligen Stuhl, Diego von Bergen (1920–1943), und auf römischer Seite Eugenio Pacelli. Dieser war Nuntius in Deutschland (1917–1929), Kardinalstaatssekretär und damit sozusagen Außenminister des Heiligen Stuhls (1930–1939) sowie schließlich Papst Pius XII. (1939–1958). Ein päpstlicher Repräsentant nimmt neben der Diplomatie immer auch einen »geistlich-religiösen Auftrag im Gastland« wahr. Diesen Bereich definiert der Verfasser allerdings weitgehend aus seiner Untersuchung aus, »da er häufig nur marginal oder routinemäßig das diplomatische Geschäft« tangiere (S. 11). Dass der Verfasser mit diesem Ansatz gerade bei Pacelli grundlegend falsch liegt, hat Raphael Hülsbömer in seiner umfassenden Studie zu den Bischofseinsetzungen in Deutschland zwischen 1919 und 1939 zuletzt eindrucksvoll herausgearbeitet (vgl. Raphael HÜLSBÖMER, Eugenio Pacelli im Spiegel der Bischofseinsetzungen in Deutschland von 1919 bis 1939, 4 Bde., Darmstadt 2019). Denn gerade Pacelli verband seine beiden Rollen als päpstlicher Diplomat auf der einen und Aufseher über die Kirche in Deutschland auf der anderen Seite auf das Engste miteinander.

Die Stärke des Buches liegt in der tiefen Kenntnis der Quellen des Auswärtigen Amtes. Die kontrovers diskutierte Frage nach dessen Rolle im NS-Regime beantwortet der Verfasser eindeutig. Zwar habe von Bergen »Entscheidendes für ein vertrauensvolles, konstruktives und nachhaltiges Miteinander« der deutsch-vatikanischen Beziehungen der 1920er- und 1930er-Jahre geleistet. Doch »im Ganzen betrachtet« habe er »die nationalsozialistische Kirchenpolitik in Rom« (S. 234) vertreten. – Die Schwäche des Buches liegt in der allzu starken Fokussierung auf die Quellen des Auswärtigen Amtes. Diese wird quellenkritisch höchst problematisch, wenn der Verfasser aus den deutschen Dokumenten eins zu eins die Haltung des Heiligen Stuhls ableiten zu können meint. Den notwendigen Abgleich mit der römischen Gegenüberlieferung für die Kriegszeit konnte der Verfasser nicht leisten, da die vatikanischen Quellen aus dem Pontifikat Pius' XII. erst seit März 2020 zugänglich sind. Für die Weimarer Zeit greift er auf die Online-Edition der Nuntiaturberichte Pacellis zurück (Kritische Online-Edition der Nuntiaturberichte Eugenio Pacellis [1917–1929]; URL: www.pacelli-edition.de; letzter Zugriff: 15.05.2020). Unverständlicherweise führt der Verfasser lediglich zwei Faszikel aus den vatikanischen Beständen aus dem Pontifikat Pius' XI. (1922–1939) an, ansonsten greift er auf die Sekundärliteratur zurück. Und auch hier sind erhebliche Lücken zu konstatieren. So nimmt die Beschreibung der »Unheiligen Allianz«, der diplomatischen Dreiecksbeziehung zwischen der Weimarer Republik, dem Heiligen Stuhl und der Sowjetunion in den 1920er-Jahren, fast ein Fünftel des Buches ein. Da überrascht es unangenehm, dass der Verfasser die maßgebliche Untersuchung von Laura Pettinaroli zur Russlandpolitik des Heiligen Stuhls nicht kennt (Laura PETTINAROLI, La politique russe du Saint-Siège [1905–1939] [Bibliothèque des Écoles françaises d'Athènes et de Rome, Vol. 367], Rom 2015; URL: <https://books.openedition.org/efr/2933>; letzter Zugriff: 15.05.2020).

Insgesamt lässt die Lektüre des Buches den Rezensenten somit unbefriedigt zurück, denn wesentlich Neues hat er leider nicht erfahren.

Sascha Hinkel

VERENA KÜCKING: »Das gemeinsame Band«. Schreiben als Praxis – Katholische Jugendgruppen im Zweiten Weltkrieg (Veröffentlichungen des NS-Dokumentationszentrums der Stadt Köln, Bd. 4). Berlin: Metropol Verlag 2018. 373 S. ISBN 978-3-86331-398-2. Geb. € 24,00.

Der konventionelle Brief hat als Kommunikationsmedium in den letzten Jahrzehnten an Bedeutung verloren. Der hier zu rezensierende Band, eine ansprechend aufgemachte und reich illustrierte Druckausgabe einer Kölner Dissertation von 2016, rückt die Praxis des Briefeschreibens wieder einmal ins Zentrum des Interesses. Die Historikerin Verena Kücking befasst sich auf Basis von Beständen des Kölner NS-Dokumentationszentrums bzw. des Archivs des Bundes Neudeutschland mit der (Feldpost-)Korrespondenz junger Katholiken. Kücking hat dafür etwa 2.400 Briefe und Postkarten aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs gesichtet. Konkret werden dadurch zwei Gruppen aus Köln (einmal Bund Neudeutschland, einmal Pfarrjugend) sowie eine frühere Pfadfindergruppe aus Essen beleuchtet. Der Leser erfährt dabei viel Interessantes über die Feldpostpraxis katholischer Jugendgruppen bzw. ihrer Mitglieder, die auch nach 1939 noch in Kontakt standen. Somit ergibt sich eine erfreuliche Ergänzung der bisherigen Feldpost-Forschung, die die Verfasserin eingehend würdigt (S. 42–49). Dies gilt neben den zum Teil spannenden Inhalten etwa für die unterschiedlichen Organisationsformen von Rundbriefen, die Ausweitung von Kommunikationsnetzwerken und die Versuche zur Weiterführung von Gruppenaktivitäten auf postalischem Weg.

Die Studie zeigt sich keineswegs rein deskriptiv oder methodisch unterkomplex. Wenngleich dies eigentlich eine Stärke beim fundierten Umgang mit Quellen darstellt, erweist es sich in diesem konkreten Fall eher als Problem: Wohl nicht zuletzt mit Rücksicht auf akademische Erwartungshaltungen (oder ›Erwartungs-Erwartungen‹) versucht die Arbeit zu vielen aktuellen Forschungsperspektiven gerecht zu werden und gewissermaßen jeden *turn* der Geisteswissenschaften mitzunehmen. Die vielschichtige und verdichtete Natur der Feldpost als Quellengattung dürfte hierfür allerdings auch eine große Versuchung darstellen.

Namentlich kulturwissenschaftliche Überlegungen, *gender*-Aspekte und Fragestellungen des »Raumes« (*spatial turn*) sind dementsprechend im Analysekonzept der Arbeit enthalten. Es ist schon sehr ambitioniert, den Quellenertrag von über 2.400 Einzelschriftstücken für all diese Perspektivierungen auf gut 300 Seiten Darstellung anbieten zu wollen.

So nähert sich Kücking beispielsweise dem Konzept des Raumes über die Theorie der Vergesellschaftung des Soziologen Georg Simmel (1858–1918), die den »Raum« als eines von sieben Strukturmerkmalen nennt. Simmel »verstand den Raum einerseits als Rahmenbedingung für soziale Wechselwirkungen, sozusagen als Grundvoraussetzung dafür, dass diese stattfinden könnten. So sei es der Raum, der erst soziales Miteinander ermögliche. Auf der anderen Seite konstituiere sich der Raum erst durch eben jene Wechselwirkungen. Dieser Zugang ermöglicht einen sehr offenen Umgang mit dem Begriff. Selbst abstrakte Gebilde wie imaginäre und virtuelle Räume, die sich durch Kommunikationsprozesse konstituieren und visuell nicht wahrnehmbar sind, lassen sich mittels dieses Raumverständnisses analytisch greifen.« (S. 52) »Raum« versteht sich hier also primär als »Kommunikationsraum«. Dabei kann Kücking durchaus aufzeigen, dass sich einige Teilnehmer der Korrespondenz beim Lesen in (kirchliche Gruppen-)Räume und die dazugehörige Gemeinschaft versetzt fühlten. Letztlich erscheint die von ihr vorgenommene Trennung in manifeste und imaginäre bzw. virtuelle Räume aber künstlich, wenn es etwa um Feierlichkeiten geht, zu denen ein Teil der Gemeinschaft physisch zusammenkam, während andere nur postalisch vermittelt Anteil nahmen (S. 104f.). Außerhalb der entsprechenden Spezialkapitel wird im Lauf der Untersuchung nur noch gelegentlich auf

»Raum«-Fragen Bezug genommen (etwa S. 217), oft auch nur im Hinblick auf soziale »Nischen« und Zufluchtsorte. Unter dem Strich stellt sich dem Leser folglich die Frage nach dem Mehrwert dieser Überlegungen.

Ähnliches gilt für das im Titel anklingende Konzept der »sozialen Praxis«, das sich an den Arbeiten Alf Lüdtkes orientiert. Nach einer knappen Erwähnung im Einleitungskapitel (S. 15) erfolgt die nähere Einführung dieses prominent herausgestellten Ansatzes erst zur Hälfte des Bandes (S.161f.) mit der Anwendung auf die Erforschung der NS-»Volksgemeinschaft«: Mit der von Lüdtke aufgeworfenen Frage, wie sich Menschen »ihre« Welt aneignen, sollen die »vielschichtigen Zwischenbereiche« der Selbstverortung in der »Volksgemeinschaft« beleuchtet werden, anstatt sie schlicht „zweipoligen Konfigurationen wie etwa Anpassung und Widerstand« zuzuordnen (S. 161). Diese Fragestellung hat dementsprechend besondere Bedeutung für den zweiten Teil der Untersuchung, der sich mit der Frage befasst, »welche Hinweise die Briefe auf weltanschauliche Haltungen der katholischen Briefschreiber liefern« (S. 159).

Spätestens hier drängt sich nun ein Bedenken auf, das die Reichweite der Untersuchung und die Rezeption der Katholizismusforschung betrifft. Leider versäumt die Arbeit die Auseinandersetzung mit der inneren Auffächerung des deutschen Katholizismus, der heute immer weniger als geschlossener Block aufgefasst wird, wodurch auch Ungleichzeitigkeiten immer stärker hervortreten. Da Kücking ausschließlich die demographisch eher untypischen großstädtischen Jugendgruppen untersucht, stellt sich die nirgends diskutierte Frage nach deren Repräsentativität für den Gesamt- oder zumindest Mehrheitskatholizismus. Auch und gerade bei einer städtischen Klientel wird zu fragen sein, ob die Forschungsobjekte als »nur« katholisch oder nicht bereits als »auch-katholisch« betrachtet werden müssen: Alle untersuchten Briefschreiber betrachteten sich offensichtlich als gute Katholiken und Deutsche – aber in welchem Verhältnis und mit welcher Priorität? Dass schon zwischen den untersuchten Einzelgruppen – namentlich bei den höher gebildeten »Neudeutschen« – beachtliche Unterschiede erkennbar sind, deutet auf den Bedarf an Differenzierungen hin.

Eine sich schon im Forschungsüberblick (S. 12–15) andeutende starke Orientierung am Konzept des »Milieuegoismus« stimulierte ein hohes Interesse für regime-konforme oder pro-nationalsozialistische Einstellungen in den Briefen. Die dabei herausgestellten Schnittmengen und Nahverhältnisse überraschen nicht unbedingt, bieten aber zum Teil hochinteressante und wertvolle Fallbeispiele. Man wird der Verfasserin allerdings nicht in all ihren Interpretationen folgen wollen.

Ein besonders bezeichnendes Beispiel hierfür findet sich beim Thema der katholischen Judenfeindschaft: Aus einem leider nicht vollständig wiedergegebenen Brief wird eine Passage über »verbotene« Bibelstellen zitiert. Wer hier was genau »verboten« hat, erfährt der Leser nicht. Im Gespräch mit einem Unteroffizier wollte der damalige Briefschreiber hierzu betont haben: »Die Kirche hat ja kein Interesse, die Schlechtigkeit der Juden zu bemänteln, also Fälschungen der Art in der Bibel vorzunehmen. Die Abwendung + Verf[ä]lchung des Judenvolkes ist Beweis genug dafür.« Dem Kontext nach wird diese letzte Aussage auf die entsprechenden Stellen des Neuen Testaments zu beziehen sein. Kückings Folgerung geht allerdings daran vorbei und ist zugleich äußerst weitreichend: »Die Ausgrenzung und Verfolgung der Juden sei ein Beweis dafür, dass die Juden schlecht seien, so die Argumentation. Damit billigte oder vielleicht sogar befürwortete der Verfasser die massive nationalsozialistische Verfolgung der Juden und verlieh dieser zugleich einen höheren, gottgewollten Sinn.« (S. 233) Sicher wird man nach eingehender Beschäftigung mit der Geschichte des katholischen Antisemitismus kaum judenfreundliche Bemerkungen in derartigen Briefen erwarten – entsprechende Negativurteile wie das obige und die erschütternde Beiläufigkeit, mit der von Tötungen und Deportationszügen berichtet wird, belegen dies auch dementsprechend (S. 240, 265–272). Gleichwohl wäre

zur Vermeidung derartiger Fehlinterpretationen noch mehr Einarbeitung in diesen breiten Forschungszweig wünschenswert gewesen.

Das Missverhältnis zwischen breitem Zugang und tiefgreifender Erfassung des Gegenstandes zeigt sich auch bei der hochinteressanten Fragestellung, inwieweit die in den Briefen häufig besprochene Literaturrezeption Rückschlüsse auf weltanschauliche Überzeugungen zulässt (S. 172–227). Auch wenn man der Autorin wiederum nicht bei allen Schlussfolgerungen zustimmen mag, ist der Einblick in die breitgefächerte Lesepraxis der jungen Erwachsenen beachtenswert. Vom methodischen Standpunkt ist es aber höchst bedauerlich, dass die Verfasserin in ihren Einordnungen der entsprechenden Werke ausschließlich auf Sekundärliteratur zurückgreift und die in den Briefen besprochenen Bücher auch nach dieser zitiert. Bei einer weniger breiten Anlage der Gesamtstudie wäre hier ein tiefergehender Ansatz möglich gewesen.

Am gelungensten erscheinen die Abschnitte der Arbeit, die sich mit Geschlechterrollen und dem damit verknüpften soldatischen Ideal beschäftigen. Abgesehen von Anzeichen für Emanzipation bei den weiblichen Mitgliedern in den Briefzirkeln findet sich aber auch hier nur wenig Überraschendes: Mütterlichkeit und Jungfräulichkeit stellen Idealtypen dar, die »belippstiftete« Frau wird perhorresziert (S. 273–283). Das Soldatenideal orientiert sich am »*miles christianus*«, welches trotz aller religionspolitischen Reibungspunkte mit dem Regime zur vorbildlichen Einfügung in dessen Kriegsführung anhielt (v. a. S. 283–317).

Auch die hier nicht näher aufgeführten, häufig aber mit den obigen Fragestellungen verknüpften weiteren Kapitel der Untersuchung zerstreuen nicht den Gesamteindruck: Die Arbeit hätte von einer Beschränkung auf weniger Untersuchungsaspekte profitiert. So hätte die Möglichkeit zu einer tieferen Durchdringung der jeweils schon stark angewachsenen Forschung bestanden. Dadurch wären wohl auch die oft weit vor 1933 liegenden Traditionslinien der beschriebenen Haltungen und Einstellungen in den Fokus gerückt worden. Eine engere thematische Eingrenzung hätte möglicherweise auch die Ausweitung des Quellenkorpus über die urban-jugendbewegten Gruppen hinaus erlaubt, wovon die analytische Reichweite der Arbeit profitiert hätte. Insgesamt belegt Kücking an einer Vielzahl von Beispielen das heute schwer verständliche und auch in sich widersprüchliche Verhältnis von intellektueller Distanz zu vielen Facetten des NS-Regimes bei gleichzeitiger Bereitschaft, sich als besonders vorbildlicher Staatsbürger und Soldat zu beweisen. Die tiefsitzenden Beweggründe hierfür sind schon an sich sehr schwer herauszupräparieren – bei einer Untersuchung mit solch ambitionierter Breite und dennoch (für heutige Verhältnisse) überschaubarem Umfang werden sich die geschilderten Abstriche schwerlich vermeiden lassen.

Jürgen Schmiesing

REBECCA SCHERF: *Evangelische Kirche und Konzentrationslager (1933 bis 1945)* (Arbeiten zur Kirchlichen Zeitgeschichte, Reihe B, Bd. 71). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2019. 296 S. ISBN 978-3-525-57057-9. Geb. € 60,00.

Staatsgehorsam oder Staatskorrektiv? – Innerhalb dieses Fragespektrums bewegt sich Dr. Rebecca Scherfs Arbeit, welche die Rolle verschiedener Ebenen von evangelischer Kirche(n) im Konzentrationslager / KZ-System des NS-Staates in Deutschland in der Zeit von 1933 bis 1945 untersucht. Formuliertes Ziel ist es, die erste evangelische Gesamtdarstellung zum Thema vorzulegen und die umfangreiche katholische Forschung um eine evangelische Perspektive zu ergänzen.

Scherf setzt sich dazu kritisch mit den männlichen Geistlichen auseinander, die sich während des Untersuchungszeitraumes im Dienst einer evangelischen Landeskirche in Deutschland befanden und mit dem KZ-System in Verbindung standen. Bei ihrer grund-

legenden Unterscheidung in verschiedene Gruppen von »Protagonisten« beschäftigt sie sich im ersten Kapitel mit den Geistlichen, welche zur evangelischen Seelsorge in den »frühen Lagern« ab 1933 eingesetzt wurden. Trotz des schwierigen Quellenbestands und der Auswahl rein evangelisch-kirchlicher Quellen, die nach Scherf selbst die Gefahr bergen, ein »einseitiges Bild« zu suggerieren, arbeitet sie hier wichtige Zusammenhänge für die evangelische Kirchengeschichtsforschung heraus. Obwohl keinerlei offizielle Vorgaben vorlagen, übernahmen die von landeskirchlicher Ebene entsandten Geistlichen das politische Ziel der »Umerziehung« in ihre pastorale Tätigkeit. Außerdem war die Reduzierung dieser Kollaboration in den Folgejahren nicht von kirchlicher, sondern von staatlicher Seite intendiert und verlief analog zum Bedeutungsverlust der evangelischen Kirche(n) im NS-Staat bis zum gänzlichen Verbot kirchlicher Tätigkeit in KZs 1937.

In zwei weiteren Kapiteln untersucht Scherf die Gruppe aller 71 evangelischen Geistlichen, die von 1933 bis 1945 in deutsche KZ-»Schutzhaft« genommen worden waren, und listet sie mit Namen, Landeskirchenzugehörigkeit und Inhaftierungsgrund auf. Abbildungen und Chroniken im Anhang bereichern diese Zusammenstellung. Obwohl die Eingrenzung für die Forschung sinnvoll ist, kommt das Vorhaben einer Gesamtdarstellung hier an seine Grenzen, da z.B. Dietrich Bonhoeffer, anders als Martin Niemöller, nicht zur untersuchten Personengruppe gehört. Scherf gelingt es durch den Vergleich der sich unterscheidenden Inhaftierungsgründe und Haftlängen zwischen 1933 und 1945 jedoch, Veränderungen des Verhältnisses von NS-Staat und evangelischen Kirchen für die Forschung neu in den Blick zu nehmen. Aufgrund der von ihr erarbeiteten Ergebnisse plädiert sie dabei für eine differenziertere Erforschung des Bildes und Selbstbildes der so genannten Bekennenden Kirche als »Kirche der Verfolgten und des Widerstands«, das sich aufgrund der zahlreichen KZ-Inhaftierungen aus diesen Reihen geprägt hat. Dafür weist Scherf die Predigten evangelischer Geistlicher, die nach 1941 im »Pfarrerblock« des KZ Dachau gehalten wurden und welche die gesellschaftliche und kirchenpolitische Situation ekklesiologisch rezipierten, als Beispiele kirchlicher Widerstandshandlung gegen den NS-Staat aus. Auf vielen anderen Ebenen der evangelischen Kirchen waren solche zu diesem Zeitpunkt verstummt. Obwohl Autobiographien nur eingeschränkt als Forschungsquellen anerkannt werden, ergänzt Scherf ihren darstellenden Teil mit einer Untersuchung zu acht Texten dieser Kategorie. Eindrücklich gelingt es ihr damit zu zeigen, welche praktischen Auswirkungen die Inhaftierungen in ein KZ durch den Staat auf die Kirchenbeamten hatten und von welcher Wichtigkeit vorhandene Seelsorge, geistliches Leben, christlicher Glaube und Kirchenzugehörigkeit innerhalb des rechtsfreien Raumes des staatlichen KZ-Systems für evangelische Geistliche war.

Die Arbeit von Scherf ist ein gelungener Beitrag der neueren kirchengeschichtlichen Forschung zur Aufarbeitung der Rolle der evangelischen Kirchen im Nationalsozialismus, welche 2018 mit dem Wilhelm Freiherr von Pechmann-Preis ausgezeichnet wurde. Sie macht am Beispiel der KZs deutlich, dass die Haltungen von vielen verschiedenen, oft unabhängig voneinander agierenden Ebenen evangelischer Kirchen im deutschen NS-Staat in ein weites Spektrum, das zwischen Widerstand und Systemtreue changiert, auseinanderdifferenziert werden muss. Um den Überblick im Lesefluss zu behalten, sind genaue Vorkenntnisse der Strukturen evangelischer Kirchen von 1933 bis 1945 (oder ein sorgfältiges Einlesen in das einführende Kapitel) Grundvoraussetzung. Trotz des dezidiert eingegrenzten Forschungsgegenstandes und Quellenbestandes legt die Arbeit einen wichtigen evangelischen Forschungsansatz vor, welcher die katholischen Untersuchungen ergänzt und gleichzeitig einen fundierten Ausgangspunkt für eine wissenschaftliche Weiterarbeit in diesem die deutsche (Kirchen-)Geschichte prägenden Themenbereich eröffnet.

Julia Reiff

DAGMAR PÖPPING: *Passion und Vernichtung. Kriegspfarrrer an der Ostfront 1941–1945*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2019. 249 S. m. 20 Abb. ISBN 978-3-525-54145-6. Geb. € 30,00.

Im Unterschied zu Martin Röw (2014) und Lauren Faulkner Rossi (2015), die in ihren Studien die deutsche katholische Militärseelsorge im Zweiten Weltkrieg behandelten, erweitert Dagmar Pöpping die Untersuchungsgruppe um die evangelischen Kriegspfarrrer, begrenzt aber das Einsatzgebiet und den Zeitraum auf die Ostfront 1941–1945. Das erweist sich als eine kluge Entscheidung. Bislang gibt es keine vergleichbare konfessionsübergreifend angelegte Arbeit. Entsprechend rege war das Interesse an Pöppings 2017 erschienenem Titel »Kriegspfarrrer an der Ostfront. Evangelische und katholische Wehrmachtseelsorge im Vernichtungskrieg 1941–1945«. Das hier zu besprechende Werk stellt die gekürzte und überarbeitete Fassung dar.

Einleitend ruft Pöpping die Dringlichkeit, sich mit dem offen genozidalen Rasse- und Vernichtungskrieg und mit der Rolle der Militärseelsorge wissenschaftlich auseinanderzusetzen zu müssen, in Erinnerung: 2,7 Millionen tote deutsche Soldaten, 8,7 Millionen tote sowjetische Soldaten und 18 Millionen Opfer unter den sowjetischen Zivilisten belegen das massenhafte Morden und Sterben an der Ostfront. Pöpping folgt den Leitfragen: Welches Selbstverständnis prägte damals die ca. 1.000 katholischen und evangelischen Kriegspfarrrer als Teil des militärischen Apparats? Wie erlebten sie subjektiv den Vernichtungskrieg? Gab es in alledem konfessionelle Unterschiede? Zur Beantwortung dieser Fragen wertete Pöpping acht Kriegstagebücher von jeweils vier evangelischen und katholischen Kriegspfarrrern aus; hinzu kamen persönliche Briefe, dienstliche Tätigkeitsberichte und weitere Dokumente aus den zentralen kirchlichen und staatlichen Archiven. Publierte oder in Archiven bzw. in Privatbesitz befindliche Erinnerungen analysierte sie wegen des in der Nachkriegszeit gewandelten Aussagegehalts; auch ein Interview mit einem ehemaligen Kriegspfarrrer konnte Pöpping noch 2010 führen. 87 alphabetisch aufgeführte Biogramme (S. 213–231) mit allen zivil- und militärdienstlichen Lebensdaten zeigen, dass die meisten der genannten Kriegspfarrrer überlebten (6 starben im II. W.K.; ein Kriegstoter des I. W.K. ist aufgeführt) und bis weit in die bundesrepublikanische Zeit hinein Posten bekleideten, auf denen sie ihre nachholenden Selbstinterpretationen vertreten und als Zeitzeugen angefragt werden konnten. Sehr aufschlussreich sind zudem 20 Abbildungen fotografischer Quellen, die Pöpping – wie bei der Dienstuniform eines Kriegspfarrrers und beim Messkoffer (S. 54f.) – in der subtil wirksamen Symbolik innerhalb des hierarchisierten, bewaffneten, von Befehl und Gehorsam gesteuerten Männerverbands ausdeutet. Fotos von Kriegspfarrrern in Gemeinschaftsgottesdiensten bzw. Eucharistiefeiern und bei sterbenden deutschen Soldaten dokumentieren ihre Tätigkeit (Gottesdienst, Lazarett, Beerdigung, Begleitung von Verurteilten), Fotos von offenen Massengräbern sowjetischer Kriegsgefangener und von »evakuierten« Zivilbevölkerung belegen ihre Zeugenschaft des Vernichtungskriegs.

Pöpping bietet einen kompakten vergleichenden Überblick der Entwicklung der konfessionellen Militärseelsorge vom Ersten zum Zweiten Weltkrieg und der personellen Zusammensetzung der Kriegspfarrrerschaft; sie zeichnet Veränderungen nach von der 1939 staatlich gewünschten politischen Funktion des Amtes (Stärkung der Kampfkraft) über dessen Marginalisierung 1942 (Religion als Privatsache) bis zur Verdrängung durch den Nationalsozialistischen Führungsoffizier im Dezember 1943; sie geht auf Kooperation und Konflikte (Vorurteile, Konkurrenzdenken) der katholischen und evangelischen Seelsorger ein. Das alles gab es in der Regel auch an den übrigen Frontabschnitten. Der besondere Ertrag der Arbeit Pöppings liegt deshalb in der Analyse der spezifischen pastoralen Situation an der Ostfront aufgrund der herausragenden Quellen, die sie auswertete. Die Vertreter beider Kirchen zogen im Juni 1941 mit dem Vorwissen des »gottlosen«, »seelenlosen«, »vertierten«, »jüdischen Bolschewismus« als Feind der Menschheit und der

Christenheit in den für die Pfarrer dadurch gerechtfertigten Krieg gegen die Sowjetunion. Die behauptete Seelenlosigkeit der gegnerischen Soldaten, die Zuschreibung der jüdischen Urheberschaft der bolschewistischen Herrschaft und des seit urchristlichen Zeiten noch ungesühnten ›Gottesmordes‹ fungierten als eine sogar heilsgeschichtlich begründbare Legitimation hingenuommener Gewaltanwendung der deutschen Wehrmacht, der SS und der Einsatzgruppen: die Ausführung verbrecherischer Befehle, die Ermordung von Juden und russischen Zivilisten, die wirtschaftliche Ausbeutung und kalkulierte Hungerpolitik gegen die russische Zivilbevölkerung und russische Kriegsgefangene. Die Kriegspfarren erhofften zugleich die Rechristianisierung der Sowjetunion und ließen sich von gläubig gebliebenen Bevölkerungsteilen als Befreier feiern. Dadurch kam für sie Deutschland eine von der ›Vorsehung‹ reservierte Rolle zu, so dass sie den Angriffskrieg christlich überschrieben. Die deutschen religiös indifferenten Soldaten wollten sie ebenfalls missionieren. Gemäß dem staatlichen politischen Auftrag arbeiteten sie an der Steigerung ihrer Kampfkraft. Mit ihren sakramentalen Angeboten (Generalabsolution, Abendmahl, Kommunion) und durch die Pflege der ›Kameradschaft‹ unter den Soldaten wollten sie den Krieg ›menschlicher‹ machen, was allerdings nur für die eigenen Soldaten galt. In ihren Predigten vereinnahmten sie nicht wie noch im I. W. K. Gott für den Sieg der deutschen Nation, sondern verwendeten nun eine theologisch-existentialistische Kriegsdeutung mit Blick auf die Passion Christi: Sie stellten die Analogie des Kreuzestodes mit dem ›Heldentod‹ der deutschen Soldaten her, aus deren Lebensopfer Segen für das Vaterland fließen werde. Der deutsche Tod wurde verklärt, während das Massensterben und Morden im Rasse- und Vernichtungskrieg bedeutungslos versank. Ein Protest ist nur in einem Fall überliefert. In den Nachkriegserinnerungen der ehemaligen Kriegspfarren der Ostfront steht erstaunlicherweise die Selbstviktimsierung der Deutschen im Vordergrund; das vom NS-Kontext losgelöste Märtyrernarrativ des Lebensopfers der deutschen Soldaten gegen den Bolschewismus verlieh dem Massensterben der deutschen Soldaten nun einen Sinn; die Wehrmacht als solche wurde als ›sauber‹ und ehrenvoll gezeichnet, die Aufgabe der Wehrmachtseelsorge als Verkündigung des Evangeliums, als Spendung von Trost und Seelenheil dargestellt. Der amtliche politische Auftrag zur Stärkung der Kampfkraft wurde also nachträglich umgeschrieben. Die Teilnahme am verbrecherischen Krieg wurde nicht nur nicht als Schuld, sondern sogar als moralische Leistung und Widerstand gegen den Nationalsozialismus herausgehoben. Dagmar Pöpping gab ihrem Werk den provokativ klingenden Titel »Passion und Vernichtung«. Nach der Lektüre ihrer sorgfältig erarbeiteten Studie wächst die Erkenntnis: Eine irreführende theologische Deutung (Passion Christi und Heldentod des Soldaten) in und nach dem verbrecherischen Krieg 1941–1945 fügt der deutschen Schuldenlast ein weiteres Schuldgewicht durch Kirchenvertreter hinzu.

Antonia Leugers

CHRISTIAN WERNER: *America first? Die US-Kirchen und ihre Haltung zum Zweiten Weltkrieg.* Leipzig: EVA 2018. 256 S. ISBN 978-3-374-05683-5. Kart. € 44,00.

Christian Werners Studie, eine stark gekürzte geschichtswissenschaftliche Dissertation, beginnt mit der Person, mit der wir heute die Parole »*America First*« verorten, »fliegt« dann aber recht schnell von Donald Trump zu Charles Lindbergh, um schließlich bei seinem eigentlichen Thema zu landen: der Haltung von vier Kirchen in den USA zum Zweiten Weltkrieg. Dabei ist Werner bei allem Interesse an der aktuellen Situation in den USA, die auch in der Studie an der einen und anderen Stelle wieder auftaucht, so differenziert, dass das »*America First*« im Titel über ein Fragezeichen in seiner Aussagekraft erst einmal gebremst wird. Das ist auch gut so, denn die Studie macht deutlich, dass der Isolationismus eine, aber nicht die einzige Option für die untersuchten Kirchen darstellte.

Bei den verschiedenen Kirchen handelt es sich um »die Methodisten, die Mennoniten, die südlichen Baptisten und die Katholiken« (S. 13). Diese Auswahl überzeugt, weil damit ein breites Spektrum an unterschiedlichen Typen protestantischer Denominationen in den Blick genommen wird und an der katholischen Kirche aufgrund ihrer Mitgliederstärke kein Weg vorbeigeht. Gleichzeitig aber blendet Werner damit eine wichtige Thematik aus, indem er die afroamerikanischen Kirchen nicht berücksichtigt. Außerdem liegt in der Auswahl auch eine gewisse Unschärfe, da sich Werner bei den Baptisten auf eine konkrete »Kirche« festlegt, dies aber bei den Methodisten und Mennoniten, die im Untersuchungszeitraum ähnlich zersplittert aufgestellt waren, nicht tut. Diese Unschärfe wird im Text nur bedingt aufgefangen. Einerseits erwähnt Werner, dass es eine Vielzahl von mennonitischen und methodistischen Kirchen im Untersuchungszeitraum gab und dass bei den Methodisten 1939 und 1940 eine neue Struktur entstand. Andererseits bleiben die Hintergründe für die Zersplitterung ebenso blass wie die Beschäftigung mit der Frage, ob die verschiedenen methodistischen und mennonitischen Kirchen eine einheitliche Position zum untersuchten Themenkomplex bezogen. Zudem irritiert, dass Werner an einzelnen Stellen von einer methodistischen Kirche im Singular (S. 46) spricht.

Das Buch ist chronologisch strukturiert. Nach einer kurzen Vorstellung der Kirchen folgt ein Blick auf die Positionen zum Ersten Weltkrieg und die sich daran anschließenden Diskussionen um eine gerechte Nachkriegsordnung. Das vierte Kapitel beschäftigt sich mit der Wahrnehmung des »Dritten Reiches«. Dann folgen zwei Kapitel zum Zweiten Weltkrieg. Das fünfte Kapitel geht auf die theologischen Diskussionslinien zum Thema Krieg und Frieden – v. a. mit Blick auf die Frage nach einem gerechten Krieg – ein, während sich das sechste Kapitel mit den konkreten Kriegseintrittsdebatten zwischen 1939 und 1941 auseinandersetzt. Die Wahrnehmung des weiteren Kriegsverlaufs wird leider nicht thematisiert.

Die Ergebnisse überraschen wenig, da die meisten Fragen dieses Themenkomplexes in der US-amerikanischen Forschung gut bis sehr gut untersucht worden sind. Im deutschsprachigen Kontext sieht dies dagegen anders aus: Auch wenn das Interesse an Religionsgeschichte, nicht zuletzt dank des Wahlerfolgs von Donald Trump, weiterhin sehr hoch ist, sind doch viele Zusammenhänge allenfalls über Schlagworte wie »*America first*« bekannt. Hier ist auch der komparative Ansatz von Werner positiv hervorzuheben, da er über den Vergleich deutlich werden lässt, wie eine solche Parole äußerst unterschiedlich interpretiert oder aber auch abgelehnt wurde.

Viele Katholiken beispielsweise verstanden so bereits den Ersten Weltkrieg als Chance, ihre oft angezweifelte Loyalität unter Beweis zu stellen. Die naheliegende Vermutung, dass diese Perspektive auch während des Zweiten Weltkriegs bestimmend war, trifft aber interessanterweise nicht zu. Obwohl Präsident Franklin D. Roosevelt gute Beziehungen zu einzelnen Bischöfen aufbaute, kam es zu bemerkenswerten innerkatholischen Auseinandersetzungen über seine Außenpolitik, als es um die Unterstützung von Großbritannien und später der Sowjetunion ging. Vor allem irischstämmige Bischöfe sprachen sich gegen eine Unterstützung Großbritanniens aus, während die »gottlose« Sowjetunion für viele Katholiken als Bündnispartner ein rotes Tuch war. Prominentestes Beispiel ist der auch von Werner erwähnte, wegen seiner Radioansprachen bekannte Priester Charles Coughlin.

Die methodistischen Kirchen hatten mit Blick auf die Unterstützung Großbritanniens keine vergleichbaren Probleme, doch auch für sie stellte der Krieg eine Zerreißprobe dar. Die Teilnahme am Ersten Weltkrieg hatten sie rückhaltlos unterstützt. In der Zwischenkriegszeit kamen allerdings deutliche Zweifel daran auf, und eine pazifistische Grundhaltung setzte sich durch, die erst 1940 nach langen und kontroversen Diskussionen aufgeweicht und nach dem Angriff auf Pearl Harbour 1941 schließlich aufgegeben wurde. Eine ähnliche Zerreißprobe erlebten auch die mennonitischen Kirchen, die sich bis heute von ihrer Tradition her als pazifistisch verstehen.

Solche aufschlussreichen Einblicke werden allerdings an manchen Stellen durch Ungenauigkeiten und fehlende Präzision gestört. Dazu gehören lästige Druckfehler wie »Perl Harbor« (S. 8), aber auch eine Reihe von inhaltlichen Nachlässigkeiten. So etwa impliziert Werner, dass der katholischen Kirche in der Kolonialzeit vorgeschwebt habe, Staatskirche zu werden (S. 20), oder er behauptet, dass mit der Gründung der USA der politische Einfluss der katholischen Kirche durch die in der Verfassung festgeschriebene Trennung von Staat und Kirche stark eingeschränkt worden sei (S. 21), ohne mit Blick auf die These eines vermeintlichen politischen Einflusses auch nur annähernd die allein zahlenmäßig offensichtliche Minderheitenposition ausreichend zu reflektieren. Ähnlich ungenau wie die Thesen zu den Anfängen der katholischen Kirche sind auch einige Aussagen zu der »*Southern Baptist Convention*«, deren offensichtlicher Rassismus im Untersuchungszeitraum vollkommen ausgeblendet wird. Gerade dieser Punkt ist zu bedauern, da das rassistische Potential von »*America first*« in Werners Studie trotz aller Anleihen an Trump keine besondere Aufmerksamkeit findet. Insgesamt betrachtet hinterlässt die Studie so einen gemischten Eindruck.

Andreas Henkelmann

DAVID SCHERF: Gesetz und Evangelium im Nachkriegsprotestantismus. Eine Untersuchung am Beispiel von Ernst Wolf, Helmut Thielicke und Carl Heinz Ratschow (Religion in der Bundesrepublik Deutschland, Bd. 5). Tübingen: Mohr Siebeck 2019. 285 S. ISBN 978-3-16-157677-5. Geb. € 69,00.

Bei diesem Buch handelt es sich um eine Dissertation, die im Rahmen des Promotionskollegs »Transformationsprozesse im neuzeitlichen Protestantismus« der Universitäten Göttingen und Osnabrück entstand. Doktorvater war Arnulf von Scheliha.

Wie vermag sich »die protestantische Dogmatik und Ethik auf diejenige Wirklichkeit einzustellen, die sich in Nachkriegsdeutschland zeigt und theologisch gedeutet werden muss«? (S. 8). Das ist die Leitfrage der Untersuchung, für die der Autor die theologischen Entwürfe von drei prägenden Theologen des westdeutschen Nachkriegsprotestantismus ausführlich referiert und systematisch-theologisch reflektiert. Sehr gut nachvollziehbar werden Ernst Wolf (1902–1971), Helmut Thielicke (1908–1986) und Carl Heinz Ratschow (1911–1999) mittels einer stringent durchgehaltenen Perspektivierung vorgestellt. Nach einem kurzen Überblick zu Leben, Werk und Forschungsstand zu jedem der drei Theologen folgt zunächst ein Kapitel, das konzentriert nach »Gesetz und Evangelium« bei Wolf (S. 42–82), Thielicke (S. 108–159) und Ratschow (S. 193–236) fragt. Dem Autor gelingt dabei die Zeichnung von systematisch-theologischen Skizzen mit großer Detailfülle und Tiefenschärfe. Einige gängige Klischees werden kräftig irritiert. Z. B. macht Scherf auf Parallelen zwischen den Entwürfen Thielickes und Wolfs aufmerksam (S. 146f., S. 157, S. 162, S. 186), obwohl Wolf bekanntermaßen der Barthschen Figur von »Evangelium und Gesetz« folgte, während Thielicke sich polemisch abarbeitete an Barths angeblicher »Ungeschichtlichkeit«.

Den Autor leitet die Einsicht, dass die systematisch-theologische Figur »Gesetz und Evangelium [...] zwischen den beiden Polen von Deuten und Handeln« (S. 257) steht. Was ist uns – frei und unverfügbar – zugesprochen? Was ist von uns gefordert? Wie fungieren göttlicher und / oder menschlicher Zuspruch *und* Anspruch miteinander *oder* gegeneinander *oder* ineinander, um z. B. ein ethisches Subjekt zu konstituieren? Wie gelangt die Kirche zu einem Selbstverständnis in ihrer jeweiligen Gegenwart, welches weder Religion und Politik totalitär kurzschließt noch Glaube und Handeln dualistisch auseinanderklaffen lässt?

Der Autor macht zu Recht »Gesetz und Evangelium« stark als Zugang zu solchen leistungsfähigen Fragestellungen. Deshalb kann er auch für alle drei Theologen in einem

zweiten großen Kapitel viele Facetten erhellen, wie Wolf (S. 82–98), Thielicke (S. 160–182) und Ratschow (S. 236–248) jeweils eine »Verhältnisbestimmung von Nachkriegsprotestantismus und ›moderner‹ Welt« vornehmen. Scherf zeichnet die Ergebnisse seiner Fokussierung mit großer Fairness und Sensibilität für den damaligen zeitgeschichtlichen Kontext. Selbstverständlich diskutiert er Problematisches und benennt Punkte, die aus heutiger Sicht abständig erscheinen. Beispielhaft sei hier auf Thielickes schmale Minimalwürdigung der Menschenrechte als eine »Not-Basis in aller Vorläufigkeit« (S. 180f.) verwiesen oder auf Ratschows Parallelisierung des Christentums mit dem »Evangelium« im Gegenüber zum »Gesetz«, das er in den außerchristlichen Religionen repräsentiert sieht (S. 215–219). Eine besserwisserische Attitüde bei der Besprechung solcher Wahrnehmungen begegnet bei Scherf nicht.

In einem kurzen abschließenden Kapitel bündelt Scherf seine Beobachtungen und vertiert mit ihrer Hilfe für die heutige Gegenwartsrelevanz von »Gesetz und Evangelium«. Als besonders originell erscheint dabei sein Vorschlag einer Synthese von Zwei-Reiche-Lehre und Königsherrschaft Christi (S. 264–266). Diese innovative Idee wird vorbereitet in einem eindrücklichen Abschnitt, der die »Königsherrschaft Christi als Klammer um die Zwei-Reiche-Lehre« bei Ernst Wolf referiert (S. 59–68).

Dass Scherf trotzdem – m. E. ohne konsistente Begründung – die Barthsche Verhältnisbestimmung von »Evangelium und Gesetz« ablehnt (S. 257f.), überzeugt mich nicht. Das paternalistische Schillern der lutherischen Verhältnisbestimmung von »Gesetz und Evangelium« für die Ohren des 21. Jahrhunderts ist offenkundig: Erst identifiziert die Kirche irgendein »Problem« und vermeintlichen »Anknüpfungspunkt bei den Menschen der Gegenwart« und verkündigt dann eine »Lösung« oder ein »Angebot«. Scherf sieht selbst, dass diese fadenscheinige Strategie an ihr Ende gekommen ist. Deshalb ist es schade, dass er die von der Barthforschung gut ausgearbeitete enhypostatische Union von Evangelium und Gesetz bei Barth nicht zur Kenntnis genommen hat. Alle Stärken der Figur Luthers sind hier aufbewahrt. Wie in der enhypostatischen Union von Gott und Mensch in Jesus Christus werden auch bei Barth die beiden Größen Evangelium und Gesetz mitnichten ineinander vermischt oder ineinander verwandelt. Zugleich schafft Barth mit der Vorordnung des Evangeliums und der Gleichordnung des Gesetzes zu ihm eine modernetaugliche Transformation der Figur, weil hier die Freiheit und Würde des Menschen anders in den Blick gerät als in der alten Gegenüberstellung eines »Problems« mit einer von der Kirche angebotenen »Lösung«.

André Demut

URSZULA PEKALA, IRENE DINGEL (HRSG.): Ringen um Versöhnung. Religion und Politik im Verhältnis zwischen Deutschland und Polen seit 1945 (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Beiheft 116). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2018. 192 S. m. Abb. ISBN 978-3-525-57069-2. Geb. € 59,99.

URSZULA PEKALA (HRSG.): Ringen um Versöhnung II. Versöhnungsprozesse zwischen Religion, Politik und Gesellschaft (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Beiheft 117). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2019. 160 S. ISBN 978-3-525-10527-6. Geb. € 54,99.

Im Juni 2016 fand eine interdisziplinäre Tagung in Mainz statt, die federführend vom Leibniz-Institut für Europäische Geschichte organisiert wurde. Ihre Ergebnisse liegen in zwei Bänden vor, die zum einen das deutsch-polnische Verhältnis nach dem Zweiten Weltkrieg in den Bereichen Religion und Politik in Bezug auf den Leitbegriff der Versöhnung in den Blick nehmen und zum anderen dieses bilaterale Verhältnis durch weitere Fallstudien ergänzen.

Der einführende Beitrag zu Band 1 von Urszula Pełkala liefert einen Überblick über die Beziehungen und stellt den unterschiedlichen Versöhnungsbegriff in Theologie und Politikwissenschaft heraus. Im Folgenden stechen jedoch eher die beiden Beiträge von Piotr Burgoński/Gregor Feindt/Bernhard Knorn heraus, die erheblich zur Erweiterung unseres doch primär historischen Verständnisses der Jahrzehnte nach 1945 beitragen. Gestützt auf diskursanalytische Überlegungen zur symbolischen Kommunikation nehmen sie zum einen eine detaillierte Analyse der Kreisauer Versöhnungsmesse von 1989 vor und untersuchen zum anderen anschließend ausgewählte Schlüsseltexte der religiös bestimmten deutsch-polnischen Interaktion unter ausdrücklicher Einbeziehung methodisch-theoretischer Elemente. Dies hat man so in den oftmals ritualisierten und wenig ergiebigen Beschreibungen des »Versöhnungsprozesses« nicht sehr häufig gesehen. Die Darstellung der »Sagbarkeitsregeln des jeweiligen Diskursrahmens« und des »Funktionierens religiös codierter Sprechakte in einem [...] tendenziell säkularen Diskurs« ergibt am Ende nicht nur eine gelungene Kombination politikgeschichtlicher und theologischer Herangehensweise im Detail, sie ermöglicht es auch, Versöhnung als einen sich stets perpetuierenden, niemals abgeschlossenen Prozess zu verstehen.

Auf dieses Verständnis kommt der zweite Band implizit immer wieder zurück, der stärkere und schwächere Beiträge vereint. Er liefert Beispiele aus Nachbardisziplinen sowie mit regionalen Bezügen zu Frankreich, Korea, Südafrika, Jugoslawien und Finnland. Nach Jörg Lüers klugen grundsätzlichen Überlegungen zum Umgang mit Tätern und Opfern in gesellschaftlichen Aufarbeitungsprozessen ermöglicht es vor allem Fatima Kastners Entwicklungsgeschichte der »*Transitional Justice*«, vor dem Hintergrund der Tätigkeit internationaler Institutionen die Fortschritte im Umgang mit der Vergangenheit nachzuvollziehen. Die Vor- und Nachteile eines unterschiedlichen Zugriffs auf die Vergangenheit zeigt Ralf K. Wüstenberg anhand der Beispiele DDR und Südafrika sehr anschaulich. Während die juristische Aufarbeitung in Deutschland die »Mitnahme« der Gesellschaft oft vergaß, fand dies in Südafrika zwar statt, dort habe allerdings – so der Autor – ein strategischer Missbrauch des Versöhnungsbegriffs stattgefunden.

Alles in allem ist es in manchen Beiträgen der beiden Bände sehr gut gelungen, das komplexe Verständnis eines Begriffs wie »Versöhnung« sichtbar zu machen, ohne ihn in einer rhetorischen Beliebigkeit verschwinden zu lassen, die Sonntagsreden von Politikern wie Kirchenvertretern mitunter auszeichnet. Falls es jemals eine Neukonzeption der »Geschichtlichen Grundbegriffe« geben sollte, müsste dieses Lemma jedenfalls darin auftauchen. Dank des Mainzer Projekts wissen wir nun mehr darüber.

Markus Krzoska

REGINA HEYDER, GISELA MUSCHIOLO (HRSG.): Katholikinnen und das Zweite Vatikanische Konzil. Petitionen, Berichte, Fotografien. Münster: Aschendorff 2018. 698 S. m. zahlr. Abb. ISBN 978-3-402-13138-1. Geb. € 29,80.

Rezension unter 2. Quellen und Hilfsmittel

WILM SANDERS: Im Schatten seiner Selbst. Erinnerungen an das verkannte Pontifikat Pauls VI. Paderborn: Bonifatius Verlag 2019. 106 S. m. Abb. ISBN 978-3-89710-820-2. Kart. € 9,90.

Der ehemalige Hamburger Domkapitular Wilm Sanders hat ein sehr persönlich gehaltenes, schmales Bändchen vorgelegt, um den Blick auf Papst Paul VI. zu lenken. Dazu hat er verschiedene Aspekte zusammengetragen, »die zeigen, warum es [...] allen Anlass gibt, sich an Paul VI. und seine Zeit zu erinnern.« (Vorwort, S. 7) Seine Darstellung geht dabei von zwei entgegengesetzten Wahrnehmungen aus. Das ist zum einen die Beobachtung,

dass der Montini-Papst in seiner Bedeutung für die Kirche unterschätzt, ja »verkannt« wird, wie schon der Untertitel des Buches formuliert. Dem steht das persönliche Erleben des Autors gegenüber, der, im Jahr 1959 zum Priester geweiht, seinen eigenen Werdegang als von diesem Papst geprägt erkennt, mehr noch als von der Person von den Themen und Akzenten, die in diesen Jahren von Rom ausgingen. Sanders will deshalb dazu beitragen, Paul VI. aus dem Schatten zu holen. Er wählt dafür nicht den Weg theologischer Erörterungen, sondern er folgt seinen konkreten Erinnerungen. Das beginnt mit der päpstlichen Maifeier auf dem Petersplatz im Jahr 1955, die er als Student miterlebte, und findet seinen Schlusspunkt in der dem Autor »unvergesslich« (S. 102) gebliebenen Audienz im Vatikan, auf der er im Oktober 1970 zusammen mit anderen Mitgliedern eines ökumenischen Gesprächskreises Paul VI. selbst begegnen durfte.

Dazwischen entfaltet Sanders in 25 Kapiteln eine Reihe von Themen, die er als bleibende Wegmarken der Montini-Zeit betrachtet. Der Leser wird auf den neuen Stil, der dieses Pontifikat auf verschiedene Art bestimmte, aufmerksam gemacht. Das gilt zunächst für die sichtbare Außenwirkung, etwa die nicht mehr getragene Tiara, den modernen Kreuzstab oder die päpstliche Gedenkmedaille, die ungewöhnlicher Weise anstelle des Papstporträts jene Szene des Evangeliums zeigt, in der der Apostel Petrus im See Genezareth versinkt. Das gilt ebenso für die erstmaligen ökumenischen Begegnungen mit den Leitern der anderen christlichen Konfessionen, ferner für das besondere Sensorium des Papstes für die moderne Kunst. All das streicht den Stellenwert heraus, den Paul VI. dem Dialog zuschrieb, einem umfassenden Dialog, in dem er die angemessene Methode erkannte, in Wertschätzung und Freiheit auf Welt und Mensch zuzugehen. Die Entscheidung des Papstes über Fragen der künstlichen Empfängnisverhütung in der Enzyklika *Humanae Vitae*, getroffen in der Abwägung zwischen Mehrheitsvotum der Kommission und persönlichem Gewissen, zeigt die Schwierigkeiten dieses Dialogs und begründet auch in Sanders Sicht maßgeblich den Schatten, in den sich der Papst – dem Titel gemäß – selbst hineinmanövriert hat und aus dem er seither nicht heraustreten konnte. Ausgeführt werden ferner die persönlichen Beiträge Montinis zur liturgischen Neugestaltung und seine Initiativen im Bereich der Medien, die für den Autor als langjährigen Rundfunkbeauftragten besonderes Gewicht besitzen.

Eine systematische Darstellung der Biographie und des Wirkens Pauls VI. ist in diesem Buch nicht zu finden. Das ist auch nicht sein Anspruch. Vielmehr ist es dankbare Erinnerung, die deshalb ausgeht von subjektiven Erlebnissen und Eindrücken, vom damaligen Tagesgespräch, auch mancher Spekulation. Die Biographie des Autors wird auf diese Weise mit der des Papstes verwoben. Allerdings werden dabei die aufgefundenen Themen und Ereignisse zuweilen nur als Ansatzpunkte verwendet für eigene theologische Erwägungen oder gar Klarstellungen aus früheren Veröffentlichungen (z. B. im Kapitel »1054«, S. 65ff.). Die Stärke des Bandes liegt darin, dass der Autor seine theologischen Ausführungen dem Leser im Wortsinn anschaulich macht, ihn an Orte oder zu Kunstwerken führt, ihm Symbole und Riten von ihren Hintergründen her erschließt. Die Veränderungen und Entwicklungen, die das Pontifikat Pauls VI. bedeutsam machen, werden auf diese Weise ans Licht gebracht. Alle, die mit diesem Papst bereits vertraut sind, werden in diesem Buch eine detailgenaue Vertiefung finden.

Rainer Florie

MATTHIAS KATSCH: Damit es aufhört. Vom befreienden Kampf der Opfer sexueller Gewalt in der Kirche. Berlin: Nicolai Verlag 2020. 168 S. ISBN: 978-3-96476-030-2. Geb. € 18,00.

Matthias Katsch, der in den 70er-Jahren am Canisius Kolleg sexuell missbraucht wurde, erzählt in diesem Buch von seinen persönlichen Erfahrungen und wie sie zu einem un-

ermüdlichen Kampf gegen sexuellen Missbrauch geführt haben. Zusammen mit anderen Betroffenen geht er nach vielen Jahren der Verdrängung 2010 an die Öffentlichkeit. Es beginnen gesellschaftliche Auseinandersetzungen um Aufarbeitung, Entschädigung und institutionelle Verantwortungsübernahme.

Zu Beginn beschreibt Katsch eine Erfahrung, die viele Betroffene machen: Das, was sich ins Gedächtnis eingebrannt hat, ist der Erinnerung nicht zugänglich. Er funktioniert scheinbar normal und merkt im Rückblick dennoch: die Missbrauchserfahrungen »verstrahlten alles, was [er] anfang und unternahm« (S. 19). Hier beschreibt er nahezu beispielhaft das Phänomen der Dissoziation – sind Erfahrungen zu überwältigend, werden sie aus unserem Bewusstsein abgespalten. Bricht die Erinnerung dann eines Tages aus dem Nebel auf – bei Katsch geschah dies durch die Konfrontation mit einem seiner Täter – so bricht der Schutz weg und die überwältigenden Gefühle durchströmen den Alltag. Insbesondere das Gefühl von Scham und depressive Phasen machen Katsch immer wieder zu schaffen.

Neben den persönlichen Erfahrungen gibt Katsch auch konkrete Einblicke in das perfide und manipulative Vorgehen der Täter – wie der Pater »systematisch und organisiert zu Werke gegangen war. Über Monate seine Netze ausgeworfen [...] und die grenzenlose Scham der vor ihm liegenden Jungen genossen [hat]« (S. 19f.). Er beschreibt die typische Strategie: »Kinder isolieren, beschämen, in scheinbare (Mit-) Schuld verwickeln und sie damit in eine für sie ausweglose Situation bringen« (S. 39).

Als »das zweite Verbrechen« bezeichnet Katsch den Umgang der Verantwortlichen mit dem offengelegten Missbrauch und das darauffolgende »planvolle und wie selbstverständliche Vertuschen und Verheimlichen, das Versetzen der Täter« (S. 43). Es scheint unbegreiflich, dass Täter, die nachweislich sexuellen Missbrauch begangen haben, wiederholt versetzt werden und wie in diesem Fall an jedem Ort weitere Opfer zurücklassen können. Auch im späteren Verlauf wird immer wieder deutlich, wie schwer es der katholischen Kirche fällt, Opferschutz vor Täterschutz zu stellen.

Glücklicherweise gibt es jedoch Betroffene wie Katsch, die an den erlebten Taten und den gesellschaftlichen und kirchlichen Strukturen nicht zerbrechen, sondern für Veränderungen kämpfen. Mit seinem Brechen des Schweigens bricht stückchenweise die Macht der Täter. Katsch gelingt es, dass das Thema sexueller Missbrauch und die Betroffenenperspektive zunehmend in das gesellschaftliche Bewusstsein rücken und es entstehen u. a. Positionen, wie die des Unabhängigen Beauftragten für Fragen des sexuellen Kindesmissbrauchs. Doch »auch zehn Jahre nach der Aufdeckung der Missbrauchsfälle am Canisius Kolleg muss leider festgestellt werden: Das strukturell angelegte Machtgefälle zwischen Opfern und ›Täterorganisationen‹ besteht weiter – trotz aller Fortschritte der letzten Jahre« (S. 157). Das Anliegen von Katsch bleibt aktuell: Aufarbeitung, institutionelle Verantwortungsübernahme und strukturelle Änderungen, damit sexueller Missbrauch aufhört.

Doch ist sein Wunsch, sexuellen Missbrauch in unserer Gesellschaft vollständig zu überwinden, realistisch? Während dies im Bereich des institutionellen Missbrauchs noch am ehesten denkbar ist, so scheint es insbesondere in den Bereichen familiärer oder organisierter sexueller Gewalt leider nur wenig realistisch, eines Tages in einer Welt zu leben, in der sexueller Missbrauch nicht mehr existiert. Trotz der Zweifel, ob es je eine Welt ohne Missbrauch geben wird, sollte aber genau dieses Ziel unser Denken und Handeln bestimmen, denn jedes Kind, das die Erfahrung sexuellen Missbrauchs erleben muss, ist ein Kind zu viel.

Für die Prävention sind Bücher wie dieses ausgesprochen wertvoll. Neben den persönlichen Erfahrungen und dem guten Überblick über die Entwicklungen auf kirchlicher und politischer Ebene bekommt man konkret Einblicke, wie Täter vorgehen und wo Defizite im Bereich der Aufarbeitung bestehen. Katsch gelingt es, die Leser emotional in das Erleben Missbrauchsbetroffener eintauchen zu lassen, ohne dabei zu überfordern. Trotz

der Schwere der Thematik lässt es sich leicht lesen. Empfehlenswert für alle, die sich mit sexuellem Missbrauch auseinandersetzen.

Katrin Gehlhaar

7. Orden, Klöster und Stifte

GEORG JENAL: *Sub regula S. Benedicti. Eine Geschichte der Söhne und Töchter Benedikts von den Anfängen bis zur Gegenwart.* Wien – Köln – Weimar: Böhlau 2018. 444 S. ISBN 978-3-412-51442-6. € 50,00.

Das Interesse an der Regel des Benedikt von Nursia und den historisch wirksam gewordenen Ausformungen eines religiösen Lebens nach dieser Klosterregel hat in der deutschen Mediävistik zuletzt deutlich zugenommen. Mit der hier zu besprechenden Monografie steuert Georg Jenal, vor seiner Emeritierung Professor für Mittelalterliche Geschichte an der Universität zu Köln, ein Überblickswerk bei, das an der Epochenschwelle zur Neuzeit nicht haltmacht. Vielmehr spannt er auf gut 400 Seiten den chronologischen Bogen vom 6. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Wie in der knappen Einleitung angekündigt wird, setzt Jenal in seiner Entwicklungsgeschichte den Akzent auf die teils geglückten, teils auch misslungenen »Reformbemühungen innerhalb der [benediktinischen] Klöster und Verbände« (S. 20). An gleicher Stelle begründet der Verfasser zudem seine vielleicht etwas überraschende Festlegung, die Zisterzienser unberücksichtigt zu lassen, mit der – freilich historisch gewachsenen – Partikularität dieses Reformordens. Das zugrundeliegende Verständnis von Benediktinertum ist demnach enger gefasst und orientiert an der modernen kirchenrechtlichen Definition des *Ordo Sancti Benedicti*. Wiederum werden im Buch die benediktinischen Frauengemeinschaften zur Ordensfamilie gezählt, was vollumfänglich in der Realität noch auf sich warten lässt.

Seine Darstellung der fast 1.500-jährigen Geschichte benediktinischen Lebens gliedert Jenal in dreizehn Kapitel, deren letztes die Ordensstatistiken der seit 1893 konföderierten Benediktiner bis zum Jahr 2015 tabellarisch aufbereitet. Das 1. Kapitel führt zunächst in die Grundlagen des benediktinisch geprägten Mönchtums ein: Vorgestellt werden zu diesem Zweck der Regeltex, dessen Vorgaben zur Organisation eines klösterlichen Gemeinschaftslebens sowie auch der tradierte Urheber der Regel, Benedikt von Nursia. Durch die folgenden sechs Kapitel wird die »Geschichte der Söhne und Töchter Benedikts« für den Zeitraum des europäischen Mittelalters abgedeckt. Sie reicht vom langwierigen Durchsetzungsprozess der Benediktsregel seit dem 7./8. Jahrhundert über die *Cluniacensis Ecclesia* als unbestrittenem Höhepunkt benediktinischer Geltungskraft bis hin zu den internen wie externen Reforminitiativen am Vorabend der Reformation. Kapitel 5 ist dabei weniger chronologisch strukturiert als systematisch, indem es schlaglichtartig die kulturellen Impulse beleuchtet, welche im Früh- und Hochmittelalter von den Gemeinschaften benediktinischer Regelobservanz ausgingen.

Welche unterschiedlichen Entwicklungen die benediktinischen Klosterverbände nach den Umwälzungen der protestantischen Reformation und den Beschlüssen des Tridentinums in den Territorien Europas nahmen, ist Gegenstand des umfangreichen 8. Kapitels. Beispiele für eine gelungene Anpassung an die gewandelten Zeitverhältnisse werden hier ebenso geschildert wie Fälle zunehmend in Bedeutungslosigkeit absinkender Kongregationen. Breiten Raum widmet Jenal auch den Neuanfängen benediktinischen Lebens während des 19. Jahrhunderts, nachdem dieses – so wie das gesamte katholische Kloster- und Ordenswesen – infolge aufklärerischer Kritik und Säkularisationen nahezu zum Erliegen gekommen war. Im Fokus von Kapitel 10, das diese Epoche behandelt, stehen wiederum die Verhältnisse in den europäischen Ländern, doch weitet sich die Perspektive konsequenterweise auf die weltweite Missionstätigkeit der Benediktiner. Die Weiter-

entwicklung der Benediktinischen Konföderation im Nachgang des II. Vatikanums stellt Jenal im 11. Kapitel vorwiegend unter institutionellen und juristischen Gesichtspunkten dar, bevor er abschließend wichtige Herausforderungen der Gegenwart an den Orden sowie dessen Reaktionen hierauf thematisiert.

Zur formalen Anlage des Buches ist zu bemerken, dass die Kapitel identisch aufgebaut sind; sie enden mit einer aktuellen (Stand 2018) und teils kommentierten Bibliographie zu den einzelnen Abschnitten jedes Kapitels. Auf die Verwendung von Fußnoten wurde durchgängig verzichtet, doch finden sich innerhalb des Textes, in Klammern gesetzt, punktuell Belege, Literaturverweise und typischerweise einem Anmerkungsapparat vorbehaltene Ergänzungen. Der Anhang besteht aus einem Verzeichnis der Kurztitel sowie einem Verzeichnis der Siglen, von denen Jenal reichlichen Gebrauch macht. Es gibt keine Indices, dafür eine Inhaltsübersicht über die Kapitel sowie ein kleinteiliges Inhaltsverzeichnis, das offenbar den schnellen Zugriff auf bestimmte Themengebiete erleichtern soll. Diese Spezifika – vom fehlenden Register abgesehen – verleihen dem Band den Charakter eines Nachschlagewerkes. Grundsätzlich verdienstvoll ist die Behandlung der nachmittelalterlichen benediktinischen Geschichte, allerdings geht in diesem Teil der synoptische Blick bisweilen zu Lasten der Tiefenschärfe. Insgesamt aber liefert Georg Jenal eine dicht geschriebene Gesamtdarstellung, die mit Gewinn zur Hand genommen wird, wer sich gezielt über die Geschichte benediktinischer Gemeinschaften und Verbände informieren möchte und zugleich weiterführende Spezialliteratur sucht.

Kai Hering

JOACHIM WERZ (HRSG.): Die Lebenswelt der Zisterzienser. Neue Studien zur Geschichte eines europäischen Ordens. Heiligenkreuz: Be&Be / Regensburg; Schnell & Steiner 2020. 876 S. ISBN 978-3-7954-3471-7. Geb. € 70,00.

Gewichtig. Dieses Adjektiv passt auf den hier zu besprechenden Band in zweifacher Hinsicht: Denn erstens beträgt dessen Gewicht stattliche zwei Kilogramm. Und zweitens bietet das Werk mit seinen 31 Artikeln, welche von renommierten, überwiegend deutschsprachigen Forscherinnen und Forschern verfasst wurden, (ge)wichtige Beiträge zur Geschichte des Zisterzienserordens. Die Bandbreite der versammelten Aufsätze ist überdies beeindruckend: Es geht zeitlich von der Gründung des Zisterzienserordens bis zu dessen gegenwärtiger Situation. Monographische Einzelstudien finden sich ebenso wie die Bearbeitung von übergreifend-vergleichenden Fragestellungen. Vor allem aber wird dem Leser ein wirkliches Florilegium unterschiedlicher Disziplinen geboten, indem die Pluralität zisterziensischer Lebensformen aus theologischer, philosophischer, rezeptionsgeschichtlicher, wirtschaftshistorischer, politischer, kunstgeschichtlicher, archäologischer, ordensübergreifend-vergleichender sowie aus literatur-, theater- und musikwissenschaftlicher Perspektive untersucht wird. Damit wird der Band selbst zu einem Zeugnis der Pluralität, nämlich der Pluralität zisterziensischer Ordensforschung.

Trotz des Umfangs und der Bandbreite handelt es sich bei der Publikation um ein leicht zugängliches Werk. Hierzu tragen die am Ende eines jeden Beitrages in deutscher sowie in englischer Sprache verfassten Abstracts ebenso bei wie das am Schluss befindliche, sorgfältig angelegte Register, geordnet nach Personen, Orten und Sachen. Die im Buch verteilten Farbabbildungen sind von guter Qualität und Funktionalität.

Gegliedert ist die Publikation in sechs Themengebiete: 1. Wissenschaft und Bibliothek, 2. Wirtschaft und Politik, 3. Frömmigkeit und religiöse Praxis, 4. Liturgie und Predigt, 5. Kunst und Architektur, 6. Ausblicke.

Gewidmet ist der von dem Frankfurter Kirchenhistoriker Joachim Werz herausgegebene Sammelband dem Leiter des EuCist (= Europainstitut für cisterciensische Geschichte, Liturgie und Spiritualität; Heiligenkreuz), Herrn Prof. P. DDr. Alkuin Volker

Schachenmayr O. Cist., anlässlich seines 50. Geburtstages. Das innerhalb des Werkes abgedruckte Curriculum Vitae sowie das Publikationsverzeichnis des Geehrten führen dem Leser deutlich die Berechtigung einer solch umfassenden *dedicatio* vor Augen. Aus Platzgründen kann an dieser Stelle keine Zusammenfassung der 31 Beiträge geboten werden (eine solche findet sich in der von Kathrin Müller verfassten Rezension, die in dem 70. Band der *Annalecta Cisterciensia* 2020 zu finden ist), jedoch das Erwähntwerden, was den Rezensenten in besonderer Weise beeindruckt hat.

Neben der bereits genannten Interdisziplinarität ist es die »doppelte Intention« (S. 11) des Bandes, nämlich einerseits »neue Forschungsergebnisse« (S. 11), andererseits aber auch »Forschungsfragen für weitere Studien« (S. 11) darzubieten. So findet sich in der Regel am Ende eines jeden Beitrags die Formulierung konkreter Forschungsdesiderate. Dass das Forschungsinteresse an den Zisterziensern »ungebrochen« (S. 11) ist – innerhalb weniger Monate war die erste Auflage des hier zu besprechenden Bandes bereits vergriffen – und noch viele weitere Fragen einer inhaltlichen Erforschung und dabei zugleich neuer methodischer Wege bedürfen, verdeutlicht das von Joachim Werz herausgegebene Werk in umfassender, sorgfältiger und perspektivenreicher Weise. Es wird zweifelsohne eine (ge)wichtige Grund- und Ausgangslage für künftige Forschungen zu dem *ordo Cisterciensis* sein.

Holger Sturm

SABINE VON HEUSINGER, ELIAS H. FÜLLENBACH, WALTER SENNER, KLAUS-BERNWARD SPRINGER (HRSG.): Die deutschen Dominikaner und Dominikanerinnen im Mittelalter (Quellen und Forschungen zur Geschichte des Dominikanerordens, Neue Folge, Bd. 21). Berlin – Boston: De Gruyter 2016. XVIII, 605 S. 40 Farbtafeln, zahlr. sw-Abb., 3 Karten. ISBN 978-3-11-046867-0. Geb. € 99,95.

Das 800-jährige Jubiläum des Dominikanerordens im Jahre 2016 hat in europäischen wie außereuropäischen Ländern zahlreiche Würdigungen erfahren, darunter auch manche wissenschaftliche Konferenz. Dass im deutschsprachigen Raum nunmehr gleich zwei Bände vorliegen, welche aus diesem Anlass heraus die Ordensgeschichte beleuchten, muss angesichts zahlreicher unveröffentlichter Tagungsakten als Gewinn bezeichnet werden (vgl. auch: Mehr als Schwarz und Weiß. 800 Jahre Dominikanerorden, hrsg. v. Elias H. FÜLLENBACH, Regensburg, Friedrich Pustet, 2016). Beide Bände sind in ihrer Erstellung miteinander verbunden und treten auch konzeptionell ergänzend auf, weshalb eine Würdigung des hier zu besprechenden Buches ohne Hinweis auf die zweite Publikation die Forschungsergebnisse des Jubiläums nur zu Teilen widerspiegelt. Der hier besprochene Band nimmt 22, ganz überwiegend auf einer Kölner Tagung 2014 vorbereitete Beiträge auf, die in vier mithin nur mühsam als Klammer dienende Abschnitte untergliedert werden. Der erste Teil (»Innovation und Tradition«) hebt mit einer Einführung von Sabine von Heusinger unter dem Titel »Ketzerverfolgung, Predigt und Seelsorge – Die Dominikaner in der Stadt« (S. 3–20) an. Es folgt eine Darstellung der Entwicklung des weiblichen Ordenszweiges von Sigrid Hirbodian (»Die Dominikanerinnen – ein Überblick«, S. 21–36), der Abhandlungen zu spezifischeren Themen vorangestellt sind: Andreas Rüter wendet sich dem Thema »Mönche der Märkte und Messen. Zur Wahrnehmung und Deutung von Predigern und Städten im späteren Mittelalter« (S. 37–52) zu, wobei ein von anonymem Hand 1439 verfasster Traktat im Zentrum seiner Untersuchung steht; anschließend geht Nedim Radić in seinem Beitrag »Im toten Winkel der Geschichte: Johannes von Wildeshausen als Bischof von Bosnien 1233/34–1237« (S. 53–70) auf eine bislang nur ungenau erschlossene Periode in der Karriere des späteren, vierten Ordensmeisters der Dominikaner ein; dann beschäftigt sich Matthias Standke (»Vom Stiften des Gemeinsinns und Gründen der Gemeinschaft: Textuelle Diskurspraktiken in den Ordensgründerle-

genden des Dominikus«, S. 71–95) mit einigen ausgewählten mittel- und frühneuhochochdeutschen Legenden des Ordensstifters, um aufzuzeigen, dass mit ihnen nicht nur Gemeinsinn evoziert, sondern sie auch bewusst zu diesem Zwecke zur Verwendung kamen; schließlich beleuchtet Guus Bary in »Die Errichtung der Ordensprovinz Germania Inferior (Niederdeutschland) 1515: Neuordnung der dominikanischen Territorialstruktur« (S. 97–119) den geo- und ordenspolitischen Kontext der im Anhang gedruckten Bulle *Decet Romanum Pontificem* Papst Leos X., wodurch die Errichtung einer eigenständigen, stark auf die Struktur der *congregatio Hollandiae* fußenden Ordensprovinz kanonisch abgeschlossen wurde.

Der zweite Teil »Wissen ist Macht« wendet sich mit insgesamt fünf Beiträgen dem vergleichsweise gut erschlossenen Bereich des dominikanischen Lehrsystems zu. Paul D. Hellmeier bespricht »Die Stellung des Studiums im frühen Predigerorden vor dem Hintergrund seiner Gründung aus der Chorherrentradition« (S. 123–141); Susanna Bulido del Barrio analysiert in ihrem Beitrag (*Sensus litteralis ad Psalmos et Prophetas*). Die Anweisung der Ältesten Konstitutionen der Dominikaner in den Schriften des Hugo von St. Cher, Albertus Magnus und Thomas von Aquin«, S. 143–181) detailreich den Literalsinn ausgewählter exegetischer Schriften der drei einflussreichen dominikanischen Theologen der Frühzeit; Julia Burkhardt liest das *Bonum universale de apibus* Thomas von Cantimpré als rezeptionsmächtiges Angebot dominikanischer Identitätsstiftung, dessen Attraktivität sie in der Verbindung von erbaulichem Schriftgut und universaler Naturbetrachtung sowie regionaler Kenntnis und ordensuniversaler Bedeutsamkeit begründet sieht (*Predigerbrüder im Bienenstock des Herrn. Dominikanische Identitäten im Bienenbuch* des Thomas von Cantimpré«, S. 183–206); Fiorella Retucci differenziert anschließend die Rezeptions- und Abgrenzungslinien in Heinrich Seuses »Buch der Wahrheit« im Hinblick auf die von Papst Johannes XXII. verurteilten Sätze aus Meister Eckharts Werken (*Die deutsche Dominikanerschule und Eckharts Verurteilung: der Fall Heinrich Seuse*«, S. 207–224), und schließlich nimmt Maxime Mauriège »Die dominikanische Prägung des ›Lehrsystems‹ der deutschen Mystik« näher in den Blick (S. 225–259).

Der dritte – wenn man so will kunst- und architekturgeschichtliche – Teil »Hören und Sehen« vereinigt fünf überwiegend als Fall- bzw. Objektstudien konzipierte Beiträge: Christina Andrä ordnet in »Ein Konvent im Spiegel seines Chorbuchs. Das Lektionar der Regensburger Dominikanerinnen« (S. 263–271) die in den 1270er-Jahren entstandene Handschrift des Frauenklosters in die liturgische Praxis des Klosters und des Ordenszweiges ein; Serafine Christine Kratzke bespricht das Bildprogramm der Lübecker Dominikaner vor dem Hintergrund seiner identitätsstiftenden Bedeutung (*Identitätsstiftung und Repräsentation bei den Lübecker Dominikanern. Neue Studien zum Burgkloster in der Hansestadt*«, S. 273–299); eine verwandte Deutungsperspektive ist dem Aufsatz von Livia Cárdenas über ausgewählte Darstellungen von Ordensheiligen und -bäumen aus dem 14. und 15. Jahrhundert unterlegt (*Genealogie und Charisma. Imaginationen dominikanischer Verwandtschaften im Spätmittelalter*«, S. 301–334); Vera Henkelmann präsentiert »Die Ausstattung von St. Johann in Dortmund. Multimediale Glaubensverkündung und Marienverehrung der Dortmunder Dominikaner im Spätmittelalter« (S. 335–362); und schließlich arbeitet Judith Venjakob in ihrem Beitrag »Zur bildlichen Darstellung eines *Formicarius*-Exempels. Der illusionistische Hexenflug im Titelholzschnitt zu Geilers Predigt ›Am mittwoch Rimmiscere. Von den Unholden oder von den Hexen‹, 1516« (S. 363–379) Rezeptionsbezüge und Eigenheiten der untersuchten Quelle heraus, die in der Darstellung der besprochenen frühneuzeitlichen Druckgrafik zum Ausdruck kommen.

Der abschließende vierte Teil »Das Eigene und das Fremde« versammelt wiederum klassische Zugriffe auf die dominikanische Geschichte, bei denen ordenspolitische Prozesse, spirituelle Ausrichtungen und soziokulturelle Wirkungen in den Vordergrund rücken. Walter Senner skizziert die sich in den frühen 1330er-Jahren zuspitzenden, zunächst ordens-

intern verlaufenden, sodann einen päpstlichen Eingriff nach sich ziehenden Konflikte, die in den breiteren Kontext der Verurteilung Meister Eckharts und des seit 1325 bestehenden Doppelkönigtums im Reich zu betten sind, und fügt die Edition von elf den Streitverlauf abbildenden Schreiben an (»„Konsens, Konflikt, päpstlicher Eingriff. Die ›Säuberungsaktion‹ in der Teutonia 1330–1334, S. 383–419); Ursula Overhage wendet sich in ihrem recht knappen Beitrag den Zerreißproben jener Zeit auf lokaler, in diesem Fall Dortmunder Ebene zu (»Konflikt und Konsens. Der Streit um das Dortmunder Dominikanerkloster 1309–1330«, S. 421–428); die folgenden zwei Aufsätze sind dann der Patrozinienforschung verhaftet: Sabine Schmolinsky diskutiert die Patroziniumswahl in den Klöstern des weiblichen Ordenszweiges (»Maria Magdalena oder Katharina als Patrozinien von Dominikanerinnenklöstern – arm oder reich?«, S. 429–441) und Klaus-Bernward Springer wertet systematisch die Patrozinien der Ordenshäuser aus und bespricht anschließend die grundsätzlichen spirituellen Konnotationen, welche mit der Wahl des oder der bestimmten Heiligen für die Einrichtung verknüpft waren (»Paulus, Maria, Johannes, Maria Magdalena und Katharina von Alexandrien. Vorbilder für Kontemplation und Andacht«, S. 443–480); Stefanie Monika Neidhardt stellt danach »Magdalena Kremerin und ihr[en] Umgang mit der Mystik in Zeiten der Observanz« (S. 482–498) vor; und abschließend spannt Peter Segl einen Bogen von der frühen dominikanischen Inquisition zu den Beteiligungen des Ordens an den Hexenverfolgungen des ausgehenden 15. und einsetzenden 16. Jahrhunderts (»Deutsche Dominikaner im Kampf gegen Dämonen, Ketzler und Hexen«, S. 499–529).

Es kann hier nicht der Raum sein, die literarische Qualität und den Erkenntnisgewinn der Beiträge im Einzelnen herauszuheben, sondern allenfalls die Zusammenschau an eingebrachten Forschungsthemen in der Gesamtheit zu würdigen. Dabei sind einige zentrale Beobachtungen wesentlich: Die Aufsätze bilden zwar ein breites Spektrum thematischer Zugriffe ab, ihnen gelingt es aber nicht immer, die Balance zwischen Detail und Einbettung in ein größeres Ganzes überzeugend zu formulieren. Gelegentlich zeigt der Rückgriff auf das generisch Bekannte, so muss man sagen, der Innovationskraft einzelner Beiträge doch ihre Grenzen auf. Auch die Themenzusammenstellung mit Überlappungen und Verdichtungen dort, wo die Forschung bereits vergleichsweise weit fortgeschritten ist, befördert den Eindruck, der Band bilde im Kern eher das vorhandene Wissen ab, als dass er neue Erkenntnisse freizusetzen oder weiterführende Forschungsfragen aufzuwerfen vermag. Dies hat am Ende sicherlich auch damit zu tun, dass die dominikanische Forschung (nicht nur) im deutschsprachigen Raum in sichtlich größerem Maße als ihr franziskanisches Pendant mit Forschungslücken und geringen Forschungskapazitäten zu kämpfen hat, sodass gegenwärtige Impulse in Umfang und Wirkung eher ›insular‹ bleiben. Andererseits: Das Fehlen eines dominikanischen Handbuchs oder zumindest einer auch das 14. und 15. Jahrhundert angemessen berücksichtigenden grundlegenden Darstellung, wie es etwa die franziskanische *Saxonia* in den letzten Dekaden aufzulegen vermochte, wird dieser Band zwar nicht wettmachen können, aber immerhin erlaubt er dem Leser, sich mit dem Wissens- und Diskussionsstand einzelner Themenbereiche der dominikanischen Geschichte, mal reichlich überblickshaft, mal ziemlich detailorientiert, vorzüglich vertraut zu machen.

Frederik Felskau

ROMAN LÖSCHINGER (HRSG.): Der Roggenburger Abt Georg Lienhardt (1717–1783) und die schwäbische Klosterkultur seiner Zeit. Roggenburg: Zentrum für Familie, Umwelt und Kultur 2017. 186 S. m. zahlr. farb. Abb. Brosch. € 15,00.

Mit Feierlichkeiten zum 300. Geburtstag des Prämonstratenserabtes Georg Lienhardt (1717–1783) hat die Klostergemeinschaft von Roggenburg diesen großen Ordensmann mit einer Historikertagung, einer Ausstellung und der hier angezeigten Festschrift in an-

gemessener Weise gewürdigt. Lienhardt, dessen Vita »dem Idealbild einer innerklösterlichen Karriere des 18. Jahrhunderts« entspricht (S. 12), gilt als der bedeutendste Abt der ehemals freien Reichsabtei Roggenburg. Während seiner Regierungszeit (1753–1783) entwickelte sich Roggenburg zu einem maßgebenden Zentrum prämonstratensischer Klosterkultur in der schwäbischen Zirkarie (Ordensprovinz).

Nach der Säkularisation wurde Roggenburg 1982 nach zwei nicht geglückten Versuchen der Abtei Averbode und des Stiftes Tepl im dritten Anlauf erfolgreich durch den ursprünglichen Orden, die Prämonstratenserchorherren, wiederbesiedelt. Seit 1982 hat es den Status eines abhängigen Priorats der im niederbayerischen Landkreis Straubing-Bogen gelegenen Prämonstratenserabtei Windberg (Diözese Regensburg). Seither hat es sich wieder zu einem beachtenswerten Zentrum klösterlicher Kultur in Schwaben entwickelt.

Die Reihe der Beiträge beginnt nach einem gemeinsamen Vorwort (S. 6f.) von P. Stefan Kling, Prior des Klosters, und P. Roman Lösching, Herausgeber der Festschrift, und einer gerafften Übersicht über die wichtigsten Lebensdaten Lienhardts (S. 9) mit dem Abdruck des Festvortrags von Prof. em. DDR. Ulrich Leinsle, Chorherr des oberösterreichischen OPraem-Stifts Schlägl. Er hielt sein Referat mit dem Titel »Vom Index der verbotenen Bücher zum »neuen Norbertus« Schwabens. Abt Georg Lienhardt – Eine Annäherung« (S. 11–23) im Rahmen eines öffentlichen Vortrags bei der historischen Fachtagung der Arbeitsgemeinschaft *Praemonstratensia* im Bibliothekssaal des Klosters Roggenburg. Dabei beschränkte sich Leinsle »auf bislang weniger beachtete Seiten, vor allem seine [Lienhardts] literarische Tätigkeit« (S. 12).

Das Verzeichnis des umfangreichen literarischen Werks (S. 25–41) des von 1753 bis 1783 regierenden Prälaten, der als Schriftsteller Bücher mit insgesamt über 5.000 Druckseiten (S. 6) hinterließ, ist Gegenstand der chronologisch aufgeführten »Werke Georg Lienhardts«. Sie sind gegliedert nach lateinischen Schriften (S. 25–32) und deutschen Werken (S. 32–41) und dort jeweils unterteilt nach handschriftlichen und gedruckten Veröffentlichungen.

Es folgt Georg Lienhardts umfangreiche Ansprache »Lob= Ehren= und Danck= Red Bey Hoher Einweyhung Der neu=erbauten Kirchen Des ohnmittelbaren freyen Reichs=Stifts Roggenburg des Heil. Exempten Ordens Canonicorum Praemonstratensium« aus dem Jahr 1759 (S. 43–63) zur Einweihung der Klosterkirche. Wie auch bei allen anderen Beiträgen sind die Fußnoten lesefreundlich in einer Randspalte auf der Höhe der Textstelle aufgeführt, auf die sie sich beziehen. Nochmals kommt der Abt und spätere Direktor des schwäbischen Reichsprälatenkollegiums selbst zu Wort, wenn es um »Thematische Auszüge aus den Predigten Lienhardts« geht (S. 65–91). Sie haben sein Priesterbild (S. 65–69), sein Abtsideal (S. 71–76), seine Marienfrömmigkeit (S. 79–85) und seine Auseinandersetzung mit der Aufklärung (S. 87–91) zum Inhalt.

Nach dem Abdruck der Totenrolle Lienhardts in Latein und in der von P. Leinsle besorgten deutschen Übersetzung (S. 95–117) nimmt die »Trauerrede auf den schmerzlichen Hintritt Weiland des Hochwürdigten des Heil. Römischen Reiches Prälaten Herrn, Herrn Georgius des Vierten« (S. 119–139), gehalten vom Ursberger [Anm. d. Verf.: Gründungskloster von Roggenburg] Professoren und nachmaligen Hofprediger von Herzog Carl Eugen von Württemberg, P. Ludovik Albrecht, mit einer eingehenden Würdigung der Leistungen des Verstorbenen breiten Raum ein.

Den Abschluss der Festschrift bildet der Katalogteil (S. 141–183) zur Sonderausstellung »Der große Georg – Abt und Reichsprälat zu Roggenburg (1753–1783) zum 300. Geburtstag (1717–2017)« im Klostermuseum. Die Ausstellung würdigt Lienhardt, den späteren Generalvikar der schwäbischen Zirkarie als Reichsprälat, als Inspirator der Ordensspiritualität, als vielseitigen Autor, als Bauherrn und Vollender, sowie als Förderer der Malerei und als Erbauer der Klosterbibliothek Roggenburg.

Erhard Schaffer

8. Stadt- und Landesgeschichte

MARCUS REUTER, ANDREAS THIEL: *Der Limes. Auf den Spuren der Römer*. Darmstadt: wbg Theiss 2019 (2. Auflage). 224 S. ISBN: 978-3-8062-3927-0. Geb. € 29,95.

Auch 15 Jahre nach der Welterbe-Auszeichnung des Obergermanisch-Raetischen Limes im Juli 2005 ist das Interesse einer breiten Öffentlichkeit an dem römischen Abschnitt unserer Landesgeschichte ungebrochen. Vor diesem Hintergrund erscheint das zu besprechende Buch, nach seiner ersten Veröffentlichung 2015, nun in zweiter unveränderter Auflage als Jubiläumsband.

Das prachtvolle Werk mit über 220 Seiten und ebenso vielen Abbildungen aus der Feder zweier renommierter Archäologen bietet eine aktuelle und fachlich fundierte Bestandsaufnahme der Überreste des Limes und der archäologischen Forschungen am größten Bodendenkmal Europas.

Der in fünf Kapitel gegliederte Band beschränkt sich dabei aus guten Gründen weder zeitlich noch räumlich auf den bisher als Welterbe anerkannten Limesabschnitt des 2. und 3. Jahrhunderts n. Chr. zwischen Rhein und Donau. In die Betrachtungen einbezogen werden auch die weiteren Grenzabschnitte am Niederrhein und entlang der Donau, die in den nächsten Jahren ebenfalls als UNESCO-Welterbe ausgezeichnet werden sollen. Der Leser bekommt somit einen breiten Überblick über die römische Reichsgrenze zwischen Nordsee und Inn auf dem Gebiet der römischen Provinzen *Germania Inferior*, *Germania Superior* und *Raetia*, von den ersten Eroberungen unter Augustus bis zum Ausbau des spätantiken Limes im 4. Jahrhundert n. Chr. Die augenfälligen landschaftsbedingten Unterschiede, von den nassen Flussgrenzen (*ripae*) zu den mit unterschiedlichen Sperranlagen gesicherten Landgrenzen (*limites*), werden dabei ebenso deutlich wie das vielfältige Spektrum der militärischen Einrichtungen von den Wachtürmen bis zu den Legionslagern.

Im ersten Kapitel wird die Entwicklung der römischen Okkupation an Rhein und Donau von den Germanenkriegen des Augustus bis zum Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr. dargestellt. Anhand der literarischen und archäologischen Quellen gelingt den Autoren eine kompakte Darstellung der historischen Ereignisse sowie der sich wandelnden römischen Expansionspolitik. – In den folgenden drei Kapiteln erwartet den Leser eine aktuelle Beschreibung der archäologischen Überreste der Limesanlagen in den drei Grenzprovinzen Niedergermanien, Obergermanien und Raetien, wobei von Nordwesten nach Südosten alle wichtigen Limesorte vorgestellt werden. Das fünfte und letzte Kapitel beschäftigt sich mit dem Ende des Limes um 250/260 n. Chr. und erläutert eindrücklich die vielschichtigen Gründe und Auswirkungen der tiefen Krise des römischen Reiches im 3. Jahrhundert n. Chr. Deren Überwindung gelang durch eine Neuorganisation der Grenzverteidigung sowie des gesamten politischen Systems in Gestalt des spätantiken Kaisertums. Zum Abschluss folgt schließlich ein kurzer Ausblick zum Umgang mit dem Limes in nachrömischer Zeit. Die Entwicklung der Limesforschung in Deutschland wird hier ebenso behandelt wie aktuelle Fragen des Tourismus und des Welterbe-Managements.

Die auf dem neuesten Forschungsstand fundiert und verständlich geschriebenen Texte werden durch eine Fülle an Fotos originaler Fundobjekte, konservierter und rekonstruierter Anlagen, Landschaftsaufnahmen sowie Karten und Plänen illustriert. Separate Textkästen erläutern spezielle Einzelaspekte. Ein Glossar, eine ausgewählte Literaturliste und ein Register runden die Darstellung ab. Als einziger Kritikpunkt ist zu nennen, dass die Germanen, zu deren Abwehr und Kontrolle der Limes errichtet wurde, nur am Rande bzw. als Gegner erwähnt werden. Ein kurzer Überblick über deren Siedlungen und Hinterlassenschaften jenseits der verschiedenen Grenzabschnitte hätte das Gesamtbild abgerundet. Trotzdem, ein rundum empfehlenswertes Buch für alle, die erstmalig oder immer wieder auf den Spuren der Römer unterwegs sind.

Martin Kemkes

HARALD DERSCHKA, JÜRGEN KLÖCKLER (HRSG.): Der Bodensee. Natur und Geschichte aus 150 Perspektiven. Jubiläumsband des internationalen Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung 1868–2018. Ostfildern: Jan Thorbecke (Verlagsgruppe Patmos) 2018. 320 S. m. zahlr. farb. Abb. ISBN: 978-3-7995-1724-9. Geb. € 25,00.

Anlässlich des 150-jährigen Bestehens des internationalen Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung erschien im renommierten Jan Thorbecke Verlag im Oktober 2018 der Jubiläumsband: »Der Bodensee. Natur und Geschichte aus 150 Perspektiven«. Der umfangreiche Sammelband beleuchtet den Bodenseeraum vorwiegend grenzüberschreitend, denn wie der Historiker Otto Feger vertritt auch der Verein bis heute die Ansicht, dass der Bodenseeraum für jede einzelne Epoche individuell bestimmt werden muss. Demnach können, unabhängig von Staatsgrenzen, auch bestimmte Städte ohne direkte Seeanbindung für einen gewissen Zeitraum dem Bodenseeraum angehören, da sie die Region aus ökologischer, ökonomischer oder kultureller Sicht entscheidend prägten (vgl. Otto FEGER, *Geschichte des Bodenseeraumes*, Bd. 1: Anfänge und frühe Größe, Sigmaringen – Lindau – Konstanz 1975). Dieses Alleinstellungsmerkmal des seit 1868 international agierenden landeshistorischen Vereins spiegelt sich auch in der Auswahl der Autorenschaft wider. Ausgewiesene Experten verschiedenster Forschungseinrichtungen rund um den See und darüber hinaus schildern episodenhaft, angelehnt an das Jubiläum, anhand von 150 Kurzbeiträgen den vielfältigen Lebensraum und die Landschaft des Bodensees.

Die weitestgehend chronologischen doppelseitigen Beiträge sind mit farbigen Abbildungen versehen, die dem interessierten Laien einen kurzweiligen Einblick in ein breit gefächertes Themenspektrum geben. Die Aspekte reichen von archäologischen Funden über naturwissenschaftliche Begebenheiten bis hin zur Kulturgeschichte. Aus dieser Fülle an Einzelbeiträgen sollen im Folgenden ausgewählte Episoden die Qualität und die Besonderheiten des Buches verdeutlichen. Anhand von Objekten wie dem »Lindauer Löscheimer« wird grenzüberschreitende Solidarität greifbar. Andres Stehli, Leiter des Museums Heiden, erinnert mit diesem alltagsgeschichtlichen Gegenstand an den Großbrand der Stadt im Jahr 1838 (S. 164f.). Auch wenn die Lindauer Feuerwehr den Appenzellern über den Bodensee vergebens zur Hilfe eilte, hatte dieser selbstlose Einsatz eine bis heute sichtbare Verbundenheit zur Folge: Am 1. August, dem Schweizer Nationalfeiertag, senden die Lindauer durch ihre gelöschten Hafенlichter den »Lindauer Gruß«, während die Heidler sichtbar und lautstark mit einem Feuerwerk antworten. Ebenso zeigt der Beitrag des Historikers David Bruder (S. 102f.) die symbolische Verbundenheit rund um den Bodensee auf besondere Weise. Auch wenn die im 16. Jahrhundert gefertigte hölzerne Büste des heiligen Johannes künstlerisch eher unbedeutend ist, manifestiert sich an ihr eine religiöse Tradition, die die deutsche Gemeinde Münsterlingen mit dem schweizerischen Hagnau verbindet. Beim seltenen Wetterphänomen der »Seegfrörne« wird die Büste des Heiligen in einer Prozession über den zugefrorenen Obersee getragen. Neben allem Einenden kommen in der Publikation auch regionale Besonderheiten zur Sprache. Diese werden dem Leser anhand von architektonischen Phänomenen wie den Heidenhöhlen (S. 42f.) oder städtischen Wahrzeichen wie dem Konstanzer Kaufhaus (S. 160f.) nähergebracht. Mit dem Müller-Thurgau als »erfolgreichster Rebenzüchtung der Welt« (S. 230f.) thematisiert der Jubiläumsband auch Erzeugnisse des Bodenseeraums, die Weltruf genießen. Das Werk bietet dem interessierten Leser zudem die Möglichkeit, das Gelesene durch Literaturhinweise in den beigefügten Fußnoten vertiefen zu können. Jedoch muss kritisch angemerkt werden, dass nicht jeder der 150 Beiträge solche Angaben und Quellenbelege aufweist (u. a. S. 84f.; S. 228f.). Auch werden vereinzelt Fachbegriffe speziell im kunstgeschichtlichen Bereich nicht erklärt, was den Laien fragend und unbefriedigt zurücklässt (S. 54f.).

Insgesamt ist es den Herausgebern Harald Derschka und Jürgen Klöckler mit dem Jubiläumsband gelungen, sowohl den Vereinsmitgliedern als auch interessierten Laien einen kurzweiligen, unterhaltsamen und informativen Einblick in die facettenreiche Natur und Geschichte des Bodenseeraumes zu bieten.

Daniela Schilhab

MATTHIAS STEUER: Spurensuche mit Herrn Hariolf. Die Vita Hariolfi (nicht nur) für Kinder. Mit Illustrationen von Jutta-Judith Wettemann-Ebert. Ellwangen: Tourismusverein Ellwangen 2015. 104 S. keine ISBN. Geb. € 23,00.

Die Stadt Ellwangen an der Jagst im Nordosten Baden-Württembergs hat im Jahr 2014 einen großen Geburtstag gefeiert. Sie wurde 1.250 Jahre alt – Anlass für Matthias Steuer, den Leiter des Ellwanger Schlossmuseums, die Gründungsgeschichte der Stadt für Familien zu erzählen. Daraus wurde ein Buch, das sich für alle geradezu spannend und abenteuerlich liest. Am Anfang, im Jahr 764, stand die Jagd auf einen riesigen Elch. Ob er der Stadt ihren Namen gab – »Elehenfanc« = Ellwangen – weiß niemand so ganz genau. Auf jeden Fall erzählten es sich die Mönche des heiligen Benedikt als Gründerlegende ihres Klosters. Aufgeschrieben hat sie der 20-jährige Mönch Ermenrich so, wie sie ihm sein 80-jähriger Mitbruder Mahtolf diktiert hat. Der hat den Elchjäger Hariolf aus dem Jahr 764 noch gekannt und war sogar mit ihm verwandt. Was Ermenrich aufschrieb, hat sich zum Glück noch Wort für Wort in der »Vita Hariolfi«, der lateinischen Lebensbeschreibung von Hariolf, der Kloster und Stadt Ellwangen an der Stelle gründete, wo er den Elch erlegt und nächtliches Glockengeläut gehört hatte, bis heute erhalten. Darin ist nachzulesen, wie Hariolf aus der Stadt Langres in Frankreich in das Gebiet des heutigen Ellwangen kam, das seiner adeligen Familie als Lehen übertragen worden war. Hariolf war zuvor in der Nachfolge seines älteren Bruders Erlolf Bischof in Langres geworden. Seine Klostergründung in Ellwangen, die er unter den Schutz des Frankenkönigs Pippin und seines Nachfolgers Karl der Große gestellt hatte, wuchs und gedieh. Nachwuchs kam aus der ganzen Umgebung, viele arbeiteten beim Bau des Klosters, dienten ihm mit ihrem Vermögen und viele traten ins Kloster ein. Zeitweise waren es bis zu 150 Mönche. Hariolf hatte seinen Bruder, Bischof Erlolf, gebeten, ihm bei der Klostergründung zu helfen.

Ermenrich, der die Vita etwa um das Jahr 850 schrieb, wurde zum siebten Nachfolger von Abt Hariolf. Das Original der lateinischen Handschrift wurde bei einem großen Klosterbrand zerstört. Erhalten blieb jedoch eine Abschrift aus dem Jahr 1150. Über Jahrhunderte wurde im Ellwanger Konvent in der Nacht des Todestages Hariolfs, dem 13. August, die »Vita Hariolfi« vorgelesen. Die Gebeine Hariolfs und Erlolfs werden in einem wertvollen Schrein im südlichen Querschiff der Basilika Ellwangen aufbewahrt. Der goldfarbene Schrein steht auf einem Sockel unter einer etwa 500 Jahre alten Gedächtnistafel aus Bronze. Darauf sind die beiden Brüder als Äbte bzw. als Bischöfe mit Stab und Mitra abgebildet. Über ihren Häuptern halten die beiden Brüder das Modell der Basilika. Auf der Umschrift der Tafel werden sie als »Gründer dieses Ortes« bezeichnet. Matthias Steuer hat den lateinischen Wortlaut und die 1964 von Viktor Burr gefertigte deutsche Übertragung der »Vita Hariolfi« in den Anhang seines Buches aufgenommen. Fotos geben einen Eindruck von der ältesten, aus dem Jahr 1150 stammenden lateinischen Handschrift, wie sie als gebundenes Buch zwischen einem Meter hohen Deckeln in der Württembergischen Landesbibliothek aufbewahrt wird.

Im Anhang ist auch das »geheimnisvolle Schatzkästchen« erwähnt, das bei den Führungen durch die Basilika das besondere Interesse der Kinder weckt. Das Kästchen wurde im Jahr 1959 bei Bauarbeiten im Boden der Basilika gefunden. Forscher sagen, dass es ungefähr 100 Jahre nach der Klostergründung, also um das Jahr 864 angefertigt worden sei. Damit handelt es sich um das älteste Kunstwerk aus dem Kloster Ellwangen.

Was in Ellwangen heute noch an Hariolf erinnert, erörtert Matthias Steuer in einem weiteren Kapitel des Anhangs. Im Kalender der Kirche ist Hariolf als Heiliger verzeichnet. An seinem Gedenktag, dem 13. August, wird in der Ellwanger Basilika ein Festgottesdienst gefeiert. Manche Familien taufen einen ihrer Söhne auf den Namen Hariolf. Außer einem katholischen Kindergarten trägt ein Gymnasium den Namen des Kloster- und Stadtgründers. Ein Hariolf-Rundweg führt auf 2,5 Kilometern Länge zu 14 Stelen von wichtigen Persönlichkeiten aus der Ellwanger Geschichte.

Johannes Müller

ERWIN FRAUENKNECHT, PETER RÜCKERT (BEARB.): Mechthild (1419–1482) im Spiegel der Zeit. Begleitbuch und Katalog zur Ausstellung des Landesarchivs Baden-Württemberg, Hauptstaatsarchiv Stuttgart (Sonderveröffentlichungen des Landesarchivs Stuttgart). Stuttgart: W. Kohlhammer 2019. 248 S. m. zahlr. farb. Abb. ISBN 978-3-17-036526-1. Kart. € 20,00.

Mechthild von der Pfalz wird seit langem im südwestdeutschen Raum als bedeutende Frauengestalt wahrgenommen. Dies geschieht nicht nur wegen der durch sie entstandenen dynastischen Verbindungen zwischen der Pfalz und Württemberg, sondern wegen ihrer kulturgeschichtlichen Rolle als Mäzenin und Initiatorin der Gründung der Tübinger und Freiburger Universität. Der auf einer Ausstellung basierende Aufsatz- und Katalogband nimmt Mechthilds 600-jährigen Geburtstag zum Anlass, dieser schillernden Persönlichkeit weiter auf den Grund zu gehen und Zeugnisse von ihr und ihrer Umgebung neu zu untersuchen. Der Sammelband ist insgesamt in sieben Kapitel unterteilt, die sich an den Lebensstationen vom Heidelberger Hof, zum Stuttgarter und Uracher Schloss bis hin zum Rottenburger Hof erstreckt.

Erwin Frauenknecht beginnt diese umfassende Sammlung an Aufsätzen mit seiner Untersuchung Mechthilds in ihren dynastischen und politischen Beziehungen. Er kann zeigen, dass es sich bei der Fürstin um eine Frau handelte, die sich innerhalb dynastisch-politischer Familienbande zu behaupten wusste. Stärkstes Beispiel dafür ist, dass Mechthild nach dem Tod ihres zweiten Ehemannes Albert VI. von Habsburg ihr Heiratsgut nutzte, um für sich eine Form selbstständiger Herrschaft und politischer Wirksamkeit zu schaffen. Die Wirkmächtigkeit ihres Handelns zeigt sich an ihrem Versuch, ihr Witwen-gut ihrem Sohn Eberhard zu transferieren.

Der Mitwirkung der Landesfürstin bei der Gründung der Universität Tübingen widmen sich Sigrid Hirbodian und Sophie Prasse. Die Autorinnen zeigen Mechthilds mannigfaltiges Einwirken nicht nur auf die Tübinger, sondern auch auf die Freiburger Universität. Zwar kann ein Streit um die Pfarrei Sülchen-Rottenburg nicht als deutliches Zeichen Mechthilds Partizipation um Bemühungen der finanziellen Absicherung von Freiburger Professorenstellen gesehen werden, aber der Freiburger Universitätsgründer Matthäus Hummel war enger Berater Pfalzgraf Friedrichs des Siegreichen und ist an Mechthilds Hof bezeugt. Kontrastierend zur Freiburger Universität zeigt sich Mechthilds Anteil an der Gründung der Tübinger Universität: Die Ausstellung von geistlichen Pfründen, die Einholung von wichtigen Privilegien sowie die vermutliche Bereitstellung von Holz zum Bau der Universitätsgebäude weisen auf eine enge Zusammenarbeit zwischen Eberhard und seiner Mutter bei diesem Unterfangen. Die Autorinnen schließen ihren Beitrag mit der Vermutung, dass Mechthild durch ihre persönlichen Erfahrungen bei der Gründung der Universitäten von Freiburg und Heidelberg Wissen und Beziehungen für ihr Vorgehen in Tübingen sammelte.

Gudrun Bamberger und Jörg Robert stellen die Frage nach Renaissance und Ritterromantik an Mechthilds »Mushof«. Anhand der Schriften »die Mörin«, dem »Spiegel«

und der »Unminne« Hermann von Sachsens sowie Niklas von Wyles Übersetzungen entwickeln die beiden Autoren die These, dass an Mechthilds Hof ritterliche Tugenden neben humanistischen Übersetzungen koexistierten. Die Autoren zeigen anschaulich, dass scheinbare Gegensätze wie Renaissance und Ritterkultur oder Hofkultur und Humanismus nebeneinander stehen bleiben konnten. Allerdings setzte sich – sicherlich auch durch italienischen Einfluss – mit dem Tod Sachsenheims die humanistische Linie letztendlich durch.

Peter Rückert zeichnet auf spannende Weise die Beziehung zwischen Mechthild, ihrem Sohn Eberhard und ihrer Schwiegertochter Barbara Gonzaga nach. Barbara von Mantua war durch Heirat nach Württemberg gekommen und brachte an den Uracher Hof nicht nur die italienische Sprache, sondern auch die Renaissance mit. Rückert kann anhand von Briefen nachweisen, dass Mechthild der Schwiegertochter eine gute Ratgeberin war und Barbara auch in Mechthilds Testament ausdrücklich bedacht wurde. Der Autor zeigt, dass die beiden Frauen viele Parallelen in ihrem Leben aufwiesen, was sie vielleicht verband: sie waren umworbene Bräute, pflegten den Umgang am Hof und lebten beide tiefe Religiosität. Unterschiede finden sich in ihrer Auffassung der Mutterrolle, aber auch in ihren genutzten Handlungsspielräumen als Fürstinnen.

Ähnliche sozio-kulturelle sowie familiäre Hintergründe untersucht Anja Thaller in Bezug auf Mechthild von der Pfalz und Margarethe von Savoyen. Ein zwar nur einseitig erhaltener Briefwechsel (1468–1479) zeigt die enge Beziehung der beiden Fürstinnen zueinander, die zu Ende des 15. Jahrhunderts durch Mechthilds Aufenthalt in Böblingen und Margarethes Verbleiben in Stuttgart räumlich nicht weit voneinander getrennt waren. Thaller kann erstmals durch Handschriftenabgleich anhand eines Zettels nachweisen, dass die beiden Fürstinnen auch Literaturaustausch pflegten.

Melanie Prange widmet sich in ihrem Beitrag der Frage nach Stiftungen und Kunstförderung Mechthilds zur Förderung ihres Seelenheils. Vor dem Hintergrund großer Überlieferungsverluste zeigt Prange, dass Mechthild sich als Stifterin an zahlreichen sakralen Orten wie z. B. der Tübinger Stiftskirche hervortat. Nicht nur Baumaßnahmen, auch Ausstattung unterstützte die Fürstin. Prange zeigt anschaulich, dass die Geschichtsschreibung Mechthilds Memoriabemühungen als *devota mulier in Deum* bewertete. Neben diesen Bemühungen zeigt die Autorin, dass sich Mechthild in der Tradition des Heidelberger Hofes um Kunstgegenstände zur Präsentation am Hof bemühte, aber auch gezielt eigene Akzente setzte.

Herbert Aderbauer geht auf die Überlieferungsgeschichte Mechthilds in Rottenburger Chroniken ein. In akribischer Arbeit listet der Autor alle regionalen Geschichtswerke auf, in denen Mechthild seit dem 16. Jahrhundert genannt wurde. Er kann zeigen, dass die Fürstin als milde Stifterin und selbstständige Regentin rezipiert wurde, während die Zimmersche, eigentlich für die Familie konzipierte Chronik mit ihrer Beschreibung Mechthilds als lüsterne Witwe keine Bedeutung für die Geschichtsschreibung hatte. Lücken weisen die Chroniken in Bezug auf Mechthilds Musenhof und ihr regionales Wirken auf.

Die heutige Bedeutung Mechthilds für die Rottenburger Fasnet nimmt der Autor Karlheinz Geppert in den Blick. Basierend auf der Chronik der Grafen von Zimmern ordnet der Autor die Aussage, dass man an Mechthilds Hof »auch cöstliche vasnachten gehalten« habe, in die Zeit bis heute ein. Er zeigt Mechthilds Popularität in einigen Städten Württembergs und greift moderne Erinnerungskultur in den Städten Rottenburg, Sindelfingen und Böblingen auf.

Insgesamt bietet sich dem Leser mit diesem Ausstellungskatalog ein buntes Potpourri an neuester Forschung über Mechthild von der Pfalz, dem sich ein gut gestalteter und ausführlicher Katalog mit handschriftlichen Quellen, Landkarten und Zeittafeln zum besseren Verständnis anschließt.

Stefanie Monika Neidhardt

WOLFGANG MÄHRLE (HRSG.): Spätrenaissance in Schwaben: Wissen – Literatur – Kunst (Geschichte Württembergs. Impulse der Forschung, Bd. 2). Stuttgart: W. Kohlhammer 2019. 509 S. mit Abb. ISBN 978-3-17-033592-9. Kart. € 35,00.

Der Band versammelt 18 Aufsätze, die auf Referate zweier Tagungen des Arbeitskreises für Landes- und Ortsgeschichte im Verband der württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine 2015 und 2016 zurückgehen. Einige Autoren haben allerdings für die Drucklegung ihre Beiträge nicht nur überarbeitet, sondern auch stark ergänzt, so dass deren Umfang ganz unterschiedlich ist und zwischen acht und siebenzig Seiten schwankt. Wie der Titel des Buches anzeigt, werden in ihm die Wissenschaften, die Literatur und die Kunst in Schwaben thematisiert, und zwar in der Zeit zwischen 1530 und 1650. »Spätrenaissance« nennt der Herausgeber diese Jahrzehnte, wohl wissend, dass – wie er selbst schreibt – dieser Begriff »in der deutschen Geschichtswissenschaft als Epochenbezeichnung nicht etabliert ist«. Er beruft sich dabei in seinem den Band eröffnenden Beitrag »Spätrenaissance als Epochenbegriff« auf das von Peter BURKE 1998 publizierte Buch »*The European Renaissance. Centres and Peripheries*« und schließt sich dessen dort begründeten Periodisierungsvorschlägen an.

Zur Klärung der Frage, was denn unter »Schwaben« zu verstehen sei, trägt ein zweiter einleitender Aufsatz bei, in dem Wolfgang Wüst sich mit den »Landes-, Gerichts- und Policy-Ordnungen der schwäbischen Reichsstände« und den sich darin spiegelnden »Identitäten« beschäftigt. Ihm zufolge werden dann zur historischen Region »Schwaben« die Territorien und Reichsstädte des Schwäbischen Reichskreises sowie die »im schwäbischen Raum gelegenen ritterschaftlichen Gebiete und die dortigen Besitzungen der Häuser Habsburg und Wittelsbach (Schwäbisch-Österreich und Teile von Pfalz-Neuburg) gerechnet«. Manche der Autoren zeigen dennoch eine gewisse Scheu vor dem auch im Buchtitel gebrauchten Wort »Schwaben« und verwenden dafür lieber die Worte »Südwestdeutschland« oder »deutscher Südwesten«.

Gegliedert ist der Sammelband nach der Einleitung in fünf Kapitel. Im ersten geht es um »Gelehrsamkeit und Wissenschaft«. Den Reigen eröffnet Peter O. Müller mit einem Blick auf die Lexikographie in Schwaben zwischen 1550 und 1650. Danach zeigt Ulrich Reich, wie drei Gelehrte »mit schwäbischen Wurzeln« – Johannes Vögelin aus Heilbronn (um 1490–1549), Johann Scheubel aus Kirchheim u. T. (1494–1570) und Michael Stifel aus Esslingen (1486/87–1567) – zu Wegbereitern der Algebra in Europa wurden. Johannes Dillinger verfolgt den Weg alchemistischer Arbeit zur Institutionalisierung in Württemberg während der Regierungszeit von Herzog Friedrich I. (1593–1608). Mit einer sehr lesenswerten Untersuchung zu den »Anfängen osmanischer Sprachstudien im 16. und 17. Jahrhundert an der Universität Tübingen« beackert Stefan Hanß ein bislang wenig beachtetes Forschungsfeld. Ein Beitrag von Thomas Schölderle über Gesellschaftskritik, Humor und Sozialkritik in den Renaissance-Utopien von Johann Eberlin, Kaspar Stiblin und Johann Valentin Andreae beschließt sodann dieses erste Kapitel des Buches.

Das zweite Kapitel »Gelehrte und Poeten in der *respublica litteraria*« umfasst drei Aufsätze. In einem erinnert Wolfgang Mährle an das Diarium von Martin Crusius in der Tübinger Universitätsbibliothek. Nachdrücklich verweist er darauf, dass die Aufzeichnungen des Tübinger Professors und Philhellenen, obwohl bereits 1927 eine Teiledition erfolgte, noch immer einer gründlichen Auswertung harren. »Lohnend« seien die rund 6.000 eng beschriebenen Seiten, so meint er mit Recht, nicht nur für die »moderne Selbstzeugnisforschung«, sondern auch für die »Forschungen zu Konzeptionen frühneuzeitlicher Subjektivität sowie für transkulturelle Studien«. Die beiden anderen Aufsätze (von Philipp Knüpfner und Magnus Ulrich Ferber) kreisen um den Briefwechsel des späthumanistischen Poeten Nikodemus Frischlin, dem Kollegen und Erzfeind des Martin Crusius.

Von »Bildungseinrichtungen und Bildungskonzepten« handelt das dritte Kapitel. Nach einem eher allgemeinen Überblick zu den »Bildungslandschaften um 1600 in

Schwaben« von Sabine Holtz richten Tobias Binkert und Silke Schöttle ihr Augenmerk auf Details. Am Beispiel zweier Söhne aus dem Hause der Truchsessen von Waldburg, die von 1608 bis 1611 das Jesuitenkolleg in Konstanz besuchten, zeichnet Binkert ein sehr anschauliches Bild der Schulwirklichkeit, der Betreuung und Unterkunft sowie der dortigen Bildungsinhalte. Nicht minder anschaulich liest sich der Beitrag von Schöttle. Sie belegt, wie sich die »frühneuzeitlichen Exerzitien- und Sprachmeister« vom Ende des 16. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts an den Universitäten und Adelsakademien etablierten und »mit ihrem praxisbezogenen Lehrangebot im Reiten, im Fechten, im Tanzen, im Ballspiel und im Italienischen und im Französischen« den Studenten auch in Basel, Heidelberg, Straßburg und Tübingen »überfachliche Fertigkeiten« vermittelten.

Das auch schon zuvor immer wieder angeklungene Thema »Literatur« wird im vierten Kapitel nochmals aufgegriffen und vertieft. Den Auftakt bildet eine kleine Skizze von Klaus Wolf zum Schultheater. Kurz und bündig kommt er nach sechs Textseiten zum Ergebnis: »Eine Geschichte des schwäbischen Schultheaters wäre in Zukunft nach erfolgter umfangreicher Quellenarbeit erst noch zu schreiben«. Anders denn Heiko Ullrich, der ganz ausführlich – und nicht immer leicht zu lesen – darlegt, wie Martin Opitz in seinem »Buch von der deutschen Poeterey« (1624) den »ersten Dichter des deutschen Barocks«, nämlich den herzoglich württembergischen Sekretär Georg Rodolf Weckherlin, von der »Bühne verdrängt«, indem »er besonders dessen Metrik diffamiert«. Die Grundlage seiner Überlegungen bildet der auf 1616 datierte »Triumph« Weckherlins, ein Werk, das »literarhistorisch eher der (manieristischen Spät-) Renaissance, der (neuplatonischen) Hof- und Akademiekultur sowie dem (kämpferischen) Konfessionalismus der älteren als dem (Opitzens Reformpoetik verpflichteten Früh-) Barock, der (kriegsbedingten bürgerlichen) Jenseitsorientierung und der (neostoizistischen) Irenik der jüngeren Epoche zuzuschlagen ist«. Abgerundet wird das Kapitel durch einen Beitrag von Johannes Klaus Kipf über die humanistische Fazetienliteratur in Schwaben. Im Mittelpunkt seiner Studie zu den »Schwankbüchern« steht die Übersetzertätigkeit von Daniel Federmann.

Unter dem Stichwort »Bildende Kunst« findet man im fünften und letzten Kapitel drei Aufsätze subsumiert. Zunächst erläutert Andreas Tacke anhand der Malerzunftordnungen von Biberach und Memmingen die rechtlichen Rahmenbedingungen für künstlerische Tätigkeiten, wobei für ihn die Frage offenbleibt, ob der herrschende Zunftzwang »die Kunst eher gefördert oder behindert hat«. Die zwei weiteren Beiträge zur Bildenden Kunst befassen sich mit der Architektur »in Südwestdeutschland« vom 15. bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts: Christian Ottersbach bietet einen Überblick zur Entwicklung des Ausbaus von Städten zu Festungen und zeigt dabei auf, wie die von ihm als Beispiele ausgewählten Reichs- und Landstädte ganz unterschiedliche »Antworten auf die neue Bedrohung durch immer effizientere Feuerwaffen« gefunden haben. Mit »dem Baukörper« und »der Raumgliederung« des Schlossbaues beschäftigt sich Stephan Uhl. Er stellt schließlich fest, dass der »Schlossbau der Spätrenaissance ein Sammelbecken vielfältiger Formen und Konzeptionen« ist, »von denen einzelne absterben, andere aber die nachfolgende Zeit mitbestimmen.«

Die 2017 eröffnete neue Publikationsreihe des Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins trägt den Titel »Geschichte Württembergs. Impulse der Forschung«. Der hier vorliegende zweite Band darf für sich in Anspruch nehmen, beide im Reihentitel vermerkten Ziele zu erfüllen. Er bringt Neues zur Geschichte Württembergs und vermittelt, wie im Vorwort erhofft, »Impulse für die Forschung und die wissenschaftliche Diskussion über die Kultur- und Bildungslandschaften des Alten Reiches«. Gelungen ist den Initiatoren der beiden Tagungen darüber hinaus, wie erhofft, ein guter Hinweis »auf die kulturellen Entwicklungen in den mittelgroßen und kleinen Territorien und Städten« in Schwaben. Um über den »regionalgeschichtlichen Ansatz« zu »neuen Erkenntnissen über die Entwicklung von Gelehrsamkeit und Kunst [allgemein] zu gelangen« – dazu

bedarf es allerdings, zumal manche Bereiche, wie etwa die Musikgeschichte außen vorbleiben mussten, noch manch weiterer Forschung und Diskussion.

Wilfried Setzler

ANDREA RIOTTE: Diese so oft beseufzte Parität. Biberach 1649–1825: Politik – Konfession – Alltag (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B: Forschungen, Bd. 213). Stuttgart: Kohlhammer 2017. 779 S., 28 sw-Abb., 6 Tab., 8 Farbtafeln. ISBN 978-3-17-033577-6. Geb. € 64,00.

Dieses umfangreiche und vorzüglich illustrierte Buch stellt eine beeindruckende Summe der quellennahen Untersuchungen dar, die Andrea Riotte seit ihrer 1987 an der Universität Tübingen abgeschlossenen Magisterarbeit über die »Konfessions- und Verfassungskonflikte am Ende des 17. Jahrhunderts« bis zu ihrer 2012 in Tübingen abgeschlossenen und anschließend bis Februar 2017 überarbeiteten Dissertation durchgeführt hat.

Ein Werk der *longue durée*, wie sie zurecht im Vorwort schreibt, in welchem jeder Leser auch ein persönliches Lebenswerk wahrnehmen wird. Die 32 klein gesetzten Seiten, die am Anfang dem Quellen- und Literaturverzeichnis gewidmet sind, sowie Tausende Anmerkungen, die am Fuß jeder Seite zu lesen sind, weisen dies auf den ersten Blick nach. Daraus ergibt sich nämlich der Eindruck, dass die Autorin tatsächlich so gut wie alle ungedruckten und gedruckten Quellen sowie alle Bücher und Aufsätze, die mit der Geschichte von Biberach vom Beginn des 17. Jahrhunderts bis zur zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu tun haben, gelesen und rezipiert hat.

Als Ziel hat sich die Autorin gesetzt, den »Versuch einer realistischen Einschätzung der Parität« (S. 5) zu unternehmen, ohne sich von der kritischen Wahrnehmung dieser Form konfessioneller Koexistenz durch die Aufklärung verunsichern zu lassen. Diese kann man insbesondere in den Schriften und Briefen von Christoph Martin Wieland nachlesen, der 1733 als Pfarrerssohn in der Nähe von Biberach geboren wurde, in dieser Stadt zwischen 1760 und 1772 Senator und Kanzleiverwalter war und in den Jahren 1761 bis 1764 eine unglückliche Liebe mit der katholischen Bürgerstochter Christine Hogel durchlebte (eine »langjährige Affäre«, die im Übrigen in den städtischen Quellen mit keinem Wort erwähnt wird, wie die Verfasserin S. 527 notiert).

Nach einer ausführlichen Einleitung, die sich mit der Thematik der Parität und den zur Verfügung stehenden Quellen auseinandersetzt, befasst sich das erste Kapitel mit der Einführung der Parität 1649, mit ihrer kontroversen Wahrnehmung wie auch mit der konkreten Umsetzung der Bestimmungen des Friedensvertrags. Die Reichsstadt Biberach hatte während des Dreißigjährigen Krieges gut die Hälfte ihrer Bevölkerung verloren. Die harte Hexenverfolgung kostete zwischen 1647 und 1658, zuerst unter evangelischer Bestimmung und dann in einem paritätischen Kontext, mindestens 25 Frauen das Leben. Diese Radikalisierung wurde möglich, weil, so die Ansicht der Verfasserin, viele Katholiken wie auch Protestanten der Meinung waren, »die soziale Ordnung sei aus den Fugen geraten« (S. 89).

Das nächste Kapitel stellt auf 150 Seiten sehr detailliert und in einer chronologischen Perspektive das »Kirchen- und Schulwesen der paritätischen Stadt« dar. Die Verfasserin hebt die wichtigen Unterschiede zwischen den Geistlichen der beiden Konfessionen hervor: Pfarrer und Kapläne, aber auch Franziskaner und Franziskanerinnen unter der Autorität des Bistums von Konstanz auf katholischer Seite, auf der anderen protestantische Prediger, die mit dem Stadtrat eng verbunden waren. Sie zeigt aber auch, dass deren Verhältnis untereinander nicht immer durch Gegnerschaft gekennzeichnet war. Das gleiche galt für die Schulverhältnisse: Die zwei Konfessionsverwandtschaften hatten zwar getrennte Schulen und legten großen Wert auf ihre Identitätsfunktion; im Alltag aber gab es nicht nur Konkurrenz, sondern auch Bezug zueinander.

Ein weiteres Kapitel beschreibt danach die soziale und demographische Entwicklung der Stadtbevölkerung; da es aber zu kurz und oberflächlich ist (nur 30 Seiten), zeigt es zwar, dass sich zwischen dem Beginn des 17. Jahrhunderts und dem Beginn des 19. Jahrhunderts das zu Beginn starke Ungleichgewicht zwischen den beiden Konfessionsgruppen allmählich reduzierte: Während vor dem Dreißigjährigen Krieg die Protestanten 90 % der Stadtbevölkerung ausmachten, stellten sie zu Beginn der 19. Jahrhunderts nur noch zwei Drittel. Für ein besseres Verständnis der Biberacher Geschichte wäre es allerdings sinnvoll zu untersuchen, inwiefern die starke Diskrepanz zwischen der juristischen und politischen Parität zwischen beiden Konfessionen auf der einen Seite und deren ausgeprägtem zahlenmäßigen und sozialen Ungleichgewicht auf der anderen Seite den Alltag der Bewohner von Biberach beeinflusste.

Ganz anders sieht es mit dem fünften Kapitel aus. In 150 Seiten befasst es sich unter dem Titel »Biberach gegen Biberach« mit den zahlreichen Verfassungs- und Konfessionskonflikten, die die Geschichte der Stadt zwischen 1648 und dem Ende des 18. Jahrhunderts gekennzeichnet haben. Dabei kommt ganz klar heraus, dass in all diesen Konflikten die ständische, die konfessionelle und die politische Identität immer miteinander verflochten waren und sich gegenseitig bestimmten, wenn auch das Verhältnis zwischen diesen drei Identitäten stets variierte, weil deren faktisches Gewicht vom konkreten Inhalt und Verlauf der Konflikte abhing.

Am ausführlichsten ist das sechste Kapitel, das dem Wechselverhältnis zwischen Konfession und Individualität auf der einen Seite, und Konfession und Gemeinschaft auf der anderen Seite gewidmet ist. Es zählt mehr als 200 Seiten und beschreibt nacheinander die konfessionellen Interaktionen, das »Mischehen-Tabu«, die illegitimen Verhältnisse zwischen Katholiken und Protestanten (insbesondere am Beispiel des Verhältnisses zwischen Christoph Martin Wieland und Maria Christine Afra Hogel), die »konfessionellen Identitäten« (mit Hilfe von vielen konkreten Beispielen), die Kontroverspredigten und schließlich die Konversionen. Dieses Kapitel, das gebe ich als Referent gerne zu, hat mich besonders interessiert, weil seine zahlreichen und detailliert beschriebenen Einzelfälle in den meisten Punkten die Beobachtungen bestätigen, wie die Verfasserin schreibt, die ich vor mehr als 30 Jahren machte, als ich die konkrete Realität der Parität in der Reichstadt Augsburg zwischen 1648 und 1806 untersuchte.

Im letzten Kapitel wird schließlich gezeigt, wie trotz der soziokulturellen Entwicklungen (Übergang zur bürgerlichen Gesellschaft) und der politischen Wandlungen (Französische Revolution, Übergang zur badischen und dann württembergischen Herrschaft) die so tief eingetragene Parität mit ihrem strukturellen Wechselspiel des friedlichen Zusammenlebens, der Interaktionen, der Abgrenzung und der gegenseitigen Abhängigkeit zwischen Protestanten und Katholiken weiterlebte. Dadurch ermöglicht das Buch von Andrea Riotte ein besseres Verständnis der Folgen der Bikonfessionalität im Biberach des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts, die Maria E. GRÜNDIG in ihrem 2002 erschienen Buch »Verwickelte Verhältnisse« analysiert hat.

Insgesamt stellt das Buch »Diese so oft beseufzte Parität« eine faktenreiche Beschreibung der bikonfessionellen Realität der Stadt Biberach von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts dar. Diese Beschreibung beruht auf einer einzigartigen Kenntnis der zahlreichen Quellen. In einigen Kapiteln kann allerdings der Leser den Eindruck haben, dass der reiche Umfang der Einzelfälle es der Verfasserin nicht leicht gemacht hat, übergreifend zu interpretieren und Synthesen zu bilden. Die zu Recht hervorgehobene Prägung der Biberacher Gesellschaft durch die Parität zwischen 1649 und 1825 hängt z.B. mit zwei entscheidenden Tatsachen zusammen, die meiner Ansicht nach zu wenig analysiert wurden, obwohl sie faktisch entscheidend waren: auf der einen Seite die alltägliche Praxis des Zusammenlebens und der Interaktionen, der nur 40 Seiten gewidmet werden, obwohl sie am Ende mindestens genauso wichtig wie die konfessionelle

Abgrenzung war; auf der anderen Seite die Tatsache, dass die Pfarrkirche selber ein paritätisches Gotteshaus war: 1746 wurde daher das Gewölbe des bikonfessionell benutzten Kirchenschiffs durch Johannes Zick mit einem wunderschönen Fresko barockisiert, das Themen darstellte, die für beide Konfessionen annehmbar waren, während das ebenfalls von ihm gemalte und im Buch S. 524 mit einer Farbtafel wiedergegebene Chorfresko die »*Ecclesia triumphans*« darstellt, weil der Chorraum ausschließlich von den Katholiken benutzt wurde. Abgrenzung und Zusammenleben erschienen für Außenstehende und für viele spätere Beobachter als widerspruchsvoll und unvereinbar. Andrea Riotte weist allerdings nach, dass sie *de facto* gleichzeitig vorhanden waren und sich daher, wenn auch mit unzähligen Streitigkeiten, gegenseitig bestimmten, weil sie voneinander abhängig waren.

Étienne François

KATHARINA BECHLER, DIETMAR SCHIERSNER (HRSG.): Aufklärung in Oberschwaben. Barocke Welt im Umbruch. Stuttgart: W. Kohlhammer 2016. 456 S. m. zahlr. Farb. Abb. ISBN 978-3-17-030248-8. Geb. € 29,99.

Oberschwaben – das Land zwischen Bodensee und Donau, Schwarzwald und dem Flusslauf des Lech, heute als Folge des Reichsdeputationshauptschlusses von 1803 teilweise zu Baden-Württemberg und, falls man den bayerischen Anteil nicht als Ostschwaben separat behandelt, teilweise zu Bayern gehörend, historisch teilweise als Schwäbisch Österreich zu dem von Innsbruck aus verwalteten Vorderösterreich zählend, teilweise Augsburger oder, mit einem kleinen Anteil um Meersburg am Bodensee, Konstanzer Hochstiftsland, teilweise von Reichsstädten und ihren Landgebieten und nicht zuletzt von Prälatenländern, den Territorien geistlicher Reichsfürsten wie des Fürstbistums von Kempten und reichsunmittelbarer Klöster der Benediktiner oder Zisterzienser, Augustiner-Chorherren- oder Prämonstratenser-Stiften bis hin zu Freiweltlichen Damenstiften wie Buchau am Federsee besetzt – steht dem nicht nur an der heutigen beeindruckenden ökonomischen Dynamik dieser Region interessierten auswärtigen Betrachter als eine durch barocke Kultur geprägte Landschaft vor Augen. Glaubt man den beiden Herausgebern, so gilt dasselbe auch für das »kulturelle Selbstverständnis Oberschwabens« (S. 7), also auch für die dortige Bevölkerung. Vorwiegend sind es die großartigen Bauten der klösterlich-kirchlichen Vergangenheit und besonders des späteren 17. und des 18. Jahrhunderts und weniger Profanbauten, die diesen Eindruck vermitteln: Birnau am Bodensee, Obermarchtal, Ochsenhausen, Ottobeuren, Rot an der Rot, Schussenried, Steinhäusen, Weingarten, Weißenau, Wiblingen oder Zwiefalten. Aber gab es im 18. Jahrhundert in Oberschwaben auch einen Einfluss der Aufklärung? Oder reichte hier das Barockzeitalter unmittelbar bis zur Säkularisation, als Kurfürst Maximilian IV. Joseph von Bayern in diesem Raum das Hochstift Augsburg, die Fürstpropstei Kempten und Reichsabteien wie Ottobeuren, Herzog Friedrich II. von Württemberg Zwiefalten und andere Klöster und Markgraf Karl Friedrich von Baden u. a. die Teile des Hochstifts Konstanz außerhalb der Eidgenossenschaft und nicht zuletzt die Reichsabtei Salem annektieren und konfiszieren konnten, wobei auch kleinere Herren nicht zu kurz kamen, so Franz Graf von Metternich-Virneburg, der österreichische Staatskanzler, in Ochsenhausen, der seit 1803 das Prädikat »Fürst von Ochsenhausen« führte.

Katharina Bechler, früher Leiterin des Archivamtes Ravensburg und heute der Städtischen Museen Hanau, und Dietmar Schiersner, Professor für Geschichte des Mittelalters und der Frühen Neuzeit an der Pädagogischen Hochschule Weingarten, weisen darauf hin, dass die Aufklärung zu Oberschwaben »vor allem indirekt« (S. 7) gehöre: »Denn die Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts publizierten Darstellungen von Oberschwaben und seinen Bewohnerinnen und Bewohnern stammen sämtlich aus der Feder aufgeklärter, vorwiegend norddeutscher, jedenfalls protestantischer Autoren. Deren viel-

fach als Reiseberichte gestaltete Beschreibungen fallen überwiegend kritisch aus und lassen die Region als ›rückständig‹ erscheinen“ (S. 7). Sie nennen (und meinen den aus Botnang bei Stuttgart stammenden) Wekherlin (Wilhelm Ludwig, 1739–1792), Verfasser der »Hyperboreischen Briefe« (1788) – schreiben aber »Weckherlin«, womit sich eine Verwechslung mit dem Dichter Georg Rudolf Weckherlin (1584–1653) ergibt, der auch im Register (S. 455) erscheint, und den Berliner Schriftsteller und Verleger Friedrich Nicolai (1733–1811), Verfasser der zwölfbändigen »Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781« (1783–96). Der prominenteste von ihnen war jedoch selbst ein (evangelischer) Oberschwabe: der aus einem pietistischen Pfarrhaus in Oberholzheim bei Biberach stammende Dichter Christoph Martin Wieland (1733–1813), der in Biberach aufwuchs und nach Wander- und Studienjahren 1760 Ratsherr und Kanzleidirektor in der Reichsstadt Biberach wurde, bevor er 1769 als Professor nach Erfurt und 1772 als Prinzenenerzieher nach Weimar ging, wo er auch Tutor des späteren Herzogs Karl August von Sachsen-Weimar-Eisenach wurde. Seine Rolle in Biberach wird in dem hier nur zu erwähnenden Beitrag von Andrea Riotte, »Übrigens ist und bleibt es Reichsstadt, wo nur einige die so wohlthätige Strahlen einer wahren Aufklärung empfinden: Das Biberach Wielands«, behandelt. Der Band geht auf eine Tagung unter dem Titel »Zwischen Wien, Weimar und Paris – das Zeitalter der Aufklärung in Oberschwaben« zurück, die schon im November 2012 in Ravensburg stattfand und mit der sich Bechler und Schiersner ebenso wie mit dem Tagungsband das Ziel gesetzt haben, »Verlauf, Breitenwirkung und Intensität, Besonderheiten, Wechselbeziehungen, Trägerschichten, Gegenpositionen und Langzeitfolgen der Aufklärung in Oberschwaben während der letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts jenseits der festgefühten Geschichtsbilder« (S. 8) deutlich zu machen.

Von den insgesamt 19 Beiträgen sollen hier lediglich drei näher vorgestellt werden: Die Stuttgarter Historikerin Magda Fischer fragt nach »Aufklärungstendenzen in ober-schwäbischen Klosterbibliotheken«. Obwohl sie von der irrigen Vorstellung ausgeht, der »Zusammenhang zwischen Bibliothek und Aufklärung« sei »wohl zum ersten Mal 1986 auf einer buchgeschichtlichen Tagung in Wolfenbüttel thematisiert worden« (S. 89) – tatsächlich gab es Ansätze dazu mit ganz ähnlichen Ergebnissen, wie sie sie erzielt, Jahre früher (Harm KLUETING, Klosterbibliotheken im Herzogtum Westfalen am Ende des 18. Jahrhunderts, in: Zeitschrift für historische Forschung 7, 1980, S. 77–111) – vermag sie wichtige Beobachtungen beizusteuern. Im Mittelpunkt steht die Bibliothek der Benediktinerabtei Weingarten, deren Bestand am Ende der Klosterzeit sie anhand der Kataloge analysiert. Das Fazit lautet: »Insgesamt jedoch« – dieses ›jedoch‹ ist als Einschränkung zu lesen – »waren die Klosterbibliotheken zumindest der gelehrten Orden im deutschen Südwesten – wie die Bibliothekskataloge nicht nur in Weingarten zeigen – doch so gut aufgestellt, dass eine Auseinandersetzung der Mönche mit den Ideen der Aufklärung fast überall möglich, notfalls auch durch den Austausch von Büchern zwischen den Klöstern gewährleistet war. Aufklärungstendenzen sind in vielen Klöstern sichtbar und spiegeln sich in den Beständen der einzelnen Fachgebiete z. T. in herausragender Weise wider: in Ochsenhausen bei der Geschichte und den Naturwissenschaften, in Salem u. a. auf dem Gebiet der Literatur, auch der Belletristik und der Sprachwissenschaft, in Weingarten nur in Teilen der Theologie und Geschichte, eher in der Philosophie und im Fach der ›Historia literaria‹« (S. 112).

Dietmar Schiersner geht auf einen im Zusammenhang mit der Aufklärung nur sehr selten beachteten Bereich ein und behandelt in seinem sehr bemerkenswerten Beitrag unter dem Obertitel »Aufklärung und Auflösung« das Thema »Untergang katholischer Damenstifte vor der Säkularisation«. Er konzentriert sich auf die ober-schwäbischen adeligen Damenstifte St. Stephan in Augsburg und Edelstetten bei Neuburg an der Kamme im heutigen Landkreis Günzburg und fragt nach Veränderungen, die im Laufe des 18. Jahrhunderts auf drei für das institutionelle Selbstverständnis adeliger Damenstifte

entscheidenden Feldern konstatierbar sind: bei ihrer Aufgabe als Erziehungseinrichtungen für Töchter des Adels, bei ihrer Stellung innerhalb der herrschaftlich-feudalen Ordnung des vorrevolutionären Ancien Régime und bei ihrer stiftungsgemäßen Aufgabe des gemeinschaftlichen Chorgebets. Während die erzieherischen Aufgaben im Laufe des 18. Jahrhunderts stark in den Hintergrund traten, u. a. durch Übertragung dieser Aufgabe auf Schwestern der Congrégation de Notre-Dame in Eichstätt seitens der Adelsfamilien, und während die adeligen Stiftsdamen an ihrer herrschaftlich-ökonomischen Position bis zum Schluss festhielten – »Hier sollte sich die Umsetzung aufgeklärter Ideen lediglich auf einen neuen Stil im Umgang mit den Untertanen beschränken« (S. 259) – sind bei der liturgischen und der Gebetspraxis mehr als deutliche Veränderungen festzustellen, die sich mit den Stichworten »Legitimationsverlust hergebrachter liturgischer Ausdrucksformen« (S. 257) und »Untergang des ausgedehnten Chorgesangs« (S. 259) umreißen lassen. Dahinter standen der Verlust der Lateinkenntnisse und Utilitäts- oder Zweckmäßigkeitsbegründungen sowie Gesundheitsargumente, weil – so 1789 in einem neuen Statut des Augsburger Fürstbischofs (und Trierer Kurfürst-Erzbischofs) Clemens Wenzeslaus von Sachsen, »das lange lautbetten den damen nicht an ihrer geßundheit schaden möge« (S. 253). Deutlich ist der Einfluss des Augsburger Generalvikars – mit dem Titel Provikar – der Jahre 1782 bis 1793, Thomas Joseph von Haiden, der auch an der Disziplinarpunktion des Emser Kongresses von 1786 beteiligt war (hier hätte Schiersner Josef STEINRUCK, Bemühungen um die Reform der Reichskirche auf dem Emser Kongress 1786, in: *Reformatio Ecclesiae*. Festgabe Erwin ISELOH, Paderborn 1980, S. 863–882 zitieren sollen) und ein »Chorgebetbuch für die Damen des adelichen Stifts zu St. Stephan in Augsburg« vorlegte, das, auch mit der Abschaffung der lateinischen Gebete, den Zielsetzungen der katholischen Aufklärung verpflichtet war. In Schiersners Worten: »Die Augsburger Statuten verweisen eingangs auf die mangelnde ›Zweckmäßigkeit‹ der lateinischen ›Liturgia horarum‹ für die der Sprache Unkundigen und rekurren damit auf eine gängige Argumentationsfigur der Aufklärung« (S. 255) – warum nicht »der katholischen Aufklärung«?

Diese Frage führt zu dem Punkt, bei dem ich Schiersner nicht folgen kann: »Aufklärung selbst fungiert in den (post-)modernen Gesellschaften generell als Hochwertwort, und viele Historiker, die sich mit der Epoche befassen, übernehmen diese Perspektive. Nicht selten versucht, wer sich mit dem widersprüchlichen Phänomen ›katholische Aufklärung‹ oder der Aufklärung im katholischen Deutschland befasst, insgeheim die ›Anschlussfähigkeit‹ des Katholizismus an die Moderne mit Mitteln der Historiografie zu beweisen« (S. 242). Schiersner betreibt damit das Geschäft derer, die die Existenz einer katholischen Aufklärung leugnen und den Historikern, die das nicht tun, apologetische Interessen unterstellen, in dem Sinne, dass sie »für ihre Kirche oder Religion Teilhabe an der Tradition des rationalen und säkularen Denkens, des Fortschritts, der Mündigkeit, der Emanzipation und der Freiheit und damit an der basalen Tradition der Moderne gewinnen wollen« (Harm KLUETING, »L’Aufklärung catholique« contre »les lumières«: Aporemata der Forschung zur katholischen Aufklärung von 1969 bis 2017, in: *Katholische Aufklärung in Europa und Nordamerika*, hrsg. v. J. OVERHOFF u. A. OBERDORF, Göttingen 2019, S. 23–51, hier: S. 25f.; DERS., Und es gibt sie doch! Die Katholische Aufklärung, in: *Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben* 112, 2020, S. 15–18). Dabei liefert Schiersner mit seinem vorzüglichen Beitrag selbst beste Belege für die tatsächliche Existenz einer katholischen Aufklärung. Zuzustimmen ist ihm, wenn er abschließend bemerkt: »Am Beispiel der Damenstifte Oberschwabens lässt sich die Bedeutung der Aufklärung für den Legitimationsverlust des hergebrachten Sinnverständnisses Schritt für Schritt nachvollziehen: Einflüsse der Aufklärung bewirken die innere Auflösung der Stifte – und zwar Jahre vor deren Aufhebung« (S. 260).

Die seit 2015 emeritierte Innsbrucker Historikerin Brigitte Mazohl stellt die Frage »Gab es in der ›Monarchia Austriaca‹ eine Aufklärung?« – Teile Oberschwabens gehörten

ja auch zur »Monarchie Autrichienne«. Sie konstatiert das »bislang dominierende Paradigma der dynastisch-staatlichen Aufklärung und des josephinischen Staatskirchentums« (S. 388), mit dem »Aufklärung und staatliche Reform« als »nahezu deckungsgleich« erscheinen können und auch »vielfach synonym verstanden« (S. 385) würden. Sie möchte richtigerweise über diese Spitze des Eisbergs hinaus wissen: »Wer hat wo in der ›Monarchia Austriaca‹ welche ›aufgeklärten‹ Autoren gelesen? Wer hatte Zugang zu den Schriften von Rousseau, Montesquieu, Voltaire, Hume, Kant und anderen Autoren ...? Auf welchen Wegen und von welchen Medien getragen verlief der intellektuelle Austausch von aufgeklärten Ideen zwischen Wien und Prag, Ofen und Hermannstadt, Lemberg und Czernowitz, Mailand und Triest, Freiburg, Graz und Innsbruck« (S. 389). Sie unterscheidet vier »Facetten«, die – damit klärt sich die Frage aus dem Aufsatztitel, ob es in der Monarchie Autrichienne des 18. Jahrhunderts »eine Aufklärung« (oder mehrere Aufklärungen) gab –, wobei die erste Facette die der Amtsträger in der Zentrale in Wien waren, der Mitträger der theresianisch-josephinischen Reformen wie Joseph von Sonnenfels, Friedrich Wilhelm Graf Haugwitz, Karl Anton von Martini (1726–1800) oder Franz Anton von Zeiller (1751–1828) sowie »im Umfeld des Hofes tätige Beamte« (393) wie der Zensurbeamte Aloys Blumauer (1755–1798) oder der im Polizeidienst tätig Joseph Richter (1749–1813) (warum nennt sie nicht auch den Staatskanzler Wenzel Anton Fürst Kaunitz-Rietberg?). Als zweite Facette erscheinen Amtsträger an der Peripherie: der Gouverneur von Triest Karl Graf Zinzendorf (1739–1813), der Gouverneur der Lombardei in Mailand Karl Joseph Graf Firmian (1716–1782) oder der Gouverneur von Siebenbürgen in Hermannstadt Samuel von Brukenthal (1721–1803). Mazohls dritte Facette sind lokale Eliten, »welche sich vor Ort einem allzu rigorosen staatlichen Zugriff verweigerten und eine andere Art von ›selbstbestimmter‹ Aufklärung zu ihrem Programm erhoben« (S. 396), Gestalten wie Ferenc Széchényi (1754–1820) in Ungarn oder Ferdinand Graf Trautmannsdorff (1749–1827), bevollmächtigter Minister und Präsident des Guberniums der Österreichischen Niederlande von 1787 bis 1789. Die vierte Facette verortet sie im »Umfeld des Wiener Hofadels«: »Kavalierstour, Rezeption aufgeklärten Schrifttums und insgesamt die den Wiener Hof kennzeichnende ›Frankophilie‹ führten auch in katholischen Adelshäusern zu einer allmählichen Abkehr von jesuitisch geprägter Barockfrömmigkeit, hin zu den ›Ideen der Empfindsamkeit und der naturgemäßen Erziehung« (S. 397). Ich würde noch eine fünfte Facette vorschlagen: die der Schriftsteller, Skribenten und Publizisten mit Johann Pezzl (1756–1823), dem aus Bayern nach Wien gekommenen und seit 1785 als Privatbibliothekar des Staatskanzlers Kaunitz tätigen Verfasser des satirischen Romans »Faustin oder das philosophische Jahrhundert« von 1783 an der Spitze, ferner u. a. Ignaz de Luca (1746–1799), seit 1779 Gymnasialprofessor in Linz, später in Innsbruck, seit 1784 freier Schriftsteller in Wien und Autor des alphabetisch angelegten Werkes »Wiens gegenwärtiger Zustand unter Josephs Regierung«. Dieser Facette wären wahrscheinlich auch die genannten Aloys Blumauer und Joseph Richter zuzuordnen.

Daneben enthält der Band Beiträge von Peter Blickle († 2017), »Politische Aufklärungsphilosophie aus der Erfahrung Oberdeutschlands«, Katja Schneider, »Sophie von La Roche am Musenhof in Warthausen«, Franz Schwarzbauer, »Spiegelt sich die Aufklärung in der Alten Bibliothek der Stadt Ravensburg?«, Erich Franz, »Die klassizistischen Bauten von Pierre Michel d’Ixnard in Oberschwaben«, Wolfgang Augustyn, »Januaricus Zick. Ein Maler im Zeitalter der Aufklärung in Oberschwaben«, Bettina Baumgärtel, »Angelika Kauffmann. Von Oberschwaben in die Welt«, Michael Gerhard Kaufmann, »Die Epoche der Aufklärung und die Musikkultur in oberschwäbischen Klöstern, Residenzen und Reichsstädten«, Edwin Ernst Weber, »Vom klösterlichen Aufklärer zum Gegner des Mönchtums: Der Petershauser Benediktiner Franz Überlacker«, Manfred Weitlauff, »Ignaz Heinrich von Wessenberg. Sein reformerisches Wirken im Bistum Konstanz und seine Vorschläge für eine gesamtdeutsche Lösung der katholischen Kirchenfrage auf

dem Wiener Kongress (1814/15)«, Thomas Wiedenhorn, »Aufklärung und Pädagogik. Zu den Anfängen einer institutionellen Schul- und Lehrerbildung in Württemberg«, Simon Palaoro, »Politische Aufklärung in der Reichsstadt. Republikanismus, Gewaltenteilung und Aufklärungsgesellschaften in Ulm im späten 18. Jahrhundert«, Wolfgang Petz, »Die bürgerliche Öffentlichkeit der Spätaufklärung in Allgäuer Reichsstädten«, Barbara Rajkay, »Die Sarkasmen Schlözers in Göttingen. Süddeutsche Reichsstädte als Prügelknaben der Aufklärer«, Eberhard Fritz, »Das Haus Württemberg im Zeitalter der Aufklärung«, und Esteban Mauerer, »Bayerns Expansion nach Ostschwaben 1802–1808«.

Harm Klueting

9. Kunst-, Musik- und Theatergeschichte

HANS GEORG THÜMMEL: Ikonologie der christlichen Kunst, Bd. 1: Alte Kirche. Paderborn: Schöningh (Brill) 2019. XXIII, 323 S. m. zahlr. Abb. ISBN 978-3-506-79237-2. Geb. € 128,00.

Rezension unter 3. Antike.

BEATRICE VON LÜPKE: Nürnberger Fastnachtspiele und städtische Ordnung. Tübingen: Mohr Siebeck 2017 (Bedrohte Ordnungen, Bd. 8). X+286 S. ISBN 987-3-16-155004-1. Geb. € 64,00.

Die im Rahmen des Tübinger SFB »Bedrohte Ordnungen« entstandene Dissertation von Beatrice von Lüpke untersucht das Corpus der insgesamt 111 vorreformatorischen Nürnberger Fastnachtspiele als »Theater in der Stadt« (S. 14) und fragt gezielt nach dem Niederschlag städtischer historischer Kontexte in den Spielen. Die Verf. betont die enge Verbindung zwischen Spiel und Fest und leitet daher ihren Forschungsüberblick mit einer – exzellenten – Darstellung der verschiedenen Forschungspositionen zum Fastnachtsfest bzw. zum »Karnevalischen« ein. Ausgangsthese der Arbeit ist es, dass die Fastnacht einen wiederkehrenden Ausnahmezustand bedeute, in dem sich Gesellschaft selbst inszeniere, und zwar nach dem Prinzip der »verkehrten Welt« (S. 5). Vor dem Hintergrund des Festes interessiert von Lüpke der Bezug der Spiele zur Ordnung in der Stadt bzw. zu deren Verkehrung. Die Teile der Untersuchung entsprechen den wichtigsten Diskursfeldern in der Stadt: Recht, Religion, Politik und Geschlecht. Im jeweiligen Kapitel definiert von Lüpke zunächst den Kernbegriff und fragt nach dessen Verhältnis zur »Ordnung«, bevor sie, wiederum thematisch unterteilt, einzelne Gruppen von Spielen untersucht, die sich dem jeweiligen Diskursfeld zuordnen lassen. Sie kann konkrete Kontexte festmachen, in denen die frühen Nürnberger Fastnachtspiele stehen und auf die sie reagieren: den Konflikt zwischen der Stadt Nürnberg und dem Bischof von Bamberg, den Ersten Markgrafenkrieg, die Bemühung des Rates um eine Ausweisung der Juden, das Ringen um Geldwertstabilität, den innerstädtischen Konflikt um die Prostitution, die Verschiebung der Zuständigkeit für Eheangelegenheiten bis zur Einrichtung eines städtischen Ehegerichts, das Ringen um einen Landfrieden, vorreformatorische Kritik an der Lebensführung des Klerus u. a. Auf diesem Weg gelingt es der Verf., eine plausible Alternative gegenüber den Positionen von Bahtin, Moser und Metzger anzubieten: Nach ihrer Beobachtung thematisiert das Fastnachtspiel genau die Bereiche in der städtischen Gesellschaft, die einer Veränderungen unterworfen sind, macht Ordnungsmomente auf der Bühne sichtbar, entwirft ein Modell der Unordnung und regt damit nicht nur die Diskussion über die Ordnungsstrukturen an, sondern zeigt auch die »Unmöglichkeit einer totalen Ordnung« (S. 221) auf. Der Weg zu diesem überzeugenden Schluss ist für den Leser zuweilen etwas steinig, was primär am Untersuchungsgegenstand, genauer an der Fülle der untersuchten Texte liegt: Die Erfassungstiefe der einzelnen Fastnachtspiele schwankt zwischen kurzen

Erwähnungen von Einzelmotiven und Analysen einzelner eher aus dem Kontext gerissener Verse bis hin zu bestens nachvollziehbaren und in den Forschungskontext eingebundenen Gesamtinterpretationen einzelner Stücke. Allzu ausführliche Darlegungen von Altbekanntem (wie z. B. dem weitgehenden Aussparen bürgerlicher Protagonisten in den Spielen) stehen neben einleuchtenden neuen Einsichten (wie z. B. dem Bezug des *Eggenziehens* auf die Diskussion um das städtische Freudenhaus in Nürnberg). Unterstützend gedacht, aber zum Teil etwas irritierend sind die an verschiedenen Stellen in Petitsatz eingefügten, teils für die Untersuchung elementaren, teils überflüssigen Erläuterungen zum historischen Hintergrund, die eine Hyperlink-Struktur nachahmen sollen. Hier hätte ein kritischer Blick in der Schlussredaktion gut getan. Schön wäre es auch gewesen, wenn die Zusammenfassungen am Ende der Analysekapitel noch einmal daraufhin überprüft worden wären, dass sie nicht einzelne Teilkapitel ignorieren und diese dadurch als »unnötig« markieren. Schließlich wäre es sinnvoller gewesen, von »Literatur in der Stadt« statt von »Theater in der Stadt« zu reden, nachdem der Rahmen der Arbeit Frau von Lüpke keinen Raum gelassen hat, ausführlich auf die theatralen, audio-visuellen und v. a. räumlichen Aspekte der Spiele einzugehen.

Das freilich ist Kritik auf sehr hohem Niveau und soll die Verdienste der Arbeit nicht schmälern. Frau von Lüpke ist einem dringenden Forschungsdesiderat begegnet und hat eine belastbare, da auf ein riesiges Textcorpus gestützte, Gesamtdarstellung zum frühen Nürnberger Fastnachtspiel vorgelegt, welche die Einbindung der Spieltexte in die städtischen Diskurse sehr deutlich macht und die Fastnachtspiele von dem Vorwurf einer reinen Freude am Obszönen oder einer reinen Didaktik der Abschreckung befreit. Das verdient großes Lob und sichert der Arbeit einen festen Platz in der Fastnachtspielforschung.

Cora Dietl

JAN HARASIMOWICZ: Sichtbares Wort. Die Kunst als Medium der Konfessionalisierung und Intensivierung des Glaubens in der Frühen Neuzeit (Kunst und Konfession in der Frühen Neuzeit, Bd. 1). Regensburg: Schnell & Steiner 2017. 360 S. m. zahlr. farb. Abb. ISBN 978-3-7954-3231-7. Geb. € 49,95.

Der zum Reformationsjubiläum 2017 erschienene Band, der die Reihe »Kunst und Konfession« eröffnete, versammelt Beiträge, teilweise Übersetzungen von polnischen Erstveröffentlichungen, des in Breslau lehrenden Kunst- und Kulturhistorikers Jan Harasimowicz aus den Jahren 2000–2016. Er demonstriert damit, dass das Thema den Autor nicht erst im Horizont des Jubiläums in den Bann zog. Schon 1996 erschien mit »Kunst als Glaubensbekenntnis« eine Aufsatzsammlung Harasimowiczs, die sicher vielen westdeutschen Forschern bis dato unbekanntes Material zur Kunst im konfessionellen Zeitalter vorstellte. Was einstmal für die Kunstgeschichte ein eher randständiges Gebiet bedeutete, findet längst vielfältig Beachtung, was auch die vorliegende Publikation widerspiegelt. Eine Reihe der Aufsätze entstammt einschlägigen Ausstellungskatalogen und präsentiert interdisziplinären Forschungskontexten. Durch die im vorliegenden Band zusammengestellten Beiträge werden sicherlich nicht mehr primär sprachliche Hürden überwunden oder schwer zugängliche Publikationsorte erschlossen, vielmehr ist ein weiter Bogen von den Anfängen der Reformation bis zum Pietismus gezogen; neben osteuropäischen Schwerpunktsetzungen ist auch Sachsen als Kerngebiet der Reformation in den Blick genommen.

In einem Geleitwort wird den Aufsätzen das in der Cranach-Werkstatt entstandene Wittenberger Retabel vorangestellt, das seit Joseph Leo KOERNER (*The Reformation of the Image*, 2004) nachhaltig in der kunsthistorischen Reformationsforschung verankert ist. Harasimowicz widerspricht dessen These, Luthers Predigtraum auf der Predella verweise auf die Wittenberger Stadtkirche, und sieht darin eine »sichtbare Gemeinschaft des Glaubens« (S. 12) in einer Kammer versammelt, in der die Gerechten bis zur Wiederkehr

Christi verharren. Die folgenden Beiträge streifen jedoch nur noch einmal kurz dieses zentrale Bildwerk der lutherischen Konfessionalisierung, kehren jedoch mehrfach in den Wittenberger Kontext und zu Werken der Cranach-Werkstatt zurück.

Die Aufsätze sind in drei Abteilungen (»Reformation und Konfessionalisierung: Grundlagen«, »Reformation und Konfessionalisierung: Beispiele« sowie »Frömmigkeitsbewegung und Pietismus«) zusammengefasst. Im ersten Abschnitt skizziert Harasimowicz im größeren Überblick bildmediale und -funktionale Fragestellungen, dabei thematisiert er nicht nur die Stellung des »Protestantismus« zur Bildenden Kunst, sondern auch das vieldiskutierte Wort-Bild-Verhältnis sowie die Aufgabe der Bilder als Repräsentationsmedien der protestantischen Fürsten und Stände. Im zweiten Hauptkapitel stehen mit dem Retabel der Augustusburger Schlosskapelle und Paul Ebers Epitaph in der Wittenberger Stadtkirche auch die Werkstatt Lucas Cranachs d. J. und deren Wirken für die Verbreitung lutherischer Ideen im Fokus, während sich weitere Beiträge mit dem Buchdruck der Oberlausitz im konfessionellen Zeitalter sowie der sich in Bildern und Stiftungstätigkeit ausdrückenden konfessionellen Diskurse in der Stadt Breslau zuwenden. Die Beiträge des dritten Abschnitts befassen sich mit den kunsthistorisch noch immer kaum beachteten Fragen des Pietismus; überwiegend entstammen sie Tagungsbänden des Interdisziplinären Zentrums für Pietismusforschung; angesprochen sind hier die Ikonografie der Brautmystik, die Einflüsse von Johann Arndts Schriften auf die Bildkultur Danzigs sowie das Wirken des Architekten Christoph Leonhard Sturm. Den versammelten Aufsätzen ist dabei durchaus anzumerken, dass sie in ihrem Ort der Erstpublikation teilweise als übergreifende Einleitungen verfasst wurden oder enger mit anderen Beiträgen verschränkt waren. Gewiss muss auch das Jahr ihres erstmaligen Erscheinens bedacht werden, wenn der Hinweis auf manchen Forschungsdiskurs vermisst wird. Dennoch bietet der Band zweifellos ein reiches Panorama und Erkenntnisgewinn aus den langjährigen Forschungen Harasimowicz zum Thema Kunst und Konfessionalisierung.

Susanne Wegmann

ANDRÉ SCHNYDER (HRSG.): Maria die Himmels-Thür. Ein anonymes Theophilus-Drama 1655 bei den Straubinger Jesuiten aufgeführt (Europäische Literatur der Frühen Neuzeit, Bd. 1). Stuttgart 2019: frommann-holzboog. 499 S. ISBN 979-3-7728-2861-4. Kart. € 248,00.

Mit hoher Wahrscheinlichkeit entstand im 8. Jahrhundert n. Chr. die griechische Erzählung von Theophilus, bevor sie dann ein Jahrhundert später in Neapel ins Lateinische übersetzt wurde. Die Erzählung handelt von der Rettung des frommen Bistumsverwalters Theophilus aus dem Pakt mit dem Teufel durch die Heilige Jungfrau Maria. Ab dem 12. Jahrhundert findet sich der Stoff der Erzählung auch in den Volkssprachen der Romania und der Germania verarbeitet. Über 100 solcher Ver- bzw. Bearbeitungen können bis in das 16. Jahrhundert ausgemacht werden: Sie liegen in lateinischer, italienischer, deutscher, französischer, englischer und spanischer Sprache vor. Die Pluralität betrifft jedoch nicht nur die Sprache, sondern auch die Gattungen: Die Erzählung des Theophilus wurde u. a. in Predigten, Predigtexempeln, Lyrik und Drama verhandelt. Die Rettung des Theophilus durch Maria führt jedoch – was der Verfasser und Literaturwissenschaftler André Snyder vor allem in seiner Einordnung des Werkes herausstellt (S. 305–356) – zu einem Bruch in den reformierten Gebieten mit der Fortführung der Erzählung im 16. Jahrhundert. Im lateinisch und übernational geprägten Raum der jesuitischen Theaterkultur lebte der historische Stoff bis in das 18. Jahrhundert weiter. Für den Zeitraum von 1582 bis 1737 ist die Aufführung von 31 Theophilus-Dramen belegt. Diese wurden vor allem durch die Jesuiten, die ab der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zugunsten der römisch-katholischen Konfessionskirche zu agieren begannen, auf den Bühnen ihrer Schulen zur Aufführung gebracht (S. 344–346).

Auf diesen historischen Hinführungen wertet André Schnyder ein Theophilus-Stück aus dem Jahr 1655 aus, das von den Jesuiten und ihren Schülern in Straubing zur Aufführung gebracht wurde (S. 344–441). Besonders interessant ist dabei, dass Schnyder keineswegs nur textimmanent auswertet, sondern das Schauspiel in den historischen und lokalen Kontext einbettet und hierfür sowohl den Spielplan analysiert (S. 366–370) als auch die spielende Schülerschaft in einem Anhang auflistet (S. 477–481) und den jesuitischen Verfasser des Straubinger Theophilus ausfindig macht (S. 389–390). Die Analyse des konkreten Spiels, dessen Aufbau und Handlungsverlauf, aber auch die verwendete Sprache und Metrik (S. 391–441) erfolgten auf dem zu Beginn transkribierten und übersetzten Schauspiel (S. 7–221). Schnyder bezieht sich vor allem auf die literaturwissenschaftlichen Arbeiten von Fidel Rädle und anderen Forschenden, die sich in den vergangenen Jahrzehnten um die Erforschung des Jesuitentheaters verdient gemacht haben. Wenngleich er im Vorwort eigens erwähnt, dass Arbeiten nach dem Herbst 2016 nicht mehr berücksichtigt wurden, so ist kritisch zu fragen, weshalb weder die Arbeiten von John W. O'Malley (1999, 2005), die einschlägige Studie von Sieglind Stork zum Münsteraner Jesuitentheater von 2013, noch die im Sommer 2016 veröffentlichte Arbeit zu den Jesuiten von Markus Friedrich inhaltlich rezipiert oder zumindest formal erwähnt wurden.

Zur Transkription und Übersetzung des Straubinger Jesuitenschauspiels ist zu sagen, dass diese mit großer Sorgfalt und Präzision erstellt wurden. Erstmals liegt dieses Stück aus dem Jesuitenkolleg in Straubing der theater- und kirchenhistorischen, frömmigkeitsgeschichtlichen und literaturwissenschaftlichen Fachwelt zur weiteren Bearbeitung vor. Ein strukturierter und präziser Apparat kommentiert die einzelnen Stellen (S. 223–303). Die vorliegende Arbeit ist zweifelsohne ein wichtiger Beitrag zur jesuitischen Theatergeschichte Straubings und darüber hinaus. Denn – wie anfangs erwähnt – wird Theophilus durch Maria aus dem teuflischen Pakt gerettet. Dass nicht Jesus Christus oder gar Gottvater selbst den Sünder aus seiner Verstrickung errettet, ist ein Indiz für die aufkommende und sich intensivierende Marienverehrung zu Beginn des ersten Jahrtausends. Die Aufführung dieser Erzählung auf den Bühnen der Jesuitenschulen muss im Kontext der theologischen Auseinandersetzungen um die Rolle Mariens mit der Reformation gesehen werden. Das Schauspiel ist – wie Schnyder deutlich zeigt – »ein Exempel für die Interzessionsmacht Marias« (S. 373) und zugleich ein Paradebeispiel jesuitischer religiöser Bildung und Erziehung, die von den Jesuiten mit traditionellen Beständen zugleich legitimiert wurden. Schnyder hat ein aussagekräftiges und vielschichtiges Beispiel jesuitischer Theaterkultur in der Frühen Neuzeit gehoben.

Nach der Bibliographie (S. 443–475) – bestehend aus Quellentexten, Editionen und Forschungsliteratur – folgt eine tabellarische Auflistung mit den Namen und Rollen jener 113 Schüler, die in der Theophilus-Aufführung im Jahr 1655 mitspielten (S. 477–481) sowie ein vereintes Namen- und Sachregister (S. 483–489).

Joachim Werz

KARL-GEORG PFÄNDTNER (HRSG.): Gold und Bücher lieb ich sehr 480 Jahre Staats- und Stadtbibliothek Augsburg. Die Cimelien. (Katalog zur Cimelien-Ausstellung vom 19.10.–15.12.2017). Luzern: Quaternio Verlag 2017. 242 S. m. zahlr. farb. Abb. ISBN 978-3-905924-59-6. Geb. € 26,00.

Mit einer Ausstellung ihrer Cimelien, der kostbarsten Handschriften, Drucke und Autographen, hat die Staats- und Stadtbibliothek Augsburg 2017 das 480. Jubiläum ihres bis ins Jahr 1537 zurückreichenden Bestehens begangen. Der im Quaternio-Verlag publizierte Katalogband enthält reich bebilderte Beschreibungen der dabei gezeigten Werke und eine Reihe einleitender Aufsätze.

Wichtige Hinweise zum Konzept von Ausstellung und Katalog gibt der von Karl-Georg Pfändtner verfasste Beitrag zur Geschichte der Augsburger Cimeliensammlung

und der für ihre Präsentation bestimmten Räumlichkeiten. Pfändtner erinnert daran, dass die Idee, besonders reich ausgestattete Druckwerke und Handschriften aus den Beständen von Bibliotheken auszusondern und dem Publikum in Dauerausstellungen zu präsentieren, ein Produkt des 19. Jahrhunderts ist. Man könnte das auch so beschreiben, dass man auf diese Weise die für die damalige Zeit so wichtige Einrichtung des Museums in den ganz anders gearteten Betrieb der Bibliotheken integrierte. Gleichzeitig führte man damit die ältere Unterteilung in Bibliotheks- und Schatzbücher weiter, wie sie in den vor-modernen Büchersammlungen der Klöster und Kathedralen üblich gewesen war.

In der Architektur des 1892/93 errichteten Augsburger Bibliotheksgebäudes wurde die Aussonderung der Cimelien räumlich fest verankert: in Gestalt zweier großer Ausstellungssäle für die dauerhafte Präsentation der hauseigenen Spitzenstücke. Schon seit den 1960er-Jahren wurde diese Form der musealen Nutzung aber aufgegeben, in erster Linie aus konservatorischen Gründen. So bot die 2017 veranstaltete Ausstellung die Gelegenheit, auf ein historisch wichtiges, inzwischen aber klar abgeschlossenes Kapitel der Öffentlichkeitsarbeit von Bibliotheken zurückzublicken. Wie stark sich diese mittlerweile verändert hat, wird zum einen an der Hinwendung zu Sonderausstellungen deutlich, die als temporäre Ereignisse für eine stärkere Mobilisierung des Publikums sorgen, zum anderen aber an den allortorten vorangetriebenen Kampagnen digitaler Reproduktion, die gerade für kostbare historische Bestände mit ihrer oft eingeschränkten Zugänglichkeit einen Quantensprung bedeuten. Was letztere angeht, besteht in Augsburg allerdings noch beträchtlicher Nachholbedarf: Zwar stößt man auf den Internetseiten der Bibliothek unter Digitale Sammlungen auf eine eigene Untergruppe »Cimelien«. Doch unter den dort aufgeführten Objekten erscheinen (zum Zeitpunkt der Abfassung dieser Rezension, im Herbst 2019) gerade einmal sieben, die eine »Cim«-Signatur tragen. Vom Gesamtbestand der 114 Cimelien-Signaturen ist bislang nur ein Bruchteil digital erfasst.

Dass es nach wie vor sinnvoll ist, zur wissenschaftlichen Aufarbeitung und Veröffentlichung gerade der publikumswirksamen Spitzenstücke auf die Druckform zu setzen, wird beim Durchblättern des Katalogs schnell ersichtlich. Dies liegt in erster Linie an der Bildregie. Das Layout des Quaternio-Verlags besticht durch die überlegte Auswahl und die sorgfältige Platzierung der meist seitengroß reproduzierten Bilder. In dieser Form präsentiert, laden die Abbildungen zu einer konzentrierten Betrachtung der Werke ein. Nicht ganz so überzeugend wird das Potential des gedruckten Buches hingegen im Textteil ausgeschöpft. Die einleitenden, vom Herausgeber und von Mitarbeitern der Bibliothek verfassten Beiträge sprechen wichtige Punkte der Bibliotheks- und Bestands-geschichte an, umreißen diese aber mit allzu groben Strichen. Im Hinblick auf das Jubiläum und das Thema der Ausstellung wurde hier die Chance vertan, die Geschichte der Augsburger Bibliothek, die architektonische Disposition des Bibliotheksgebäudes und die Historie der Cimeliensammlung einmal gründlicher aufzuarbeiten. Noch unbefriedigender ist die Anlage des Katalogteils, der auf knapp 200 Seiten aus 77 aneinandergereihten Objektbeiträgen besteht. Die einzelnen Katalognummern sind sachlich untadelig, sie fassen die wichtigsten Informationen kompakt und doch gut verständlich zusammen. Auf gliedernde Elemente und kurze Einführungstexte zu den einzelnen Sektionen wurde hingegen vollständig verzichtet. Das ist deshalb bedauerlich, weil der Anordnung der Ausstellungsstücke ein nicht immer leicht nachvollziehbares Gerüst von Kultur- und Sprachräumen, Techniken und Gattungen unterlegt ist.

Zweifellos hätte man bei der Planung von Ausstellung und Katalog mutiger über neue Kriterien der Einteilung und Verknüpfung nachdenken können, die über die gängige bibliothekarische Einsortierung hinausweisen. Um nur ein besonders eklatantes Beispiel zu nennen: Allein wegen der Verwendung des Hebräischen wurde ein Augsburger Buchdruck des jüdischen Druckers Chajjm Schwarz von 1534 unter Nr. 63 eingereiht, zwischen einer byzantinischen Handschrift der Jahrtausendwende und einem islamischen

Kalender des frühen 19. Jahrhunderts aus Usbekistan. Von den deutschsprachigen und lateinischen Werken seiner christlichen Zeitgenossen ist Schwarz' Druck durch einen großen Abstand getrennt. Nur im Umgang mit den Druckprojekten Maximilians I. (Theuerdank, Jüngerer Gebetbuch, Gilgengart, Probedrucke der Genealogie Maximilians, Heilige des Hauses Habsburg, Nr. 30–34) betreibt der Katalog konsequente Gruppenbildung. Der Beschreibung dieser Werke wurde deutlich mehr Textumfang zugestanden, so dass hier auch neue Forschungserkenntnisse herausgearbeitet werden konnten.

Gerade beim Blick auf die Signaturen der Maximilian-Drucke wird man allerdings bemerken, dass sich die Ausstellungsmacher bei der Auswahl der Objekte weit weniger konsequent auf die Gruppe der Cimelien gestützt haben als es der Titel des Bandes und die einführenden Texte vermuten lassen. So haben sie sich nicht allein dafür entschieden, lediglich einen Teil des Cimelien-Bestandes zu zeigen, sondern auch, diesem umgekehrt Stücke aus anderen Beständen der Bibliothek an die Seite zu stellen: beispielsweise die japanischen Holzschnitte, die die Augsburgische Bibliothek 1927/28 aus der Münchner Sammlung Kovacs erwarb. Ausstellungsdramaturgisch mögen diese Ergänzungen gut begründet sein. Im Katalog sorgen sie jedoch für eine gemischte und für die Leser kaum transparente Objektauswahl. Von einer systematischen Aufarbeitung des hauseigenen Cimelien-Bestandes, wie sie das Vorwort des Herausgebers in Aussicht stellt, ist der Band damit deutlich entfernt.

David Ganz

DIÖZESANMUSEUM ROTTENBURG (HRSG.): Dialog der Welten. Christliche Begegnung mit den Religionen Indiens (Participare. Schriften des Diözesanmuseums Rottenburg, Bd. 4). Ostfildern: Thorbecke 2018. 320 S. m. farb. Abb. ISBN 978-3-7995-1217-6. Geb. € 28,00.

Das vom Diözesanmuseum Rottenburg im Zusammenhang mit einer Ausstellung herausgegebene Buch lädt ein zu einer Entdeckungsreise in die Religionswelten Indiens und der frühen Begegnung und Interaktion europäischer christlicher Missionare mit hinduistischen und islamischen religiösen Traditionen. Mit Texten und Bildern, klugen Beiträgen und kundigen Kommentierungen der Exponate der Ausstellung wird ein historischer Begegnungsraum eröffnet, in dem sich für die Beteiligten aus den unterschiedlichen kulturell-religiösen Kontexten eine Lerngeschichte mit Wechselwirkungen auf allen Seiten entwickelte, in die die Leser und Leserinnen dieses schön gestalteten Buches selbst hineingenommen werden. Mit dem Fokus auf dem 16. und 17. Jahrhundert und einem Ausblick auf die Gegenwart und der Konzentration auf das katholische – insbesondere jesuitische – Engagement in Indien wird hier – jedenfalls ausschnitthaft – eine Geschichte erzählt, die den in populären Diskursen über die christliche Mission im kolonialen Kontext oftmals recht einseitigen Pauschalisierungen eine zwar auch kritische, aber doch differenzierte Interpretation entgegenstellt.

Der umfangreiche Katalogteil der vom 15. April bis 12. August 2018 im Diözesanmuseum gezeigten Ausstellung präsentiert in vier Abteilungen 59 Exponate, denen detailreiche Erläuterungen beigegeben sind. Der 1. Teil bietet unter der Überschrift »Aufbruch in ›heidnische Ferne‹« Einblicke in die im 16. Jahrhundert anhebende Begegnung jesuitischer Missionare mit den Religionswelten Indiens. Kupferstiche aus dieser Pionierzeit veranschaulichen die Dominanz eurozentrischer Sichtweisen, mit denen man sich den so fremden Religionswelten Indiens zunächst anzunähern versucht hat. Unter der Überschrift »Schätze der Begegnung« dokumentiert der 2. Teil die kulturellen und religiösen Wechselwirkungen, die von der Begegnung jesuitischer Missionare mit dem mächtigen, interreligiösen Gesprächen zugeneigten Großmogul Akbar an dessen Hof in Fatehpur Sikri angeregt wurden. Eine wichtige Rolle spielte hier die von den Missionaren präsentierte europäische Bildkunst mit christlichen Motiven, die dort großes Echo fand und

deren Bildsprache ihrerseits – wie in zahlreichen Bildern dokumentiert – zu faszinierenden Adaptationen in der in Indien in jener Zeit gepflegten künstlerischen Repräsentation höfischen und religiösen Lebens führte. In der hier entstandenen Atmosphäre wechselseitiger Beeinflussung und Bereicherung entwickelten sich auch in der christlichen Kunst Ansätze dafür, christliche Inhalte in indischer Formsprache auszudrücken. Der 3. Teil mit dem Titel »Pioniere und Brückenbauer« bietet Exponate, die sich im weitesten Sinne – so könnte man die hier doch sehr unterschiedlichen Aspekte zusammenfassen – mit den Akteuren im religiös-kulturellen Begegnungsraum befassen. Dazu gehören zum einen Darstellungen von Göttergestalten des hinduistischen Pantheons oder indischer Yogis, auf der anderen Seite Bilder, Kupferstiche und Fotos von jesuitischen Missionaren, die noch einmal die so verschiedenen Welten vor Augen führen. Der letzte Teil mit dem an einen berühmten Text des Zweiten Vatikanischen Konzils anschließenden Titel »Nostra Aetate« – Unsere Zeit?« gibt Einblick in die Beratungen des Konzils zur Bewertung nicht-christlicher Religionen und stellt herausragende Persönlichkeiten vor, die sich – wie etwa Henri Le Saux OSB oder Raimon Panikkar – sehr stark von indischer Spiritualität inspirieren ließen und zu Pionieren des interreligiösen Dialogs wurden. Die Entdeckungs- und Wandlungsgeschichte von eurozentrisch ab- und ausgrenzenden Haltungen hin zu einer interreligiös offenen Spiritualität wird hier in der Nachzeichnung der Lebenswege einzelner Personen noch einmal in einer existenziellen Weise veranschaulicht.

Neben diesem umfangreichen Katalogteil bietet die Veröffentlichung – abgesehen vom Grußwort von Bischof Gebhard Fürst und den Erläuterungen über das besondere Interesse gerade des Diözesanmuseums Rottenburg an dieser Thematik – noch vier substanzielle und dichte Beiträge, die dem Ausstellungs- und Publikationsprojekt Tiefe und Schärfe geben. Der erste Beitrag dient der Einordnung der Exponate, indem er in profunder Weise den kulturgeschichtlichen Horizont jener Epoche aufzeigt und wichtige Zusatzinformationen liefert. Die drei weiteren Aufsätze sind theologisch orientiert und zeigen in unterschiedlichen Perspektiven den heutigen Stand in der Entdeckungs- und Lerngeschichte der katholischen Kirche in der Begegnung mit indischen Religionswelten auf. Dass man »Hindu geworden und Christ geblieben« sein kann, wie noch einmal an Raimon Panikkar gezeigt wird, macht deutlich, wie radikal die Entdeckungsgeschichte war und ist, über die diese Publikation Auskunft gibt. Ein ausführliches Literaturverzeichnis erschließt überdies Möglichkeiten, zur einen oder anderen Fragestellung weitere Lektüre heranzuziehen.

Insgesamt ist das Buch somit sehr viel mehr als ein Ausstellungskatalog. Es bietet Einblicke in eine faszinierende Geschichte der Kultur- und Religionsbegegnung, der wechselseitigen Herausforderung und Bereicherung, der Wandlungen und der Neuorientierungen. Seine Lektüre kann so, wie es jesuitischem Geist ja vielleicht auch entspricht, neben dem historischen und kulturellen Wissenserwerb auch eine Anleitung zu einer spirituellen Reise sein.

Klaus Schäfer

JOHANN ANSELM STEIGER: Bibelauslegung durch Bilder. Zur sakralen Intermedialität im 16. bis 18. Jahrhundert (Kunst und Konfession in der Frühen Neuzeit, Bd. 2), Regensburg: Schnell & Steiner 2018. 453 S. m. zahlr. farb. Abb. ISBN 978-3-7954-3324-6. Geb. € 59,00.

Die Geschichte der christlichen Ikonographie ist noch nicht geschrieben. Über die in Lexika und Handbüchern versammelten Bildmotive hinaus zeigen biblische Texte immer wieder neu ihr enormes bildproduktives Potential, das sie im Laufe ihrer Rezeptionsgeschichte entfalten. Zudem erweist die Praxis der ikonographischen Analyse, wie weit die Auslegungsgeschichte biblischer Perikopen über das schlichte binäre Schema von visuellem Bildmotiv

und seiner definitiven Entschlüsselung durch eine korrespondierende Textpassage hinausgeht. Angesichts der Komplexitäten des Ikonographischen bietet der vorliegende Band von Johann Anselm Steiger beides: belesene Einführungen in wenig vertraute Bildmotive (z. B. die Felsenhöhle aus Hld 2,13f. als Bild der Seitenwunde Jesu; Christus als Henne nach Mt 23,37), dann insbesondere aber auch die Entfaltung historischer Wechselbeziehungen zwischen bildlichen und literarischen Deutungen biblischer Texte.

Der Band versammelt 16 Einzelbeiträge, teils Wiederveröffentlichungen, teils überarbeitet, teils Erstpublikationen. Die Studien befassen sich in exemplarischer Weise mit Bildwerken des 16. bis 18. Jahrhunderts, vornehmlich aus norddeutschen lutherischen Kirchen. Im Zentrum stehen entweder einzelne biblische Perikopen mit ihrer literarischen und visuellen Auslegungsgeschichte (z. B. Gal 3,1; Gen 3,15; Ex 33,18–23; Mt 17,1–9) oder einzelne Bildwerke (Tafelbilder, Altäre, Epitaphien, Kirchengemälde etc.), die in den Zusammenhang mit zeitgenössischen Predigttexten, theologischen Traktaten und literarischen Dokumenten der Frömmigkeit gestellt werden. Insgesamt entwerfen die Untersuchungen das Panorama einer »frühneuzeitlichen Bildtheologie und -hermeneutik«, die Steiger als »Konstellationen sakraler Intermedialität« (S. 8) versteht. Steiger wendet sich gegen das Vorurteil, nach dem Bilder als bloß sekundäre Illustrationen und Dokumente bestimmter Frömmigkeitsformen oder lehrhafter Vorstellungen in Betracht gezogen werden. Steiger setzt dagegen die kenntnisreich versammelte Vielfalt literarischer und visueller Ausdrucksformen, durchaus verschiedener Gattungen, deren wechselseitige Ausdeutung und Erhellung er an sorgfältig ausgewählten Einzelbeispielen auf eindruckliche Weise aufzeigt.

In diesen Studien werden verborgene Schätze künstlerischer wie literarischer Art gehoben, womit zugleich der bildtheologischen These widersprochen wird, Luther und die lutherische Tradition des Protestantismus beschränkten die Funktion der Bilder auf ihren Nutzen für die Belehrung. Wie Predigten und etwa lyrische Texte zielten auch die Bilder nicht allein auf kognitiv disponierte Lehr-/Lernprozesse, sondern dienten dem, was Steiger vielleicht etwas vage »Meditation« (z. B. S. 216, S. 233, S. 364 u. ö.) nennt. Die Betrachtung von Bildern und bildlichen Inszenierungen intendiert die Verlebendigung und durchaus auch die sinnliche Intensivierung der christlichen Erlösungsbotschaft. Dieses Potential der Bilder entfalten Steigers Studien eindrucklich und belegen es mit zahlreichen qualitativollen Abbildungen. Ein Personen- und ein Bibelstellenregister erschließen dem Leser die einzelnen intermedialen Zusammenhänge, ergänzt durch ein umfangreiches Verzeichnis der einschlägigen Quellen und der Forschungsliteratur sowie durch einen detaillierten Anmerkungsapparat zu jedem Beitrag.

Die Beiträge dieses Bandes bieten Entdeckungen – sowohl dank der Akribie und des materiellen Reichtums ihrer Analysen als auch im Blick auf die vorgestellten Bildwerke selbst, für die Steiger große Neugier weckt. Das verschweigt der zumindest zurückhaltende Titel des Bandes. Die Studien reizen zum Besuch der Werke vor Ort und zur Fortführung der vorgelegten Deutungen. Nicht zuletzt lenken Steigers ikonographische Perspektive und ihre jeweilige frömmigkeitsgeschichtliche Kontextualisierung die Aufmerksamkeit auf weitere Bedeutungsdimensionen der Bildwerke: so auf die liturgische Nutzung der Artefakte, die Blickführung des Betrachters – etwa in der Differenz zwischen Nah- und Fernsicht von Altären –, die mediale Ausdifferenzierung von Realitätsebenen dort, wo Malerei, Skulptur und Relief, wo Liturgie und Anschauung aufeinandertreffen. Steigers ikonographisches Deutungsverfahren hebt die Entsprechungen zwischen bildlich und textlich organisierten Bedeutungen hervor. Die »intermediale Komparatistik« (S. 9) könnte das Spektrum solcher Entsprechungen erweitern, mutmaßlich aber auch überschreiten, wenn das Spezifische der diversen medialen Sprachformen stärker zur Geltung gebracht würde. Steigers Studien jedenfalls zeigen meisterlich die geradezu unerschöpfliche Produktivität der ikonographischen Methode.

Reinhard Hoeps